XIX. Band 1933 Heft 3

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von **Ernst Kris** und **Robert Wälder**

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psychoanalysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden, um Berücksichtigung finden zu können.

Die Redaktion

---

1) Die in der »Imago« veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis	8 Seiten	für 25	Exemplare	Mark 15.—,	für 50	Exemplare	Mark	20.—
von 9	„ 16	„ „ 25	„	„ 20.—,	„ 50	„	„	25.—
„ 17	„ 24	„ „ 25	„	„ 30.—,	„ 50	„	„	40.—
„ 25	„ 32	„ „ 25	„	„ 35.—,	„ 50	„	„	45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.—, Jahresabonnement Mark 22.—

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XVIII. Band (1932) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XIX. Band 1933 Heft 3

Abschiedsworte an Sándor Ferenczi

Von

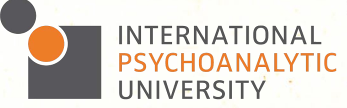
Max Eitingon

Berlin

Gesprochen in der Ferenczi-Gedächtnisfeier der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft in Berlin am 13. Juni 1933

Liebe Kollegen und Kolleginnen!
Verehrte Anwesende!

Die Nachricht, die uns vor drei Wochen plötzlich traf, Sándor Ferenczi sei gestorben, erschütterte uns deshalb so besonders tief, weil sie uns einer Hoffnung endgültig beraubte, die wir trotz banger Sorge und schmerzlicher Trauer seit dem vorigen Kongreß, im September 1932, noch innigst hegten, die Hoffnung, daß Ferenczi doch noch gesund und in alter Anteilnahme an unser aller Arbeit führend in unsere Reihen zurückkehre. Wir Älteren hatten nämlich in Wiesbaden mit Kummer entdeckt, daß manche beunruhigende Zeichen und Nachrichten aus der Ferne nicht getrügt hatten, daß ein körperlich schwer kranker und uns verlorengehender Mensch dort vor uns stand. Unendlich schmerzlich war uns die Notwendigkeit, darauf zu verzichten, Ferenczi die Präsidentschaft unserer Psychoanalytischen Vereinigung zu übertragen, ihm, dem Ältesten unserer engsten Brüdergemeinschaft in Freud, ihm, dem die Idee der Gründung der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung ihre Entstehung verdankt. Ferenczi gehörte zu der Gattung von Analytikern, die das, was ihnen wissenschaftliche Überzeugung ist, als ihren Lebensinhalt auch lieben, und die das, was sie lieben, auch schützen wollen. Und wir, die wir die Internationale Psychoanalytische Vereinigung so wollen wie sie gedacht war und wollen, daß sie so sein soll,



solange sie überhaupt ist, wollten und hofften, Sándor Ferenczi doch noch als Präsidenten der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung wiederzusehen.

Seine Krankheit, eine perniziöse Anämie, nahm aber nach anfänglicher Besserung einen deletären Verlauf, und nun sind wir durch ein unbarmherziges Schicksal endgültig um diese Hoffnung beraubt, und wer weiß, um wieviel mehr noch.

Stunden großer Trauer erwecken Erinnerungen an andere solche dunkle und viele andere feierlich-ernste, folgenschwere Momente, die deutlich die große Rolle beleuchten, die Ferenczi für uns gespielt hat, und besonders schweren, trauervollen Herzens spreche ich jetzt zu Ihnen über ihn, ich, den ein eigenwilliges Geschick dazu ausersehen hatte, in jenem analytischen Bruderkreise oft genug die Rolle eines Komplements zu dem älteren und größeren Bruder abzugeben in Sachen unserer Bewegung. Und ich liebte Ferenczi in erster Linie wegen seiner großen Liebe zu unserer Sache und dann wegen der tiefen Liebenswürdigkeit seiner Person. Allgemein erfreute sich Ferenczi neben der außerordentlich großen Wertschätzung, die er als psychoanalytischer Autor genoß, er ist wohl der Geschätzteste nach Freud selbst, einer ungewöhnlichen Beliebtheit. Es ist das etwas, was deutlich herausklingt aus der Verehrung für ihn, man muß nur genau hinhören, auch beim Lesen, wie man Ferenczi bei uns zitiert. Jedem Aufmerksamen dürfte dies sicher aufgefallen sein.

Jeder von Ihnen weiß, was Ferenczi war, was er uns wissenschaftlich bedeutet, und man wird es Ihnen heute in den wesentlichsten Zügen noch einmal zu vergegenwärtigen suchen. Aber es wird Sie gewiß interessieren, noch einige persönliche Daten über den so gut Bekannten zu erfahren, einige wenige auch aus seiner voranalytischen Zeit.

Ferenczi, dessen 60. Geburtstag wir jetzt zu feiern hätten, ist 1873 in Miskolcz, einer nordungarischen Provinzstadt, geboren worden. Sein Vater war Buchhändler, und es ist eine sehr hübsche Tatsache, daß die Begründer zweier sehr bekannter deutscher Verlage, Julius Bard sowie S. Fischer, bei seinem Vater gelernt hatten. Ferenczi studierte in Wien Medizin, kam 1897 als Dr. med. nach Budapest, wo er Assistenzarzt am St.-Rochus-Spital, und zwar an der Prostituiertenabteilung, wurde. Da schon hatte er sehr wesentliche Anregungen, sich mit Psychologie und Soziologie des Liebeslebens zu befassen. Seine wissenschaftliche Laufbahn begann er sehr bald mit klinischen Veröffentlichungen. 1900 kam Ferenczi als Sekundararzt an die neurologisch-psychiatrische Abteilung des Elisabeth-Armenhauses. Im Jahre 1904

erhielt er eine selbständige Stellung als Leiter des neurologischen Ambulatoriums der Budapester allgemeinen Krankenkasse. 1905 wurde er zum Sachverständigen für Neurologie am Budapester Gerichtshof bestellt. Ferenczi pflegte öfter zu erzählen, wie er in diesen Jahren zuerst auf die Traumdeutung und dann auch auf die Analyse des Vergessens von „Aliquis" in der damaligen ersten Veröffentlichung der späteren „Psychopathologie des Alltagslebens" in der „Monatsschrift für Neurologie und Psychiatrie" gestoßen war und, vom Wert beider nicht beeindruckt, sie zur Seite legte. Sehr bald darauf aber kam er, wie er mit dem ihm eigenen Humor beizufügen pflegte, über die exakte Stoppuhr und die diagnostischen Assoziationsstudien mit Jung in Berührung, und wie so mancher von uns Älteren, kam er über Zürich nach Wien zu Freud. Das dürfte im Sommer 1907 gewesen sein. Ferenczi behielt seine früher erwähnten Stellungen bis zur Gegenrevolution. Damals zur Rechenschaft gezogen, warum er die ihm während der kurzen Räteregierung angebotene Lehrkanzel für Psychoanalyse angenommen habe, zog er sich ganz in die freie Praxis zurück.

1907 kommt also Ferenczi zuerst persönlich mit Freud zusammen und gleich an diese erste Begegnung knüpft sich, wie Freud selbst berichtet hat, eine lange intime Freundschaft an, in deren Betätigung Ferenczi im Herbst 1909 auf die einzige Reise Freuds nach Amerika mitging, die zu den Vorlesungen Freuds an der Clark-University in Worcester führte.

1908 treffen wir Ferenczi auf der I. privaten Psychoanalytischen Vereinigung (so hießen unsere ersten psychoanalytischen Kongresse) in Salzburg und sofort gehört er da zu den sichtbarsten Figuren der nun anhebenden psychoanalytischen Bewegung.

Der Bericht „Über die II. private Psychoanalytische Vereinigung in Nürnberg am 30. und 31. März 1910" aus der Feder Ranks verzeichnet ein Referat von Sándor Ferenczi über die Notwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses der Anhänger der Freudschen Lehre und Vorschläge zur Gründung einer ständigen internationalen Organisation. Auf Grund eines summarischen Überblickes über den bisherigen Entwicklungsgang der Psychoanalyse hält damals Ferenczi die Zeit zur Gründung einer Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung für gekommen und unterbreitet dem Kongreß auch einen dahingehenden Vorschlag sowie einen Entwurf für ein Statut der zu gründenden internationalen Vereinigung. Der Vorschlag wurde gebilligt und die Internationale Psychoanalytische Vereinigung nach Modifizierung des Ferenczischen Statutenentwurfes konstituiert. Ferenczis ursprüngliches Motiv zu dieser Gründung war die Abwehr gegen die Ächtung der Psychoanalyse

durch die offizielle Medizin. Dahinter war aber auch schon bei ihm die so unsagbar wichtige, ja wichtigere Aufgabe der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung deutlich, dem Analytiker selbst eine feste Plattform zu geben und Schutz vor Abgleiten und Regressionen.

Durch die periphere Lage Ungarns dem unmittelbaren Kontakt mit der sich damals lebhaft zu regen beginnenden noch kleinen Gemeinschaft der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung etwas entzogen, entfaltete Ferenczi in Budapest selbst in jenen Jahren bis zum Kriege eine sehr lebhafte Tätigkeit; er hielt unermüdlich Vorträge in Ärztevereinigungen und anderen Kreisen, organisierte Seminare, begann seit seiner ersten, 1908 erschienenen Arbeit „Zur Psychoanalyse der männlichen Impotenz" viel psychoanalytisch zu publizieren, sofort Aufsehen erregend in unserem Kreise. Die kleine psychoanalytische Gruppe, die sich vor zwanzig Jahren (am 19. Mai 1913) in Budapest gebildet hatte, unter Ferenczis Leitung, mit Radó als Sekretär, entfaltete ebenfalls eine sehr rege Tätigkeit, und einige Schüler Ferenczis aus jener Zeit sind, außer Radó und Hárnik, die Ihnen bekannten ungarischen Kollegen Pfeiffer, Hermann, Róheim und Hóllos.

Ferenczis analytische Schriften sind, wie schon gesagt, zu den bekanntesten und wertvollsten unseres Schrifttums zu zählen; sie haben die größten Anregungen ausgeübt. Es ist sicher allen Anwesenden gegenwärtig, wie ungewöhnlich imponierend reichhaltig und thematisch mannigfaltig sie sind. Die in der zu seinem fünfzigsten Geburtstag im Jahre 1923 herausgegebenen Festschrift sich findende Bibliographie seiner Arbeiten, die hundertachtunddreißig Nummern umfaßte, gibt ein sehr gutes Abbild von der rastlosen geistigen Arbeit dieses Kopfes, der voller Ideen und Bilder war. Schon die voranalytischen Schriften, genau dreißig an der Zahl, zeigen den allgemein-ärztlich und dann neurologisch eingestellten jungen Arzt, der sich schon lebhaft für Sexuologie und Psychologie interessiert. Besonders bemerkenswert erscheint unter ihnen eine Arbeit „Über die sensorische Region der Großhirnrinde" aus dem Jahre 1902 zu sein. Die Therapie hat ihn von Anfang an intensivst in ihren Bann gezogen, und er beschäftigte sich viel mit Hypnose.

Ferenczi schreibt sehr schön, meist klar und durchsichtig, oft tadellos in der Form, interessant und eigentümlich reizvoll, sehr persönlich, so als ob er spräche. Seine Vorträge pflegten meist zu den Höhepunkten unserer Kongresse zu gehören. Die Fülle der Einfälle sprengte nicht selten die Form, aber immer wieder blitzte Menschlich-Tiefes und Erwärmend-Humorvolles auf.

Ferenczis geistige Physiognomie ist am leichtesten in ihrer Gegenüberstellung zu der Karl Abrahams zu beleuchten. Wenn wir Abraham einmal den Klassiker der Psychoanalyse und ihrer Literatur genannt haben, so ist jetzt Ferenczi in einer eben erschienenen kurzen Würdigung (in der letzten Nummer der „Psychoanalytischen Bewegung") als der Romantiker der Psychoanalyse bezeichnet worden. So wenig erschöpfend die so typisierende Antithese: Klassiker — Romantiker an sich sein mag, so treffend ist sie hier. Und der Vergleich Ferenczi—Abraham lag uns immer nah. Waren doch das unsere Bedeutendsten. Und Freud selbst sagte in seinem so eindringlichen wie gemeißelten „Nachruf auf Abraham": „Unter allen, die mir auf dem dunklen Wege der psychoanalytischen Arbeit gefolgt waren, erwarb er eine so hervorragende Stellung, daß nur noch ein Name neben ihm genannt werden konnte." Den Namen Ferenczis wird unser Meister gemeint haben. So verschieden wie der Stil der beiden waren auch die beiden wissenschaftlichen Menschen selbst. Abraham scharfblickender Empiriker, unbestechlich induktiv, mit strengster Logik schließend, Schritt für Schritt hinaufklimmend, um dann weite Übersicht bietend von den erreichten Höhepunkten. Ferenczi ebenfalls subtilster Beobachter, mit wunderbarem Sinn für die verborgenen Zusammenhänge, fast ein Seher in Psychologicis. Aber auch prachtvoll schweifend in den kühnen Spekulationen seiner meist glücklich gebändigten wissenschaftlichen Phantasie (ich erinnere hier besonders an seinen „Versuch einer Genitaltheorie" und seine sonstigen psychobiologischen Gedankengänge). Für diese seine schöpferische Phantasie hängen Ferenczi besonders die dichterisch Veranlagten unter den guten Psychoanalytikern an. Lassen Sie mich hier nur Groddeck und Simmel repräsentativ nennen.

Es war eine sehr freundliche Fügung, die Ferenczi und Ahraham unserer Bewegung gleichzeitig schenkte. Wie kein anderes wissenschaftliches Tun, braucht unser psychoanalytisches die Verquickung, die Synthese beider Typen, des Romantikers und des Klassikers, die beides ja nur Hälften ihrer Einheit sind, die am Anfang der Analyse war und auch auf ihrem ganzen Weg ist: der Wesenheit Sigmund Freuds.

Ich wünschte, meine Worte wären jetzt mächtig genug, Sie für eine kurze Zeit in das Arbeitszimmer Professor Freuds zu versetzen und Sie einem Gespräch zwischen ihm und Ferenczi beiwohnen zu lassen. An einer leisen Äußerung Freuds entzünden sich Einfälle Ferenczis, weiteres Material enthaltende Repliken lassen verblüffende Folgerungen und gedrängteste Gedankenreihen wie glänzende Nebelstreifen aufwallen, die sich dann bald zu Planeten neuer Problemlösungen verdichten, bis eine Endbemerkung der

kristallklaren und herben Gedankenzucht des Professors Licht werden läßt im Weltenraum der betreffenden Diskussion, Grenzen sichtbar werden lassend und ungelöste Fragen, aber auch kostbarste Gedankenfunde dazwischen.

Der Romantiker Ferenczi äußerte sich natürlich auch im Lehrer Ferenczi. Er, der größte Anreger unter den Analytikern, das hervorragendste und verlockendste Vorbild, von dem alle so viel gelernt haben, hatte keine durchwegs reine Freude an dem systematischen Ausbau unseres Unterrichtswesens. Er, der innerlich Rastlose, voller Gesichte und Ideen Steckende, hätte uns am liebsten mit einem Minimum von Lehrsystem gesehen, wie ihm auch die Internationale Psychoanalytische Vereinigung mit weniger oder ganz ohne Statut besser gefallen hätte. Ein so wichtiges Instrument unseres Lehrens, wie die Kontrollanalyse zum Beispiel, hatte nie recht seinen Beifall gefunden. Er wollte unmittelbarer, direkter lehren und war ein unwiderstehliches Modell. Wie auch die Sammlung seiner psychoanalytischen Aufsätze, seine „Bausteine der Psychoanalyse“ eine wirkliche eigene Lehranstalt der Psychoanalyse sind. Er, Ferenczi, erinnerte mich in dieser Beziehung immer an die berühmten altchinesischen Malerbücher, die wirklich Malerakademien zu ersetzen imstande gewesen sein sollen. Wunderbare Künstlergenerationen haben aus ihnen so unvergleichlich gut malen gelernt.

Für die Technik seines Lehrens ein Gleichnis suchend, fällt mir der Gärtner ein. Er holt Bestes, Erstaunlichstes aus seinen Pfleglingen heraus, mitunter mit der Intensität von Gewächshausatmosphären, und die Schüler wissen gut, wofür sie ihm so dankbar sind.

Und dieser liebevolle und geniale Gärtner-Lehrer — formte Heiler, weil ihm selbst am Heilen so viel lag, am Wirken, am Bewirken der Veränderung als Kriterium des richtigen Denkens, am Verschwindenmachen des Krankheitszeichens als gleichsam negativem Materialisationsphänomen der Wahrheit. Ferenczi war einer der am ärztlichsten, am helferischsten Eingestellten unter den Psychoanalytikern, dafür wissen wir ihm besonders heißen Dank. Ihm selbst aber hat dies noch in den letzten Jahren viel Anstrengendes und Schweres gebracht, ihn mit dem ihm eigenen Mut zurücksteigen lassend in verlassene Stollen therapeutischen Tuns und daraus folgenden analytischen Denkens.

Ferenczi war ein ungemein liebenswürdiger Mensch. Er hatte jene Art von Humor, dessen Quellwasser nach Güte schmeckt, und er hatte vor allem sehr viel von jenem menschlichen Charme, jenem Zauber, mit dem auch das Arztsein so viel leichter ist.

Für uns Berliner lag Budapest nie sehr weit weg. Nach dem Kriege rückte es immer näher, ja ein beträchtlicher Teil der Gruppe Ferenczis war seitdem immer hier bei uns; Ferenczi selbst Ehrenmitglied unserer Vereinigung. Nach Abrahams Tod dachte er vorübergehend daran, hierher zu uns zu übersiedeln. Jetzt, wo so viele Mitglieder unserer Gesellschaft uns verlassen, ist auch er, am weitesten, fortgegangen. Unser dankbares Gedächtnis wird die Ferne überbrücken, sein Bild bleibt, uns im Herzen und hier im Raume, wo sein Name so oft erklingt.

Gedenkrede für Sándor Ferenczi

Von

Ernst Simmel

Berlin

Gesprochen in der Trauersitzung der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft in Berlin am 13. Juni 1933

Meine Damen und Herren! In dieser Stunde, in der wir uns schmerzlich auf die Tatsache besinnen müssen, daß der schöpferische Quell aus Sándor Ferenczis Schaffen für die Psychoanalyse als Wissenschaft, als praktische Heilkunde, als Bewegung versiegt ist, übersteigt es das Vermögen eines Einzelnen, Ihnen den vollen Umfang des Werkes zu zeichnen, das von einer so überragenden und fesselnden Persönlichkeit uns als Vermächtnis hinterlassen wurde. — Sein Gesamtwerk ist ein Vermächtnis. — In dieser Tatsache liegt für uns Nachlebende Trost und Erhebung über die persönliche Trauer um den Verlust eines so gütigen und liebenswürdigen Menschen. Sein Werk ist für uns ein Vermächtnis — das will sagen: es ist die große leidenschaftliche Willenskundgebung eines Mannes, den wir als Führer liebten und der nun uns die Pflicht auferlegt des Weiterwirkens im Lebendigen auf Wegen, die er uns gewiesen hat. Alles, was er geschaffen hat, ist ja aus dem Leben gewonnen und nur für das Leben, für das Wirken, für die Wirklichkeit gedacht. Wie kühn auch seine spekulative Phantasie immense Perspektiven erschloß — von der Psychoanalyse des einzelnen Kranken zur Sozietät der Gesunden, bis zur Menschwerdung der Art aus der Gattung des Gesamt-Tierischen, schließlich zur kosmischen Schau einer Bioanalyse des Lebendigen — immer blieb er dem Objekt verhaftet, d. h. dem Mitmenschen, dem Mitleidenden, dem Mitstrebenden, für den er aus der Überfülle seiner Gaben schuf und schenkte. Trotz der Großartigkeit aber seines inneren Reichtums überfiel ihn nie die Hybris des Wissensberauschten, wie es so manchem anderen der Männer erging, die in unmittelbarer Nähe des Schöpfers der Psychoanalyse, als erste mit ihm, Niegesehenes entdeckten und dabei allzu schnell verdrängten, daß Freud sie erst sehen gelehrt hatte. Ferenczi betrachtete seine Gesamtarbeit stets nur als eine einzige große Leistung des Dankes an unseren Meister. Von allen Mitarbeitern und Schülern Freuds ist er auch wohl der, dem die uns alle einende Identifizierung mit der Sache und mit der Person Freuds in glücklichster Synthese gelungen ist, nämlich in der unerhörten Sachlichkeit, die vor der eigenen Person nicht haltmacht, gepaart mit ständiger unerbittlicher Kritik an sich selbst.

Ferenczi hat trotz seiner genialen Fähigkeit, aus der Beobachtung des Einzelnen die Blickrichtung für die Totalität zu erschließen, niemals verfehlt, auch auf Lücken beziehungsweise die erst sich ergebenden Anfänge in seinen mehr systematisierenden Betrachtungen hinzuweisen. — Und mit dem Mut des unerschrockenen Forschers, der — weil selbstsicher — in unbekanntes Gebiet vordringen darf, weiß er auch noch genug des Wichtigen und Wissenswerten zu berichten selbst von Wegen, die sich nicht als gangbar zu dem erstrebten Ziele erwiesen. In der Umkehr von solchen Forschungsexpeditionen verriet er seine Bescheidenheit, wenn er seine Leistung dadurch zur Genüge gekennzeichnet glaubt, daß er meint in solchem Fall „Warnungstafeln angebracht zu haben, die anderen den Aufwand ersparen sollen, gleichfalls in die Irre zu gehen". — Ferenczi ist wie Freud als Schaffender Wissenschaftler und Künstler zugleich. Intuitiv Erschautes weiß er in übergeordnete Zusammenhänge einzuordnen, um sie in realer Okjektbezogenheit abzugrenzen. Und mit dem sprachlich plastischen Ausdruck, durch den er seine Gedankengänge uns sinnfällig zu vermitteln und so unser eigenes Denken und therapeutisches Handeln produktiv zu gestalten wußte, erwies er sich als Meister in der Kunst, „Autoplastik" in „Alloplastik" zu wandeln. — Es ist kein Zufall, daß ein Forscher, dessen psychoanalytisches Schaffen immer mit einem Ringen um die eigene Objektivität vergesellschaftet war, der Entdecker der für die Ichpsychologie so wichtigen „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes" werden mußte. Durch sie gewann er auch, worauf ich noch zurückkommen möchte, die wissenschaftstheoretische Basis für die fundamentale Abgrenzung der psychoanalytischen Heilkunde gegenüber anderen Psychotherapien. — Der Weg zu Freud aber, von der psychiatrischen und neurologischen Schulmedizin zur Psychoanalyse, d. h. der Vorzeit seiner psychoanalytischen Ära, war für Ferenczi nicht so kurz und mühelos, wie er etwa heute für die jungen Adepten unserer Wissenschaft ist, denen ein Lehranalytiker mit eigenen Widerständen aufräumen hilft.

Im Jahre 1900 wurde Ferenczi bereits mit der Traumdeutung bekannt — ein Gefühl der Ablehnung aber ließ ihn seine Interessen doch noch für einen Zeitraum von acht Jahren im wesentlichen in der organischen Neurologie suchen. Er publiziert Arbeiten über „Anwendung des Morphins bei älteren Personen", über „Bradycardia senilis", über „Herderkrankung der rechten Hemisphäre", über Nervenkomplikationen bei einer Wirbelentzündung, über Bromismus, Tabes dorsalis, Labyrinthaffektion nach Fiebererkrankung — und auch über „Die Organisation des assistenzärztlichen Dienstes in den

Hospitälern"; dazwischen aber tauchen doch immer schon Arbeiten auf, die den späteren Ferenczi verraten. So 1900 über „Bewußtsein und Entwicklung", 1901 über „Die Liebe in der Wissenschaft", über „Lektüre und Gesundheit", 1902 eine Arbeit über Paranoia und eine über „Homosexualitas feminina", 1904 über den therapeutischen Wert der Hypnose, 1906 über hypnotische Suggestion. Im Jahre 1908 ist er dann endlich ganz bei Freud. — Und tief ergriffen von dem Neuland, das sich hier seinem Wirken im Dienste der neurotisch Erkrankten auftut, sehen wir ihn zunächst in den Fach- und anderen wissenschaftlichen Vereinen seiner Heimatstadt Budapest unermüdlich für Freud werben. Über die Erfolglosigkeit des praktischen Neurologen, dessen Patienten ja im wesentlichen neurotisch Kranke sind, spricht er sich in bitterer Ironie aus, nachdem er selbst das Beispiel zu produktiver Wendung gegeben hat. Die Tätigkeit des Neurologen für seine kranken Neurotiker ist ihm „bestenfalls eine gelungene schauspielerische Leistung". „Viele Ärzte mögen dabei glücklich sein; ich war nicht glücklich." Er war es nicht, weil er auch in der voranalytischen Zeit seine Kranken ernst nahm und mit der Bescheidenheit des Naturwissenschaftlers, dem alle Äußerungsformen des menschlichen Krankseins wichtig sind — sogar das, was der Kranke spricht —, in Geduld nicht nur zusehen, sondern auch zuhören konnte. In dem Kampf, den die Neurologen in Wirklichkeit gegen ihre Neurotiker führten, war er naturgemäß auf Seiten der Kranken und stimmte begeistert jenem Patienten zu, der auf den Vorwurf des Arztes: „Sie bilden sich ja bloß alles ein", erwiderte: „Warum bilden Sie sich denn nichts ein, Herr Doktor?"

Einmal ergriffen von der Tatsache, daß in der Psychoanalyse durch die Kraft der verbalen Beziehung zwischen Arzt und Patient sich wirklich Psychisches auf Psychisches auswirkt — wobei der Kranke allerdings im Gegensatz zu früherer Psychotherapie in erster Linie zum Worte kommt —, ist Ferenczi vielfach bemüht, im speziellen die anderen Scheinpsychotherapien zu bekämpfen, und zwar in der für ihn spezifischen Weise durch eine psychoanalytisch-kritische Untersuchung der Wirksamkeit beziehungsweise Unwirksamkeit der nun seit Freud antiquierten Methodik. — In der Arbeit „Glaube, Unglaube und Überzeugung" findet dieser Kampf gegen den ins Psychotherapeutische erhobenen Betrug am Patienten, aufgebaut auf einem Selbstbetrug des Arztes, seinen eigentlichen wissenschaftlichen Niederschlag. Er kann sich bei dieser Untersuchung auf seine bereits erwähnte so grundlegend wichtige Studie „Über die Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes" stützen. Im Verhältnis von Arzt und Patient kehrt

das Verhältnis des Kindes zu seinen Eltern wieder; das Verhältnis des Arztes zu seiner Wissenschaft ist aber aus dem gleichen Grunde affektiv vom Unbewußten aus determiniert. — Auf das Studium der halluzinatorischen Allmacht und der magischen Wort- und Gebärdensprache verzichtet das Kind durch Projektion dieser Allmacht auf die Personen, von denen es abhängig ist, die es zu seiner Sicherheit braucht. Diese Persönlichkeiten repräsentieren die Wirklichkeit. „Wirklich ist das, was außer uns wirkt und sich unserer Sinneswahrnehmung aufdrängt, auch wo wir es nicht wollen". — So vermischen sich Glaube und Wirklichkeit. Die Enttäuschung aber in dem Glauben an die wirkliche Allmacht der Großen zeitigt nach der religiösen Phase des Realitätssinnes seine schmerzlichere Phase, nämlich die der wissenschaftlichen Erkenntnis. Die Enttäuschung, die man so als Kind in psychologischen, d. h. religiösen und sexuellen Dingen von seiten der Eltern erfahren hat, macht aus den Wissenschaftlern später auf ihrem Regressionswege skeptische Psychophoben. — Die materialistischen Wissenschaftler hängen daher am Unglauben, wie die Patienten derselben Epoche am Glauben. Die Ärzte drängen auf konkrete Beweise und wollen ihr Interesse nur auf das begrenzen, was man als „wirklich" wahrnimmt — auf Anatomie und Statistik. Sie überbetonen teils das Intellektuelle auf Kosten des Emotionellen im Unglauben und merken nicht, daß ihre Psychotherapie sich lediglich auf den Glauben ihrer Patienten stützt — das Hauptvehikel für die Wirksamkeit von Persuasion und Suggestion. Hierbei ist der Akzent wieder auf das Emotionelle zu Ungunsten des Intellektuellen verschoben. Glaube und Unglaube aber als integrierender Bestandteil einer wissenschaftlichen Erkenntnis oder auch eines therapeutischen Effekts ist nach Ferenczi stets ein Akt der Verdrängung, darum irrationell und trügerisch. Die tatsächliche Überzeugung aber, d. h. eine unparteiische Urteilsfällung psychologischen Tatbeständen gegenüber erwirbt man nur durch das eigene Erleben, d. h. durch die eigene Analyse, durch die der Wirklichkeitssinn von den Schlacken des Verdrängungsprozesses befreit wird. Das intellektuelle Interesse für die Sache wie die emotionelle Liebe zu ihr kommt dabei in realitätsgerechter Mischung zu ihrem Recht. — So hat Ferenczi bereits im Jahre 1913 der Forderung Freuds nach der eigenen Analyse des Analytikers wie seiner Kritiker von psychoanalytischer Seite her die wissenschaftstheoretische Basis geliefert.

Bei solcher Strenge der Kritik gegen Beruf und Berufung des Analytikers, die bei Ferenczi, wie gesagt, immer das Ergebnis auch einer Selbstkritik ist, ist es kein Wunder, daß er ein wachsames Auge auch gerade auf die

unter seinen Gefährten hatte, die wie er im engsten Gefolge des Meisters als Führer in der Front der psychoanalytischen Bewegung schritten. Er bemerkte bei ihnen, sofern sie die Nähe der überragenden Größe Freuds nicht ertrugen, einen Mangel an analytischer Selbstzensur. Er bemerkte, wie solche Führer der Verführung der anziehenden Kräfte ihres eignen Unbewußten unterlagen und in regressiver Belebung infantiler Stufen ihres „Wirklichkeitssinnes" auch andere — Patienten wie Schüler — zu verführen trachteten durch moralisieren, belehren, prophetisieren (Jung) oder durch Einzwängung des ganzen neurotischen Seelenlebens „auf das Prokrustesbett einer einzigen Formel" (Adler), wobei hier das „wirklich" Anatomische (als Organminderwertigkeit) wieder eingeschmuggelt wurde. Mit der liebenswürdigen Ironie, die Ferenczi in seinen Kritiken so oft eigen ist, meint er: Viele Neurotiker sind selbstverständlich entzückt von der Adlerschen Lehre und ihren charakterologischen Feinheiten, finden sie doch in ihr ihre eigenen Ansichten über ihren Zustand — nämlich die falschen — wieder. Bei aller negativen Kritik ließ Ferenczi selbstverständlich niemals Blick und Achtung für das Positive und Große an der wissenschaftlichen Leistung der von ihm Kritisierten vermissen. Das beweist er in seiner ausführlichen Kritik an Jungs „Wandlungen der Symbole der Libido" und in besonders schöner Weise in seiner kritischen Auseinandersetzung mit James Putnam über „Psychoanalyse und Philosophie". Hier wie immer kommt es ihm darauf an, im kritischen Gefecht dahin zu wirken, Einflüsse abzuwehren, die die psychoanalytische Wissenschaft auf ihrem nach eigenem Gesetz laufenden Entwicklungsgang hemmen können. Im Kampf mit dem Gegner nimmt er aber gleichzeitig auch die Sache des Gegners selber wahr. Er schützt nämlich auch die Philosophie vor dem Psychoanalytiker Putnam, damit sie sich durch allzu voreilige Vermengung mit der Psychoanalyse nicht um ihre eigene Fortentwicklung gerade auch im neuen Licht psychoanalytischer Betrachtungsweise bringt.

Begabt mit einem wirklichen Sinn für Wirklichkeiten und einem entsprechenden Verantwortungsgefühl, bemerkte Ferenczi frühzeitig mit Besorgnis die Schwierigkeiten und Gefahren, die der Psychoanalyse aus dialektischer Notwendigkeit mit zunehmender Ausbreitung an ihren Randzonen, in Berührung mit der wissenschaftlichen Öffentlichkeit, erwuchsen. Seine kämpferische Art wie sein strategischer Blick ließen ihn erkennen, daß gegen solche Art von Gegnerschaft jeder Analytiker als Vereinzelter einen unfruchtbaren „Guerillakrieg" zu führen gezwungen sei und sich in der lächerlichen Rolle „von Friedensaposteln befinde, die für die Verwirklichung

ihres Ideals Krieg führen". Dieser aufgezwungene Kampf, das erkannte er 1913 klar, verlangte zur Gegenwehr den organisatorischen Zusammenschluß der psychoanalytischen Arbeiter wie der psychoanalytischen Arbeit. Ein Vorwärtstreiben der psychoanalytischen Bewegung, eine Propagierung ihrer Erkenntnisse mit dem klaren Ziel der Neurosenprophylaxe konnte letzten Endes nur darin bestehen, daß unter einheitlich führenden Gesichtspunkten die Bekämpfung der Gegnerschaft durch Einsicht in ihre Motive ergänzt werde. So tritt Ferenczi im Jahre 1908 vor den Analytikerkongreß in Nürnberg mit dem Appell zur Gründung der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. Und wiederum ist es charakteristisch für ihn, daß er diesen Antrag stellt auf Grund einer psychoanalytisch-wissenschaftlichen Kritik über den bisherigen Ablauf der psychoanalytischen Bewegung, über ihre Struktur wie über ihre bipolare Dynamik. In Anbetracht der zu gründenden Vereinigung aber versäumt er nicht, gleichzeitig eine wissenschaftliche Arbeit zu liefern über Psychogenese und Psychomechanik der allzu menschlichen Vereinsmeierei. Aber gerade weil Analytiker sich zusammenschließen wollen, sieht er eine solche Organisation nicht als hoffnungslos an. Er meint: „Die autoerotische Periode des Vereinslebens wird allmählich durch die fortgeschrittene der Objektliebe abgelöst werden, die nicht mehr im Kitzel der geistigen erogenen Zonen (Eitelkeit, Ehrgeiz), sondern in den Objekten der Beobachtung selbst Befriedigung sucht und findet." Den organisationsfeindlichen Analytikern aber wirft er vor, daß für sie als Schüler des Meisters die „heroische Phase" der psychoanalytischen Bewegung vorüber sei. Für den Kampf um unsere Sache sei es weder statthaft noch zweckdienlich, sich mit dem Entdecker Freud gerade in der Rolle des einsamen Streiters identifizieren zu wollen. Wen wird es wundern, daß Ferenczi mit seiner theoretisch-kritischen Untersuchung direkt in die praktische Realität einmündet und seine hochwissenschaftliche Untersuchung beschließt mit den Worten: „Ich beehre mich, einen Entwurf der Statuten der Vereinigung zu unterbreiten." — Auf Grund dieser Statuten wurden wir als Internationale Psychoanalytische Vereinigung das, was wir heute sind,

Bei dem ausgesprochenen sozialen Sinn, den Ferenczi von Anfang an als Ergebnis seiner Forschung betätigte, ist es uns verständlich, daß dieser seltene Mann sehr frühzeitig seine wissenschaftlichen Erkenntnisse in den Dienst ganz großer sozialer Probleme zu stellen suchte. So bemühte er sich, auf die Pädagogik im Interesse der Neurosenprophylaxe zu wirken. Schon 1910 veröffentlichte er eine Arbeit über „Psychoanalyse und Pädagogik". Diesem Thema blieb sein Interesse immer treu. 1922 gibt er in seinen

„sozialen Gesichtspunkten in der Psychoanalyse“ einen wichtigen Hinweis auf den Einfluß des Familienromans, sowohl auf den sozialen Aufstieg, wie auch auf den sozialen Niedergang der Persönlichkeit. Im Jahre 1929 weist er durch die Veröffentlichung des erschütternden Dokuments des Tagebuchs eines Proletariermädchens die Pädagogik auf ihre Pflicht zur psychoanalytischen Erkenntnis hin. Und im selben Jahr, in dem dieses Mädchen die so ersehnte Hilfe des gütigen Ferenczi unter dem Zwang des Sterbenmüssens durch Selbstmord illusorisch machte, weist er uns auf die Überwertigkeit des Todestriebes bei jenen Menschen hin, die frühzeitig als Kinder erfahren müssen, daß sie gerade deswegen nicht geliebt werden, weil sie leben.

Im Jahre 1919 verlangte Ferenczi als erster eine psychoanalytische Revision der Soziologie. Er inauguriert sie durch Anwendung psychoanalytischer Erkenntnisse auf jene neurotische Erkrankung, die über den individuellen Organismus hinaus sich im sozialen Organismus, in der Gesellschaft selbst auswirkt, bei der Kriminalität. Er knüpfte dabei an einen Vortrag an, den er schon sieben Jahre zuvor im ungarischen Reichsverein der Richter und Staatsanwälte gehalten hatte, und erklärte, daß eine Heilung der sozialen Übel nur möglich sei durch eine Reform der Erziehung auf psychoanalytischer Grundlage. In seiner ersterwähnten Arbeit über Kriminologie (1919) weist er bereits darauf hin, daß die Bestrafung des Rechtsbrechers nur scheinbar im Dienst der Herstellung der beleidigten Rechtsordnung steht, daß in Wahrheit bei der heutigen Art der Strafbemessung und des Strafvollzugs dem Strafbedürfnis des Delinquenten eine libidinöse, d. h. sadistische Straflust des Rechtsverteidigers entgegenkommt.

Wollte ich jetzt versuchen, der Bedeutung Ferenczis gerecht zu werden, die er innerhalb der Psychoanalyse, d. h. für den Aufbau und den Ausbau unserer Wissenschaft gewonnen hat, so müßte ich beinahe über das Thema sprechen: Die Psychoanalyse selbst, als Wissenschaft, namentlich als Naturwissenschaft, und als praktische Heilkunde. So bedeutsam sind seine Entdeckungen, seine Neuerungen sowohl in der Theorie wie in ihrer praktischen Anwendung. — So vielfältig wie er hat, nächst Abraham, wohl keiner von uns auch Fingerzeige und Wegweisungen Freuds produktiv aufzunehmen und zu eigenem Neuen auszugestalten gewußt. — Gemäß seiner Wesensart, die gleich begabt war für die innere Schau genialer Intuition wie für die Wahrnehmung und konkrete Abschätzung objektiver Tatbestände, lag seine Hauptstärke in der Kombination von Theorie und Praxis für das aus der Empirie erworbene Wissen und rückläufig in besonders hohem

Maße für die Befruchtung der Technik aus der Theorie — für das Können aus dem Kennen. So war er gerade der Mann, den die von Freud gestellte Preisfrage „nach den Wechselbeziehungen zwischen Theorie und Praxis" aufs höchste reizen mußte. Im Jahre 1923 unterzog er sich ihrem Studium mit seinem damals noch schritthaltenden Weggenossen Rank. Die Fülle seiner Erfahrungen überblickend, stellt er seine Betrachtung auf das zentrale, heute noch in gleichem Maße die Technik interessierende Problem ein, auf die Beziehung zwischen „Erinnern" und „Wiederholen" — auf das Verhältnis der neurotischen, anachronistischen, infantilen zur aktuellen Situation und ganz speziell zur Aktualität der Übertragungssituation. Theorie und Therapie werden miteinander unter dem Aspekt des Wiederholungszwanges konfrontiert. Die „Übertragungssucht", die den Neurotiker nicht nur in der Analyse sondern auch im Leben auszeichnet, muß sich zum Wiedererleben der „Urneurose" in der Übertragungsneurose konzentrieren; und hier muß unter der Auswirkung nur schrittweiser Gewährung oder auch Versagung der Affektabreaktion eine Phase der „Libidoentziehung" einsetzen. Dabei muß für die Realsituation nach Möglichkeit die Versagung der Abreaktion angestrebt werden, um sie der analytischen Situation vorzubehalten. Wesentlich ist eben, daß der Patient vor der Erfüllung seines libidinösen, auf Affektabfuhr gerichteten Strebens, die er sonst nirgends im Leben hatte, auch das Stadium seiner infantilen Libidoversagung wiedererlebt. Die reale Reproduktion der „Urneurose" muß schrittweise an den Fixierungsstellen der Libidoentwicklung vor sich gehen, von denen sie ihren Ausgang genommen hatte. — Wir sehen Ferenczi konsequent auf seinem von Anfang beschrittenen Wege, dem Patienten Gesundung durch das „Erlebnismoment" zu schaffen. Schien dieses doch in der technischen Auffassung mancher Kollegen nach Abkehr von der eigentlichen Katharsis zu wenig beachtet. Das affektive Moment in der Ökonomie der Behandlungsdynamik findet hier wie auch später immer in Ferenczi einen sorgsamen Anwalt. Hier liegen auch die Anfänge seiner „aktiven Therapie", die auf eine Anregung Freuds am Budapester Kongreß zurückgingen. Wie kritisch er aber seine aus der Technik erworbenen Ansichten und deren Rückwirkung auf die weitere Gestaltung des Behandlungsablaufs beobachtete, davon hat er immer und immer wieder Zeugnis abgelegt. Die Terminsetzung, die er schon in der gemeinsamen Arbeit mit Rank als maßgebend für das Problem der „Libidoentziehung" ansah, speziell für das letzte Stück der Analyse, für das „Abhaspeln derselben von der analytischen Spule auf die reale" — hat er später, wie wir wissen, fallen gelassen, da die Tendenz, den Zeit-

widerständen des Neurotikers systematisch mit Terminsetzungen begegnen zu wollen, nur allzu leicht die Gefahr des Re-Agierens des Analytikers auf Grund des Agierens des Analysanden in sich schloß.

Meine Damen und Herren! Ich halte einen Augenblick inne, um einer Erwartungsangst meiner verehrten Zuhörerschaft zu begegnen. Sie würden es sicherlich wie ich als eine Versündigung an dem Andenken Ferenczis und seiner Leistung empfinden, wenn ich den Reichtum seines Schaffens dadurch schmälerte, daß ich etwa eine Inhaltsangabe seiner sämtlichen Werke versuchte, was im Ablauf einer kurzen Stunde nur in stümperhafter Weise geschehen könnte. Ich kann nur dankerfüllter Selbstbesinnung dienen durch eine wenn auch noch so nebelhafte Skizzierung dessen, was er uns war und darum uns bleibt. Als unser aller Ideal-Ich bleibt er der Techniker, der hinter und vor alle Maßnahmen im Dienste am Kranken die rücksichtsloseste Selbstbesinnung setzte. — Die Bewältigung der Gegenübertragung, über die er 1919 berichtete, war für ihn das A und Ω jedes technischen Könnens. Erst sie befähigt und berechtigt den Analytiker zu Maßnahmen, die sich als eine artifizielle Aktivierung des Verdrängungs- beziehungsweise des Wiederverdrängungsprozesses im Ablauf der Analyse auswirken. Im Jahre 1920 publizierte er seinen „Ausbau der aktiven Technik" und 1925 als Ergänzung dazu ihre „Kontraindikationen". Im Kern hatte er eigentlich nichts zurückzunehmen, die „Gebots- und Verbotstechnik", die er uns lehrte, hat uns zu einem wertvollen Zuwachs unseres Könnens verholfen — wir müssen nur Ferenczis Mahnung eingedenk bleiben, daß das Problem „gegen das infantile Lustprinzip" dabei gewahrt werden muß. Der Zweck kann nur sein, auf der Basis der Übertragung latente affektive Energiemengen durch Hemmung von Lustvollem und Antrieb zu Unlustvollem in Erscheinung zu bringen und in sorgsamer Abwägung der Reziprozität zwischen Emotionellem und Intellektuellem unbewußtes Material auf die Stufe des Vorbewußten zu heben und so der Deutung zugänglich zu machen. In seinem Kongreßvortrag im Jahre 1930 über „Relaxationsprinzip und Neokatharsis" gelingt Ferenczi schließlich der metapsychologische Einbau des alten kathartischen Moments in den modernen Stand der Technik — auch durch Gewährenlassen des Lustvollen, allerdings unter dem Aspekt einer „Ökonomie des Leidens". Das Deutungsmoment der psychoanalytischen Einfallstechnik wird dabei von Ferenczi, dem Meister der Symbolik, niemals unterschätzt. Mit voller Berechtigung legt er nur Wert auf die Erforschung und technische Handhabung des Tatbestands, daß auch die freie Assoziation sinngemäß der

Förderung des „Erlebnismomentes“ diene. In sehr glücklicher Weise lehrte er uns die kombinatorische Verwendung beider Tendenzen in seiner Publikation 1924 „über forcierte Phantasien“. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an Ferenczis kleine geistvolle Studie „Über die Analyse von Gleichnissen“ aus dem Jahre 1915, in der er bei dem Vorgang des freien Assoziierens der Patienten und der „gleichschwebenden Aufmerksamkeit“ des Analytikers die funktionale Energieverschiebung im Dienste der Herabsetzung des Zensurwiderstandes untersucht. — Den tiefsten Eindruck von Ferenczis Arbeitsweise gewährt uns wohl seine Publikation „Über die Psychoanalyse von Sexualgewohnheiten“. Hier gelangt er bei seinen technischen Beobachtungen den Vorläufern der Über-Ich-Bildung auf die Spur. Dadurch, daß er in bestimmter psychoanalytischer Situation seine Patienten ermuntert, gegen Sexualgewohnheiten genitaler und prägenitaler Natur anzugehen, entschleiern sich diese als Abbilder „infantiler Ungezogenheiten“ im Dienste eines nachträglichen Gehorsams beziehungsweise Ungehorsams. Mit der Stipulierung einer „Sphinktermoral“ als einer physiologischen Vorstufe des Ich-Ideals findet er hier durch eine „Analyse von unten“, wie er es bezeichnet, auf dem Umweg über die Beobachtung der Rollenverteilung im analytischen Regressionsprozeß zwischen dem Über-Ich des Patienten und dem aktivierenden Analytiker einen neuen bemerkenswerten Zugang zu dem wichtigen, ihn von jeher besonders unter dem Einfluß von Groddeck so stark interessierenden Problem der Auswirkung des Psychischen im Organischen. — Die ungewöhnliche Gabe Ferenczis, dem Patienten nicht nur zuzuhören, sondern auch zuzusehen, hat ihn stets befähigt, Manifestationen des Unbewußten auch noch in ihren unscheinbarsten Schlupfwinkeln zu entdecken. In der Analysestunde „von der jeweiligen Oberfläche“ ausgehen, heißt für ihn auch von der Körperoberfläche der Patienten ausgehen, die in ihrem mimischen Spannungsspiel wie die Meeresoberfläche verrät, was in ihrem tiefsten Grunde, im Es, und der von ihm innervierten Planktonschicht, der Organwelt, vorgeht. Im Bestreben, dieses Unbewußte ins Vorbewußte zu heben und so der gemeinsamen Deutungsarbeit zugänglich zu machen, hat Ferenczi uns, wie wir in all seinen technischen Ratschlägen immer wieder mit Bewunderung sehen, mit einer Fülle origineller Hinweisungen beschenkt. Ich erinnere an seine Arbeit „Über die passagere Symptombildung“ — über die hierbei auftretenden Charakterregressionen — über seine geschickten Umgehungsmanöver, wenn der Patient seine Widerstände maskieren will — wie z. B. sein technisch so außerordentlich wirksames „zum Beispiel“ — über den

„Schwindel am Schluß der Analysenstunde“ — „die Neigung des Patienten zum Einschlafen“ und vieles andere. — Praxis und Theorie war also für Ferenczi eine Einheit. — Und so wundert es uns nicht, ihn schon im Jahre 1914 mit einem praktischen Problem sich auseinandersetzen zu sehen, daß sich uns andern erst nach Inangriffnahme praktischer psychoanalytischer Arbeit auf dem Boden der Poliklinik aufdrängte — das Problem der zeitlich fraktionierten, von ihm als „diskontinuierlich“ bezeichneten Psychoanalyse. Ich kann Ferenczis Leistung als Theoretiker der Technik und Techniker der Theorie aber nicht verlassen, ohne Sie noch einmal an die meines Erachtens besonders schöne Arbeit zu erinnern, die erst jetzt im letzten Heft der „Zeitschrift“ erschien: über „Sprachverwirrung zwischen dem Kind und dem Erwachsenen“. — In tiefer Ergriffenheit denken wir heute daran, daß Ferenczi sie uns noch auf dem letzten Kongreß persönlich vortrug und mit ihr von der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung Abschied nahm. Hier schenkte er, selbst schon ein Leidender, uns gleichsam eine neue Weisheit für unser praktisches Verhalten dem Leidenden gegenüber. Es scheint das einfachste und ist doch das schwerste — ein technisches Problem, dessen Lösung manch einem von uns wohl schon gefühlsmäßig gelang, zu dessen Bewältigung viele Analytiker aber bisher vergeblich konkrete Anweisungen erwarteten. Es ist die Frage: Wie darf ich Mensch sein in der Analyse, und zwar der Mensch, der ich bin? — Der weise Ferenczi gibt ihnen jetzt eine Handhabe, indem er auf jene Phase in der Analyse hinweist, wo nicht nur der Patient den Analytiker, sondern auch der Analytiker den Patienten nicht mehr versteht. Es handelt sich um die Widerspiegelung einer infantilen Situation, in der das Kind unter dem Druck eines Sexualtraumas, durch künstliche Provokation seines naturgemäß noch unreifen Trieblebens eine vorschnelle künstliche Reifung — eine „Progression“ auch seines Ichs erleidet. Die im Zusammenhang damit entfachte, durch die äußere Übermacht aber gleichzeitig gehemmte Aggression zeitigt eine charakterologische Reaktionsbasis, die hoffnungslos depressiv und refraktär einer Außenwelt gegenübersteht, deren Verständnislosigkeit als Ausdruck ihrer Lieblosigkeit erscheint. In der analytischen Wiederholungsphase einer solchen Situation kann der Patient zu einem Verständnis seiner selbst nur gelangen, wenn der Analytiker in souveränem Können auch einmal auf die Innehaltung der psychoanalytischen Situation von sich aus vorübergehend verzichtet und so durch sein Verhalten dem Leiden des Kranken als Ausdruck stummen Liebeswerbens Verständnis bezeigt.

Wollte ich mich weiter unterfangen, heute die Bedeutung Ferenczis für die Ausgestaltung der psychoanalytischen Theorie auch nur im Umriß zu würdigen, so wäre das viel zu schwer für mich; auch wenn Sie mir gestatteten, ein langes und vielstündiges Kolleg darüber zu halten. Was hat er nicht alles beispielsweise für das Kardinalproblem der Psychoanalyse, für die Symbolforschung, geleistet. Ich meine damit keineswegs nur die Aufdeckung des unbewußten Sinnes so vieler Symbole im Traum, so vieler Symbol- und Symptomhandlungen wie der Fehlleistungen. Wie dankbar sind wir ihm für seine Beiträge, z. B. zur Entschleierung der Augensymbolik, der Brückensymbolik, des Waschzwangs, des Medusenhaupts — vom Ungeziefer bis „zum gelehrten Säugling" und vieles andere mehr. Ferenczis ganz besondere Bedeutung liegt in der Erforschung des Symbolphänomens selbst, vor allem in der Aufhellung seiner Ontogenese. — Nachdrücklich mußte er noch darauf hinweisen: „Nicht alles, was für ein anderes steht, ist ein Symbol." Aber trotzdem waren alle Objektvorstellungen, die einander symbolisch vertreten können, irgendwann einmal, und zwar von der Seite des affektiven Triebanspruchs her, einander gleichwertig. Nur wird die bewußte Vertretung der „andern" Vorstellung erst dann möglich, wenn die frühere, die ursprünglich gleiche, den Verdrängungsvorgang passiert hat, d. h. der Bearbeitung des Unbewußten unterworfen gewesen war. So kommt die Zahnsymbolik für den Phallus im Traum dadurch zustande, daß die infantile sexuelle Aggression des Zahnes gegen die Mutter älter ist als die des Penis. Seine Verwendung als Penissymbol im Traum ist daher eine Wirkung der Zensur unter Benützung regressiver Tendenzen. So kann, meint Ferenczi in einer seiner humorvollen Überspitzungen, der Kirchturm wohl einen Penis symbolisch vertreten — niemals aber der Penis einen Kirchturm. — Aus der Erkenntnis des ursprünglich affektiv Gleichwertigen stammt auch Ferenczis wichtige Studie „über die Ontogenese des Geldinteresses", eine Studie, die von der Sozialpsychologie noch viel zu wenig gewürdigt wird.

Der Arzt Ferenczi hatte einen besonders glücklichen Blick für klinische Tatbestände und die Erfassung klinischer Syndrome. Nichts war seinem Drang nach bedeutsamer Erforschung zu gering — den Ptyalismus, den Pollutionsvorgang studierte er, Anomalien der Stimmlage, den Flatuleszenzkomplex und natürlich auch die Onanie. Er beschrieb die in ihrem Gefolge auftretende Eintagsneurasthenie und die hierfür psychophysisch bedeutsame Funktion der Vorlustwirkung der extragenitalen erogenen Zone. Er entdeckte die „Sonntagsneurose" und hat vor allem Bahnbrechendes geleistet in

der Aufhellung der Genese und Struktur jener Krankheitsbilder, die unser eigentliches stetiges Arbeitsgebiet sind. Er hat mit als erster die Bedeutung der Homosexualität und speziell der Analzone für die Paranoia beschrieben. Er hat sein Interesse von Anfang an dem vielfältigen Syndrom der Homosexualität gewidmet und als erster eine nosologische Sichtung derselben angebahnt — er hat die „aktive Objekthomoerotik“ von der „passiven Subjekthomoerotik“ unterschieden und sich um eine Klärung des vorher überschätzten Konstitutionsbegriffs bei ihr bemüht. Ich erinnere an die große Arbeit Ferenczis aus dem Jahre 1921 über den Tic, in der er zum erstenmal die große Problematik aufweist, die nach ihm diese Erkrankung als Konsequenz einer „narzißtischen Konversion“ erscheinen läßt. Hier baut er auf Funde auf, die das Problem seelischer Schädigungen im Gefolge von körperlichen Läsionen oder Erkrankungen unserem Verständnis zugänglich macht — das Gebiet der „Pathoneurosen“. Diese erscheinen als Folge narzißtischer Kränkungen durch die Beschädigung besonderer libidobesetzter Körperteile. — Die Paralyse, die die Organologen doch wirklich als eine in ihr eigenstes Gebiet gehörige Seelenstörung vordem rechnen zu können glaubten, konnte er in Gemeinschaft mit Hollós in vielen ihrer seelischen Erscheinungsformen verständlich machen, ebenfalls als narzißtische Reaktion auf die Wahrnehmung der organisch bedingten Ausfallserscheinungen.

Zur Aufstellung des Syndroms der Pathoneurosen kam Ferenczi durch seine ausgedehnten, uns so vertraut gewordenen Forschungen über die Hysterie. Er machte uns den Konversionsvorgang und das Phänomen der „Materialisation“, d. h. den Sprung vom Psychischen ins Physische begreiflich durch den Einblick in das „autoplastische“ Walten einer „Protopsyche“, die intrapsychisch das Organsystem reguliert — eine primitive Regulierung der Bedürfnisspannung, zu der der in der „Alloplastik“ gehemmte Hysterische regrediert, und zwar unter dem Druck der objektgehemmten Genitalfunktion, die nun „heterotop“ die anderen Organe elektiv besetzt. Die körperliche Erscheinung der früher als konstitutionell angesehenen hysterischen Stigmata fanden durch ihn ihre psychogene Aufhellung gleichfalls als Produkte der Konversion im Dienste der Hemmung oder auch der Abfuhr von vom Unbewußten stammender Triebregungen. Die spezielle Form der Kriegshysterie hat Ferenczis eingehendes Interesse in der Kriegszeit gefunden. Ihm gelang es hierbei, die Astasie und die Abasie in besondere Beziehung zu bringen zu der lokomotorischen Störung der größeren Krankheitsgruppe der Phobien.

Meine Damen und Herren! Die Fülle, aus der Ferenczi schuf und unserer Arbeit Stoff und Anregung gab, macht es Ihnen kaum noch möglich, meinen wenn auch noch so vagen Andeutungen über das von ihm Geleistete weiter zu folgen. Doch bitte ich Sie, mir zu gestatten, wenn auch nur mit wenigen Worten, noch der tiefen Dankbarkeit Ausdruck verleihen zu dürfen, die wir dem Verstorbenen besonders wegen seiner spekulativen Forschungen zur Kernproblematik der psychoanalytischen Theorie schulden. Für ihn hatte das Wort Theorie seinen ursprünglichen Sinn wiedergewonnen. Sie war ihm wirklich ein Ergebnis des θεωρεῖν, des Sehens — das heißt ein Ordnen der Fülle des Geschauten. Unablässig überprüfte er, hierin nur Freud vergleichbar, seine Theorie in wechselseitiger Beziehung zur Empirie. In genialer Konzeption überblickte und vervollständigte er die gesamte Libidotheorie in seinem „Versuch einer Genitaltheorie" im Jahre 1922, das spezielle Problem der Umbildung des Lustprinzips zum Realitätsprinzip im „Problem der Unlustbejahung" 1926. — Für den heutigen Forscher unentbehrlich sind die Ergebnisse seiner speziellen Arbeiten über die Vorgänge der Introjektion, der Projektion und der Übertragung. Gleichsam als Nebengewinn fiel ihm dabei schon frühzeitig die Hypnose als besonders anziehendes Forschungsobjekt auf, deren Studium ihm seither eine Lieblingsaufgabe blieb. Von ihr, von der er uns eine „Vaterhypnose" von einer „Mutterhypnose" unterscheiden lehrte, hat er sogar die kühne, vielen ketzerisch scheinende Wunschphantasie ausgesprochen, man möge sie nach ihrer weitgehend psychoanalytisch-theoretischen Aufhellung auch praktisch so meistern lernen, daß man sie in eine reguläre Analyse sollte einbauen können. — Wieviel Ferenczi zum Thema Charakterforschung beigetragen hat, ist uns allen bekannt. An die Darstellung „der Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinns", ihre Bedeutung für die Ich-Psychologie und ihre Weiterentwicklung im Dienste der „Unlustbejahung" erinnerte ich schon früher. An einer Stelle, an der er darauf hinweist, daß eine Analyse ohne Charakteranalyse und die Beobachtung der zutage tretenden Regressionen immer unzureichend sei, prägt er in seiner humorvollen Weise das Problem so, daß jede Charakterbildung der Ausdruck einer Verleugnung von infantilen Triebansprüchen an die Realität darstellt. Aus diesem Grunde müßte man den Charakter eines Menschen als „die Privatpsychose" des Individuums bezeichnen; daher käme es, daß gerade der Gesunde so furchtbar schwer zu heilen sei.

Nun wenige Worte noch zu dem so bedeutsamen und meines Erachtens auch meist charakteristischen Werk des genialen Theoretikers Ferenczi, zu seinem so kühnen „Versuch einer Genitaltheorie".

Aus dem Studium eines in der analytischen Praxis an sich nicht eben seltenen Phänomens, einer männlichen Potenzstörung, der *ejaculatio praecox*, erwächst ihm die Erkenntnis für die Verflechtung der prägenitalen Erotismen, die Normalität und Anormalität der genitalen orgastischen Exekution bedingen. Der „erotische Wirklichkeitssinn" konsolidiert sich durch das Nachlassen der prägenitalen Regressionstendenzen. Gleichwohl liegt ihm doch, wenn auch auf genitalem Wege, die Tendenz zugrunde, die Ur-Mutterleibssituation in der geschlechtlichen Verbindung wieder herzustellen. Es ist der genitale maternale Regressionszug, der in der „erotischen Wirklichkeit" die Geschlechter zur Vereinigung treibt. In einem Streifzug durch die Zoologie findet Ferenczi seine Annahme bestätigt, daß die Keimzellenprodukte die Gesamtperson im Sexualakt vertreten und ihre Ausscheidung den Gesamtorganismus von Ich-störenden Unlustspannungen befreit. — Der einmal zur Phylogenese erweiterte Blick erschaut nun in grandioser Perspektive, im Zusammenhang mit der Geschichte der Organbildung, eine Geschichte der Menschwerdung, ja der Entwicklung des Lebendigen überhaupt. Die Uterusbildung im Mutterleib verdankt ihre Genese der Schutzbedürftigkeit des Säugetierfötus, das nicht mehr wie die Brut der wasserbewohnenden Vorfahren im Meere sich entwickeln kann. Die plazentare Blutversorgung des menschlichen Embryos ist ein Analogon zur Kiemenatmung der Fische. Phylogenetische Weltkatastrophen mit den Folgen der allgemeinen Austrocknung — die kosmische ἀνάγκη also — haben Aufbau und Ausbau der Tierreihe erzwungen. So ist der maternale Regressionszug in tiefster Schicht auch ein „thallassaler Regressionszug", wie unsere Träume erweisen. — Die Psychoanalyse erweitert sich unter den Händen Ferenczis so zu einer „Bioanalyse". Durch Ferenczi werden uns hier die Funde Groddecks begrifflich näher gebracht, nach denen psychisch und physisch nur der bilinguale Ausdruck desselben Tatbestandes ist. Der Todestrieb als Ausdruck der Tendenz zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes findet sinngemäß seine Eingliederung in diese große bioanalytische Schau Ferenczis. — Ich bin der Meinung, daß wir die erkenntnismäßige wie praktisch-therapeutische Bedeutung dieser spekulativsten aller Arbeiten Ferenczis heute noch gar nicht genug auswerten können; stehen doch noch viele von uns vor ihr, allzu geblendet von dem glitzernd reichen Gedankenmaterial dieses Werkes. Was Ferenczi uns in ihm sagt, weist in die Zukunft — ist der Wegweiser für eine Arbeitsrichtung, die psychoanalytisches Kennen und Können noch für Generationen nach uns vermitteln wird.

Nicht nur in seinem „Versuch einer Genitaltheorie“ — sondern wo sonst auch immer er sich kühn und weitschauend versuchte, wuchs Ferenczi mit seinem Thema über sich hinaus. Das geschah besonders bei jener Problematik, die sein besonders liebevolle Interesse fesselte, dem Grenzgebiet des Psychobiologischen — in jener Zielrichtung der Psychoanalyse, wo sie „wie jede Psychologie bei Tiefbohrungen irgendwo auf das Gestein des Organischen stoßen“ muß.

Nun hat sein Organismus selbst den Forderungen des tief im Ursein verwurzelten Zwanges zur Rückkehr in die Natur, zur Wiederauflösung des Seelischen im Organischen und letztlich im Anorganischen sich unterwerfen müssen. — Er ist als Person aus unserer Mitte geschieden; aber sein Werk, das sein Leben war, bleibt weiter unter uns wirksam. Wir nehmen es als Vermächtnis für die Zukunft in unsere Hände und bleiben ihm so lebensnahe — er als Führer uns gegenwärtig. Mit ihm wollen wir aufrechte und lebendige Träger unserer Sache bleiben. Und gerade als ephemere Kämpfer, eingeordnet in die uns alle überdauernde von Freud geschaffene psychoanalytische Wissenschaft beherzigen wir dankbar Ferenczis Ausspruch:

„Die Frage nach Anfang und Ende des Lebens wollen wir endgültig fallen lassen und uns die ganze anorganische und organische Welt als ein stetes Hin- und Herwogen zwischen Leben- und Sterbenwollen vorstellen, in dem es niemals zur Alleinherrschaft weder des Lebens noch des Sterbens kommt.“

Die Ichbesetzung bei den Fehlleistungen[1]

Von

Paul Federn

Wien

I) Der Störungsvorgang

Vielleicht hat keine der Entdeckungen Freuds so viel Widerstände bei den Gegnern und so viel vergnügliche Zustimmung der Anhänger erweckt als die Erklärung der Fehlleistungen durch unbewußte Mechanismen. Dabei bezieht sich das Wort „unbewußt" nicht auf das System Ubw, sondern auf das Phänomen ubw.[2] Zum System Ubw führen die Ketten der Einfälle ebenso von einer richtigen oder einer falschen Leistung wie von einer Fehlleistung. Es sind Ketten in beiden Symbolbedeutungen des Wortes, sowohl im Sinne einer ineinandergreifenden Reihe von Gliedern als auch im Sinne der Fesselung, denn wir können zum System Ubw nur vordringen, wenn wir die fesselnden Widerstände überwinden, die jedem Gliede der Einfallskette anhängen. Aber trotz dieser Widerstände eröffnen grade Fehlleistungen oft den Weg zum Verdrängten; sie tun dies eher als es richtige oder falsche Leistungen vermögen.

Zunächst verrät sich in jeder Fehlleistung ein aktuell Verdrängtes, aber grade diese, gleichsam neu aufgetretene Quelle aus oberflächlichen Schichten konnte oft nur deshalb an dieser Stelle auftreten, weil bis in die Tiefe des Systems Ubw etwas wichtiges Verdrängtes — wie in unterirdischem Laufe — mit dem rezent Verdrängten zusammenhängt. Daß man bei der Auflösung einer Fehlleistung die oberflächliche Verdrängung aufzuheben vermag, macht diese Mechanismen oft leicht verständlich und verknüpft, wenn es in der analytischen Arbeit geschieht, diese mit dem aktuellen Geschehen. Für die Theorie der Fehlleistung sind aber die oberflächliche und die tiefe Schichte gleich wichtig. Die theoretische Aufgabe besteht darin, die umwegige Arbeit des seelischen Apparates, welche zur Fehlleistung führte, als notwendigen Vorgang zu rekonstruieren wie die Traumarbeit nach der Traumanalyse. Versuchen wir das, so finden wir ganz allgemein, daß beim Vorgang der Fehlleistung die Grenzen zwischen den Systemen vorübergehend andere gewesen sein müssen als sonst. Vorbewußte

---

1) Ausführung des am XII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Wiesbaden am 4. September 1932 gehaltenen Vortrages.

2) Als Phänomen beschrieben, ist auch alles Vorbewußte, bevor es bewußt ist, unbewußt. Dem System nach gehört aber alles Vorbewußte, auch solange es unbewußt ist, dem System WBw an.

Inhalte wurden vom Ubw ausgeschlossen, während die Fehlleistung zustande kam; diese sonst vorbewußten Inhalte waren während dieser Zeit nicht vorbewußt wie sonst; dieses ganz aktuell Verdrängte ist dann allen für das System Ubw charakteristischen Mechanismen, Verschiebung, Verdichtung, formale Bearbeitung, Umkehrung, archaische Symbolisierung unterworfen. Wir müssen also entweder annehmen, daß alle diese Mechanismen nicht für das System Ubw, sondern nur für das Phänomen ubw charakteristisch sind oder daß es sich tatsächlich um eine Verschiebung der Grenzen zwischen den Systemen handelt. Freilich wäre die Grenze eine völlig starre, so könnte überhaupt keine Analyse in die Tiefe dringen, bevor nicht alle jüngeren Schichten aufgedeckt sind. So aber war die Fehlleistung wie eine Tiefensonde ins Ubw hinabgetrieben. Oft begleiten ihre Aufdeckungen Gesten des Analysierten, welche als Symptomhandlungen frühinfantile Triebregungen oder Affekte zum Ausdruck bringen. Weil das Beheben bewußter Widerstände in komplexbedingter Dynamik auch unbewußte Widerstände verringert, kann mitunter auch systematisch Unbewußtes allmählich oder sogar plötzlich bewußt werden.

Die Fehlleistungen sind die Folge aktuell vermehrter Verdrängung, die eben deshalb auch beweglicher ist als eine lang bestehende. Der Vorgang der Verdrängung bezieht sich auf die Objektbesetzungen, d. h. auf die mit Objektlibido besetzten Objektrepräsentanzen. Grade an dieser raschest eingetretenen und relativ rasch behobenen Verdrängung lassen sich Besetzung und Gegenbesetzung, deren Rückziehung und Wiederherstellung erkennen. Wir können das aber nur, wenn wir stets die Objekt- und die Ichbesetzungen als unterschieden voneinander ansehen. Dieser Unterscheidung soll daher die vorliegende Arbeit dienen. Daß jede Fehlleistung inhaltlich determiniert ist, wird um so wahrscheinlicher, je mehr man für das Resultat und für das Auftreten der Störung genügende spezielle Gründe findet. Während bisher nur die inhaltlichen Determinierungen der Fehlleistung und die Zusammenhänge der rezenten Verdrängung mit früheren aufgedeckt wurden, wollen wir die Determiniertheit der Ichstörung aufzeigen. Man ist bisher vom Ergebnis der Störung ausgegangen, um das Störende durch die Einzelanalyse zu finden, soweit es nicht ohnedies sogleich bewußt erkannt und anerkannt wurde; wir wollen aber den Prozeß der Störung selbst in Fortführung der Untersuchung Freuds näher untersuchen.

Daß das Ich an dem Mißlingen des Denkaktes, respektive des Handlungsaktes überhaupt beteiligt ist, ist bekannt und bedarf nicht unserer Untersuchung. Es bestand ja grade der allgemeine Fortschritt der neuen Er-

klärung darin, daß die Fehlleistungen aufhörten, bloße Versager des „körperlichen Seelenorgans", also unpersönliche Vorkommnisse zu sein und daß sie nunmehr, als vom aktuell Persönlichsten des Ichs bedingt erkannt wurden; gerade dieses legen sie bloß und geben sie preis. — Manche Forscher bestreiten überhaupt die Existenz eines Ichs und sehen darin nur eine Hilfsannahme und Ausdrucksweise. Die Psychoanalyse steht nicht auf diesem Standpunkte. Ferner kann man den Einwand machen, daß das Ich an jedem Akte beteiligt sei und meine Arbeit nur Selbstverständliches dartue. Wer in die Mannigfaltigkeit der Ichfunktionen und der Ichstörungen einzudringen vermochte, wer ihre Wichtigkeit, ihre Ausdehnung und Stärke erkannte, der muß jedes Gebiet aufgreifen, von welchem er neue Erkenntnis erwartet. Denn das Ichgefühl und alle Ichfunktionen verlaufen so unbemerkt und selbstgemäß, daß man ihrer erst nachträglich dann gewahr wird, wenn sie fehlen oder mangelhaft wurden oder dann, wenn sie sich wiederherstellen. Bei der Fehlleistung wird gleichfalls die Ichstörung leicht übersehen, denn sie ist eine vorübergehende und betrifft meist nur einen kleinen Teil der Ichgrenze und gar nicht den Ichkern.

In keiner Weise vertritt der Versuch, die Ichstörung näher kennenzulernen, die früheren von Freud zurückgewiesenen Erklärungen. Es ist nach wie vor wahr: „Die psychophysiologischen Momente, wie Aufregung, Zerstreutheit, Aufmerksamkeitsstörung, leisten uns offenbar sehr wenig für die Erklärung. Sie sind nur spanische Wände, Redensarten, hinter welche zu gucken wir uns nicht abhalten lassen. Es fragt sich vielmehr, was hier die Erregung, die besondere Ablenkung der Aufmerksamkeit hervorgerufen hat." Ich füge nur hinzu, daß uns auch interessiert, wie letzteres geschieht, wie diese „spanischen Wände" funktionieren, die so lange das dahinterliegende so völlig der Menschheit verbargen, daß erst Freud es suchen mußte und finden konnte. Ablenkung und Zerstreutheit sind also nicht die Ursachen, wie man vor Freud annahm, sie sind auch nicht bloß fördernde Momente, wie man seit Freud annimmt, sie sind selbst schon Teile der Störung, und zwar jener Teil, der das Ich betrifft. Gewöhnlich ist die Störung sehr zirkumskript, gerade nur auf das Gebiet der Fehlleistung beschränkt; oft ist sie diffus, aber doch nur vorübergehend. In vielen Fällen tritt in ihr ein chronischer Zustand zutage, insofern als viele Interessen und die dazugehörigen Ichgrenzen immer wieder solchen Störungen erliegen. Das geschieht, wenn eine narzißtische Entwicklung der Persönlichkeit vorliegt und das Ich an vom durchschnittlichen Menschen objektiv genommenen Interessen narzißtisch beteiligt geblieben ist.

II) Die geträumte Fehlleistung

Ich erwähnte schon, daß die Ichbesetzung erst bemerkt wird, wenn sie zu mangeln beginnt — analog etwa unserem Gleichgewichtssinne, dessen Funktion ja zum Kern des Ichs gehört. Sonst funktioniert eben das Ganze zusammen und stellt die unbemerkbare Einheit und Ganzheit des Seinserlebnisses her, dessen Normalität Behagen am Leben bedeutet. Ich will mit der Untersuchung der Fehlleistungen im Traume beginnen, weil in ihm subjektive Sensationen, die im Wachen ganz schwach wären, vergrößert und auffallend erlebt werden.[1] Gibt es Fehlleistungen im Traume? Im manifesten Trauminhalte finden wir, verglichen mit dem Erfahrungsschatze, Irrtümliches und Vertauschtes. Auslassungen und Hinzufügungen sind die Regel. Das als Fehlleistung des Traumes zu bezeichnen, wäre falsch, denn die Traumarbeit geht immer in dieser „dereïerenden", vom Tatsächlichen abgelösten Art vor sich. Der Mangel der Kontrolle durch das Bewußtsein ist aber für beide pathologisch-normalen Vorgänge, Traumarbeit und Fehlleistung, charakteristisch und erklärt zum großen Teile ihre Mechanismen. Wenn wir Falsch- und Fehlleistung unterscheiden, ist die Traumarbeit beides, Falschleistung, insofern ihr Material nicht zur Verfügung steht, Fehlleistung, insofern sie nach den bekannten unbewußten Mechanismen mit ihrem Materiale verfährt. Aber von einer Fehlleistung der Traumarbeit zu sprechen, wäre eine unsinnige Überspitzung der Begriffe. Uns interessiert nur das Vorkommen der geträumten Fehlleistung.

Im manifesten Traume ereignen sich oft das Zu-spät-Kommen, Nicht-Finden, Nicht-Erkennen (obgleich man es kennen sollte,) als typische Traumsensationen, deren Bedeutungen wir nur zum Teile kennen. Doch wollen wir uns hier nicht damit beschäftigen. Ich will nur zwei Beispiele von Fehlhandlungen im eigenen Traume, die einem typischen Aufwachmechanismus entsprechen, mitteilen und ein Beispiel von Fehlleistung eines Patienten, die aus dem Traummaterial in den manifesten Traum übergegangen war.

Eine der eigenen Erfahrungen habe ich mir vor acht Jahren notiert, die andere vor einem Jahre, während ich mit der vorliegenden Untersuchung beschäftigt war. Ich selber erlebe nur selten einen bestimmten Schlaf-, respektive Aufwachvorgang, der bei anderen Personen sehr häufig vorkommt. Es ist das

1) Hier schließt diese Arbeit an meine Untersuchung über „Das Ichgefühl im Traume" an. (Int. Ztschr. für Psa. XVIII, 1932. Engl., übersetzt von W. J. Spring, „Ego Feeling in Dreams" Psychoanalytic Quarterly Oct. 1932.)

subjektiv sichere Erlebnis, daß unmittelbar vor dem Erwachen ein Fuß oder eine Hand von der Unterlage — dem anderen Unterschenkel, respektive dem Brustkorb, eventuell auch von einem Polster — heruntergleitet. Dieses Gleiten wird vergrößert als Fallen empfunden. Man erwacht dadurch wie durch die Erschütterung beim Fallen. Meist geschieht das kurz nach dem Einschlafen, seltener am Ende des nächtlichen Schlafes. Seine Glieder so unrichtig zu lagern, würde im Wachen zu den Fehlleistungen gehören. Es ist daher der Mühe wert, die Art der Weckträume, die diesem Vorgang entsprechen, zu eruieren. Da der Vorgang selber unangenehm ist, so vergißt man über dem störenden Eindruck leicht den vorausgegangenen Traum. Zweimal aber konnte ich ihn erinnern, und es ist interessant, daß sein manifester Inhalt in beiden Fällen eine Fehlhandlung war.

Das erstemal träumte ich, daß ich aus Ungeschick eine gläserne Schale aus der Hand entfallen ließ und rasch, vergeblich, nach ihr griff, um sie noch zu erhaschen. Ich wüßte nicht mit Sicherheit anzugeben, ob die sehr bald danach erfolgende Sensation des Abgleitens der Hand dem Fallenlassen oder dem reflexartig darauffolgenden Versuch des Noch-Erhaschens entsprach. Das andere Mal träumte ich, daß ich auf der Straße stolperte, mich aber noch im Fallen aufhalten konnte. Gleich danach wachte ich auf mit dem Gefühl oder infolge des Gefühls, daß mein Fuß abgeglitten war.

In beiden Träumen handelte es sich um ein selbst herbeigeführtes Mißgeschick, das einen Schaden für ein Objekt oder für den Träumer herbeiführen konnte. Die nähere Deutung der Träume gehört nicht hieher. Für die uns interessierende Aufgabe, die Fehlleistung von der Seite des Ichs zu untersuchen, ergibt sich aus beiden Traumbeobachtungen ein allgemeiner, für alle Fehlleistungen charakteristischer Befund. Jede Fehlleistung ist — objektiv und subjektiv — dadurch charakterisiert, daß etwas von selbst geschehen ist, d. h. ohne mein Ich vor sich ging. Die Extremität war von selbst herabgeglitten,[1] daher der Traum von einer Fehlhandlung.

In diesen Beispielen ist eine Fehlhandlung auch wirklich erfolgt. Das folgende Beispiel bringt eine nur geträumte Fehlhandlung. Der Patient erzählt:

Ich schreite eine Stiege hinauf und werfe eine sehr lange eiserne Schraubenzange (Franzos), ohne mich umzuschauen, nach rückwärts. Dabei verletzte ich zwei Personen, die hinter mir gehen. Meine Frau sagt vorwurfsvoll: „Aber

1) Metapsychologisch mag der Vorgang sich anders darstellen. Da, wie bekannt, die Motorik der Instanz des Ichs untersteht, ist der Traum fast immer bewegungslos, weil dem Ich die Besetzung fast völlig entzogen ist. Die Bewegung kann hingegen (sogar im Traume) wirklich erfolgen, wenn sie, wie in der Fehlleistung, nicht vom Ich ausgeht, sondern von selbst geschieht. Da diese Motorik eine — wenn auch minimale — Art von Somnambulismus ganz kurzer Dauer ist, gibt sie einen Weg an, diesen besser zu verstehen.

Karl, wie kann man so etwas tun?" Ich entschuldigte mich vor mir selbst, noch bevor meine Frau das sagte, mit der als wahrhaft empfundenen Bemerkung: „Ich habe, ohne zu denken, den Eisenhaken geworfen."

Während der Traumtat war kein körperliches Ichgefühl vorhanden, es stellte sich aber gleich nachher ein. Es war also sein wollendes Ich nicht bei der Handlung gewesen.[1] Auch hier war „von selbst" etwas geschehen. Die Fehlleistung war aus dem Materiale der wachen Phantasien in den Traum übernommen worden und wurde im Traum, „ohne" Absicht, verwirklicht. Es war ein Tagesrest. Am Abend zuvor hätte er in seinen Gedanken gar nichts dagegen gehabt, wenn er das eine seiner Opfer zufällig erschlagen hätte. So dient die Fehlhandlung der Wunscherfüllung im Traume; sie gewährt das Gefühl von Schuldlosigkeit und verhütet so Angstentwicklung im Traume.

Dieser kurze Ausflug in die Psychopathologie des Traumes ergab also, daß zum Entstehen der Fehlhandlung die Zurückziehung der Ichgrenzen von der Handlung nötig war. Für die anderen Fehlleistungen ist der Traum ein unzulängliches Forschungsgebiet; doch werden wir eine nur im Traume vorkommende Form von Fehlleistung später mitteilen. Wir wenden uns wieder dem Wachzustande zu, um auch hier die Besetzungsstörung der Ichgrenzen bei der Fehlleistung darzustellen. Die Untersuchung des Traumes haben wir vorausgeschickt, weil im relativ rein narzißtischen Zustand des Schlafes subjektiv die Rolle des Ichs bei der Fehlleistung im Traume eher wahrgenommen wird als im Wachen. Subjektiv ist demnach die Fehlleistung von sonstigen schlechten Leistungen geradezu dadurch charakteristisch unterschieden, daß das Ich des Fehlleisters „nicht dabei" war. In topischer Hinsicht schließt sich dadurch die Fehlleistung anderen Ichstörungen an, dem Traume, der Entfremdung und manchen (neuro-)psychotischen Zuständen.

III) Die Rolle des Ichs bei der Fehlleistung

Oft wurde hervorgehoben, daß gerade bei gespannter Aufmerksamkeit dem Sprechenden, dem Handelnden oder Spielenden die Fehlhandlung widerfährt. Da das Aufmerken eine intensive Besetzung der betreffenden Ichgrenze verlangt, scheint das meiner Behauptung zu widersprechen. Dennoch liegt darin kein Widerspruch gegen die Regel, daß bei der Fehlleistung

1) Siehe l. c. S. 160 f.

das Ich nicht dabei sei, denn bei genauer Beobachtung zeigt sich immer, daß die während der ganzen Tätigkeit gesteigert gehaltene Aufmerksamkeit kurz vor der Entgleisung hinter der fortschreitenden Aufgabe zurückgeblieben war; sie bleibt sogar eher an einer bestimmten Phase der Tätigkeit haften, wenn sie vorher dauernd und stark jeder Phase gefolgt war. In anderen Fällen besteht der Störungsvorgang an der Ichseite darin, daß die Besetzung der Ichgrenze nicht fehlt, sondern daß gleichzeitig mehrere, meistens zwei verschiedene Ichgrenzen dem gleichen Gegenstande gegenüber besetzt sind, oft Ichgrenzen von verschiedener Qualität der Besetzung (z. B. passiv und aktiv); in diesem Falle hat sich die eine Ichgrenze nicht von der Objektrepräsentanz lösen können. Das geschieht besonders häufig vor dem Versprechen. Wir können verschiedene Arten der hergehörigen Ichstörung unterscheiden. Wir bezeichnen es als „Zerstreutheit", wenn verschiedene Ichgrenzen gleichzeitig besetzt sind, namentlich wenn das dem gleichen Gegenstand gegenüber geschieht; wir sprechen von „Konzentrationsmangel", wenn verschiedene Gegenstände die Ichgrenzen gleichzeitig in Anspruch nehmen; in beiden Fällen werden von den Ichgrenzen aus dann abwechselnd mehrere Gedankenreihen der Objektrepräsentanzen vorbewußt und bewußt verfolgt, die sich bald wieder kreuzen und bald wieder, zerstreut, zu einem Gegenstande zurückführen. Um ein Thema, das einem neu ist, durchzudenken, muß man es bald konzentriert und bald zerstreut in Auge fassen. Das Verweilen des Ichs bei einem, die Funktion des Weiterdenkens oder eines Tuns störenden Gegenstande heißt „Geistesabwesenheit" im engeren Sinne. Sind dieses Störende bloße Phantasien, so sprechen wir von „Verträumtheit"; wir nennen einen Zustand „Verlorenheit", wenn die störenden Gedanken und Phantasien sich ins Unbewußte verlieren, d. h. mit ihm nahe zusammenhängen oder grade aus dem Unbewußten auftauchen. In diesem Falle bezieht sich die Störung nicht nur auf die Fixierung der Ichgrenze, sondern auch auf die Unfreiheit des Bewußtseins für neue Eindrücke.

Freud sagt, daß sich niemand „in all den Fällen verspricht, in denen man ganz dabei ist, wie wir so bezeichnend sagen". Damit ist bereits das gemeint, was ich später die volle Besetzung der Ichgrenze nannte. Vom Ich als Gegenstand des ablenkenden Interesses und damit vom Ich als Ursache der obengenannten Zustände spricht Freud viel öfter als von den Zuständen selbst, weil ja die Psychoanalyse vor allem die Ursache der Störung, das Störende, aufzudecken hat. Er sagt, daß „ein Strom von Eigenbeziehung" ständig durch sein geistiges Leben gehe, und meint, daß es bei anderen

nicht anders sein dürfte. Er hebt hervor, daß es die ichnahen Komplexe — Familie, Ehrgeiz, Beruf — sind, die man meistens als Motive der Störungen findet. Die Assoziationsversuche Jungs zeigen übrigens mit elementarer Deutlichkeit, daß die Reaktionsworte auf komplexbetonte, d. h. ichnahe Reizworte leichter vergessen werden als die auf andere Reizworte. Die Ichbezogenheit des Störenden ist daher wohl bekannt. Man kann sagen, daß das Ich deshalb nicht ganz dabei bleiben konnte, weil auch ein vorhergegangener Gegenstand zu sehr mit dem Ich verknüpft war und die Ichgrenze sozusagen ungebührlich in Anspruch genommen hat. Daß das Ich an den Fehlleistungen besonders beteiligt ist, verrät in der deutschen Sprache schon das Präfix „ver". Denn ich habe in anderem Zusammenhang gefunden,[1] daß diese Vorsilbe die Bedeutung des Zeitworts, dem sie vorgehängt ist, dahin ändert, daß es sich nunmehr auf das Ganze bezieht, in unserem Falle darauf, daß das ganze Ich, die ganze Persönlichkeit Objekt der Aussage wird. Daß die Fehlhandlungen mit der sekundär narzißtischen Besetzung zu tun haben, d. h. mit jener, in welcher das Ich gleichzeitig Subjekt und Objekt[2] der narzißtischen Besetzung wurde, so daß zwei Ichgrenzen — gleichsam — einander begegnen, liegt daran, daß die Ichbezogenheit der Grund dafür ist, daß ein Gegenstand die Ichgrenze festhält. Das verrät die deutsche Sprache damit, daß sie viele Fehlleistungen auch mit dem rückbezüglichen Zeitwort bezeichnet: sich irren, sich verirren, sich täuschen, sich verlieren, sich verlesen, sich verschreiben, sich versprechen, sich verhören, sich verraten. Die Silbe ver- in Verbindung mit der reflexiven Wendung besagt daher, daß das ganze Ich bei der Fehlleistung als Subjekt beteiligt und ihr ohnmächtig erlegen ist.

Sobald das Ich seiner Fehlleistung gewahr wurde, sucht es durch eine Leistung in entgegengesetzter Richtung, gleich einer Hilfsexpedition, den Schaden wieder gutzumachen. Auch hier sehen wir, wie wichtig es ist, ob etwas an dem ganzen Ich erfolgt oder nur an einem Teil desselben. Im Falle der doch im Grunde harmlosen Störung einer Fehlleistung kann man mit seinen — im ganzen ungestörten — Ichgrenzen einen normalen Zustand bald finden, indem man an bekannten Objekten einen Halt sucht. So kann sich die Fehlleistung wieder ausgleichen. Wenn aber das ganze Ich affektiv ergriffen ist, wenn wir z. B. verlegen sind, gelingt das nicht,

1) Siehe „Intellektuelle Hemmungen" in Ztschr. f. psa. Pädagogik, V, 1931, S. 404.

2) Siehe Federn: Das Ich als Subjekt und Objekt des Narzißmus. Int. Ztschr. f. PsA. XV, 1929, S. 293 ff.

und man ist dankbar, wenn eine andere Person zu Hilfe kommt, das vergessene Wort sagt oder den Irrtum richtig stellt.

Da der eigentliche Vorgang an den Ichgrenzen unbemerkt vor sich geht und man erst, wenn schon die Verirrung geschehen ist, des unrichtig eingeschlagenen Wegs gewahr wird, erscheint meine Behauptung noch unbewiesen, daß sich immer deshalb die Objektrepräsentanz oder das Wort nicht richtig einstellte, weil ihr nicht mehr die ihr zugehörige Ichgrenze mit voller Besetzung zu Gebote stand. Den Beweis liefert uns aber die genauere Untersuchung der Vorgänge, durch welche die Fehlleistung repariert wird. Ohne über Besetzungsvorgänge, Ichgrenze und Objektrepräsentanz je nachgedacht zu haben, ohne Belehrung und Selbstbeobachtung, hat ein jeder, nur vom gefühlten Mangel geleitet, sobald er etwas vergessen, verlegt oder verloren hat, das Richtige getan, um die fehlerhafte Besetzung der Ichgrenze wieder richtigzustellen. Wenn das geschehen ist, korrigiert sich der Fehler meistens sofort von selbst.

Um sich von der Unbehaglichkeit, die eine nichtaufgelöste Fehlleistung zurückläßt, zu befreien, kann man bei manchen Arten von Fehlleistungen, namentlich beim Vergessen, fremde Hilfe in Anspruch nehmen. Dieser Weg interessiert uns hier nicht oder höchstens nur insofern, als uns das Problem interessieren kann, weshalb auch diese Hilfe oft ausbleibt, weil die Fehlleistung auf den zu Hilfe Gerufenen überspringt und nun auch er das vertraute Wort verloren hat. Sonst aber gibt und gab es vor der Psychoanalyse zwei Hilfsmittel. Daß es diese zwei gibt, die miteinander abwechselnd und einander ergänzend zur Verwendung kommen, ist ein Beweis dafür, daß in uns für jeden Gegenstand eine mit Ichgefühl bestehende, also dem Ich verbundene, und eine ohne Einbeziehungsgefühl in das Ich, also isoliert bestehende Objektrepräsentanz vorhanden ist. Es sind zwei Niederschriften nach dem metapsychologischen Gleichnis Freuds, Engramme (das gleiche Gleichniswort) nach Semon. Von ihnen wird die mit Ichgefühl besetzte Repräsentanz jeweilig zur Ichgrenze für den dieses Objekt betreffenden nächsten Denk- oder Vorstellungs- und Wahrnehmungsakt. Welches sind die beiden Hilfsmittel?

Den einen Weg schlägt jeder ein, der sich — ohne die Psychoanalyse benützen zu wollen — helfen will. Er geht auf der Gasse oder im Zimmer genau denselben Weg, macht dieselben Bewegungen und Handgriffe, versetzt sich dabei ständig in die vergangenen Ichsituationen, damit ihm dadurch (nicht etwa durch assoziatives Erinnern der Objektrepräsentanzen) das Entfallene oder der Ort des verlegten Gegenstandes einfalle. Daß es

sich nicht — wie man aus theoretischem Wissen rasch einwenden möchte — um die Kontiguitätsassoziationen mit dem jeweiligen Bewegungsorte handelt, das zeigt die Selbstbeobachtung. Diese lehrt, daß wir uns in die frühere Ichsituation zurückversetzen müssen, damit uns geholfen werde. Auch muß es ein Stadium sein, welches um einiges der Fehlleistung vorausgegangen war. Hat man z. B. einen Gegenstand verloren, so kann man, wenn er versteckt liegt, ihn nicht finden, solange man den Weg zurückgeht; sondern dann erst, nachdem man nochmals umkehrte und neuerdings den Weg in der ursprünglichen Richtung geht. Auch muß man dabei wieder und wieder in Gedanken oder auch mit den Bewegungen, fast zwanghaft, ständig den aufeinanderfolgenden Situationen und den aufeinanderfolgenden Besetzungen seiner Ichgrenzen hingegeben sein. Daß ein solches Wiederholen nicht auch in umgekehrter Richtung gelingt, entspricht unserer Gewöhnung, alles bewußte Denken und Handeln von der Vergangenheit in die Zukunft gereiht ablaufen zu lassen.[1] Nur in primären Denkprozessen kommt eine Umkehrung vor, und z. B. im Traume kann sich solch ein Reihenfolge auch umkehren und einem dann umgekehrt einfallen.

Ein anderes Hilfsmittel stellte die Psychoanalyse zur Verfügung, das der freien Einfälle. Diese führen bald nach vorwärts, bald zurück im zeitlichen Ablauf, sie sind inhaltlich orientiert und benützen die Objektbesetzungen mit ihren Benennungen. Wir sagen, daß der andere Weg, der die zeitliche Aufeinanderfolge benützt, den Ichbesetzungen nachgeht. Doch trifft auch der zweite, objektive Weg immer wieder mit den Ichbesetzungen durch Vermittlung einzelner Objektbesetzungen zusammen, während der subjektive Weg die Ichsituationen erst verläßt, wenn ihm die verlorene Objektrepräsentanz wieder zugänglich gemacht wurde. Das geschieht gleichsam nach der Umkehr vor dem Scheidewege von richtiger und Fehl-Leistung. Des Nebeneinanders im Raume bedienen sich beide Methoden.

Man glaube aber nicht, daß die objektive psychoanalytische Methode von der älteren, laienhaften ganz absieht. Diese Beimischung wurde nicht beachtet; aber gerade sie lehrt uns, die Fehlleistungen auch von der Ichseite her zu verstehen. Man braucht bloß analytische Beispiele genau zu lesen, namentlich solche von Selbstanalysen, denn bei ihnen mußte der

1) Will man sich zwingen, eine Wort-, Buchstaben-, Silben- oder Sachfolge in umgekehrter Richtung zu wiederholen, so gelingt das nur, indem man sich immer wieder die tatsachgemäße Reihenfolge ins Gedächtnis ruft. Es kann das sogar als ausgezeichneter mnemotechnischer Lernbehelf für schwer memorierbare Worte oder sonstige Aufeinanderfolgen empfohlen werden.

Autor die Quälerei einer nichtgelösten Fehlleistung selbst erleiden und suchte sich daher instinktiv und nicht nur in exakt-analytischer Art zu helfen. Freud berichtet, daß er, um einen vergessenen Eigennamen zu erinnern, auf die Gasse zu gehen pflegte und die Firmenschilder dort las. So findet sich entweder der gesuchte Name selbst oder aber ein anderer oder ein sonstiges Wort, welches jenseits des Assoziationswiderstandes liegt, so daß sich die Verbindung mit dem fehlenden Ausdruck wiederherstellt und der Leitungsfehler behoben ist. Ebenso kann man ein Buch oder die Zeitung ergreifen oder im gleichgültigen Gespräch ein helfendes Wort auffangen — das Maß von Glück, welches bestimmt, wie schnell das gelingt, ist aber auch durch die Größe der Widerstände determiniert. Psychologisch bedeutet es aber nicht dasselbe, ob man das richtige Wort oder nur ein assoziativ damit verknüpftes findet; im letzteren Falle gelangt man erst über weitere Objektbesetzungen zu dem Vergessenen. Erfährt man das Wort selbst, so ist einem nur das dritte Element der Denkbesetzungen, das Wort, direkt gegeben worden.

Solches Lesen oder Horchen auf Reden anderer beginnt meist als Suchen längs der Objektbesetzungen; aber man gerät bald von dem Bereich der Objektvorstellungen und dem der Benennungen in ein früheres Stadium des Ichs und sucht dann vom Ich und den dem Ich angeschlossenen Objektrepräsentanzen aus das mangelnde Wort. Diesen Weg verschmäht auch kein Analytiker, besonders nicht beim dringlichen Wiedergutmachen eines Verlegens oder des Vergessens eines Vorsatzes. In der Situation, die zum Selbstgespräch führt: „Wo habe ich das hingelegt?“ oder „Weshalb bin ich zu diesem Kasten gegangen?“, aber auch beim Deuten des eigenen Versprechens läßt der Analytiker nicht bloß den freien Einfall walten, sondern versetzt sich absichtlich zurück in einen Zustand, in welchem die Fehlleistung noch ungeschehen war. Das tut man auch, wenn einem das Wort von einem anderen wiedergegeben wurde, um zu begreifen, weshalb man es nicht selber finden konnte und um zu verstehen, wie es kam, daß man es verloren hat.

Freud macht darauf aufmerksam, daß die Unruhe und Verärgertheit, welche wir während einer ungelösten Fehlleistung empfinden, auch bei ganz unwichtigen Entgleisungen dieser Art eintreten und daher nicht rationell begründet sind. Er nimmt an, daß der Affekt vom verdrängten Störenden auf das Vorkommnis der Fehlleistung verschoben ist. Dies geschieht demnach analog der Haftung von Angst an einen bestimmten Vorgang, während der Gegenstand, von welchem die Gefahr drohte, und diese selbst verdrängt

bleiben. Ich glaube nicht, daß diese Begründung ausreicht. Ihr stehen jene Fälle entgegen, in denen die Fehlleistung den Wunsch von zweien erfüllt, der der stärkere war z. B. beim unwillkürlichen Unterlassen einer unweisen Handlung oder Rede. Für sie sprechen die Fälle, in welchen man dank der Fehlleistung eine unerwünschte Pflicht zu erfüllen unterließ und bis zum Bewußtwerden der Unterlassung ein unbestimmtes Schuldgefühl in sich trägt. Ganz allgemein kommt ein anderer Grund ausschließlich oder vorwiegend in Betracht. Jeder Zustand, in welchem man es erlebt, daß man unzureichend „Herr im eigenen Ich“ (Freud) ist oder war, weil das Ich besonders schlecht funktionierte, ist eine „kleine“ Psychose. Es ist unheimlich und quälend, wenn die Kontinuität der Ichfunktion in einer so wichtigen Hinsicht wie die kausale gedankliche Verknüpfung es ist, ausgesetzt hat und sich trotz vollen Bewußtseins nicht wieder herstellt. Denn das „Ich“ ist, wie ich an anderer Stelle definiert habe, das Selbsterlebnis der dauernden oder sofort wieder erlangbaren Kontinuität des Individuums in körperlicher und geistiger Hinsicht, und zwar in bezug auf Raum, Zeit und kausale Verknüpfung.

Daß die Ichstörung der Grund des peinlichen Affektes ist, beweisen seltene Fälle von Alterskrankheit, in denen das Sicherinnernmüssen zu einem chronischen Zwange wurde, der vom Laien als krankhafte Altersschrulle und als seniler Eigensinn beurteilt wird. Der Zwang geht entweder von den Sachvorstellungen oder von den Namen aus. Bald wird die Persönlichkeit aus dem Leben, aus der Geschichte, der Lektüre gesucht, die einem Namen zugehört, den der Kranke gerade zufällig hörte oder der ihm von selbst einfiel, bald umgekehrt der Name zur Persönlichkeit. Ich konnte in einem solchen Fall viel verschobenen Affekt durch Analyse bewußt machen und den Gesamtzustand dadurch erleichtern. Getrennt davon blieb bei jeder Wiederholung des Symptoms die quälende Unruhe des Gefühls, „verrückt“ zu sein. Durch diese seltenen, organisch bedingten Fälle aufmerksam gemacht, erkannte ich das unheimliche Gefühl der Ichgestörtheit auch bei den alltäglichen Fehlleistungen wieder. Es kann von den andern Affekten, wie etwa dem der Beschämung durch den Selbstverrat nach einem Versprechen, unterschieden werden. Die gestörten Funktionen, das Sprechen und Handeln, das Wissen und Denken, sind eben die Grundlagen der Selbstbehauptung sich und andern gegenüber.

Wir wiederholen, daß jeder, der ein Vergessen korrigieren oder sein Versprechen wenigstens nachträglich begreifen will, sich in den Zustand zurückversetzt, in welchem er noch ganz dabei gewesen war. Wegen der struktu-

rellen Schwierigkeit, Lebensprozesse in umgekehrter Aneinanderreihung zu verfolgen, überspringt man gleichsam ganze Ereignisfolgen und gleitet ein Stück seines Lebens zurück. Oft genügt die einmalige Wiederholung des Starts, um das Richtige zu finden. In anderen Fällen muß es mehrmals versucht werden; das Fehlhandeln wiederholt sich mehrmals, wenn man und weil man wieder den Moment, in welchem sich die Fehlverknüpfung oder Auslassung im Ich vorbereitete, übersieht. Gelingt die Ausbesserung nicht, so mag eine dauernde Gedächtnisstörung infolge des Wiederholungsprinzips oder durch den rezent entstandenen „bedingten Reflex" zurückbleiben. Man vermeidet das instinktiv oder heute dank der psychoanalytischen Erkenntnis, indem man vom früheren Ichzustande aus oder auch, rein analytisch vom aktuellen Ichzustande aus, solange den Objekt- und Wortassoziationen nachgeht, bis die affektiven Widerstände gegen die Aufhebung der rezenten Verdrängung überwunden sind; je mehr man den Ärger ausschaltet und sich in passiver Hingegebenheit und doch mutig alle Glieder der umwegigen Gedankenketten einfallen läßt, desto eher wird die unterbrochene Verbindung wiederhergestellt und die — doch nur leicht gewesene — Erschütterung wegen der Störung der Kontinuität des Ichs vergessen, und zwar tatsächlich vergessen, so wie die Träume völlig vergessen werden.

Wir sagten schon zu Beginn dieser Arbeit, daß nicht alle Fehlhandlungen bloß infolge der oberflächlichen Verwirrung rezenter Erlebnisse, sondern viele im Zusammenhang mit früherer Verdrängung entstehen. Die Analyse wird dann schwierig, die rezenten Widerstände hängen mit tiefen, ungelöst aus früheren Lebenszeiten verbliebenen zusammen, und wir kommen immer wieder zu einem Stocken des Gedankenablaufs. Gerade an solchen Fällen sieht man die Bedeutung der Ichbesetzung. Denn man spürt regelmäßig, daß die Einfallsreihe dann stockt, wenn man einen bestimmten, lange vergangenen Ichzustand nicht finden kann oder nicht mehr vermag, sich in ihn zurückzuversetzen. Bei solchen tiefer gehenden Analysen kann man auch die Vermengung beider Methoden, wie sie von selbst geschieht, beobachten; am Wege der Einfälle kommt man wieder auf Ichzustände, von denen man versucht, sich die Erlebnisreihe nicht mehr nach inhaltlicher Verknüpfung, sondern in ihrem zeitlichen Ablauf zurückzurufen. So stößt man beim analytischen Suchen eines vergessenen Namens eventuell auf einen andern Namen, den man nicht suchte, von dem man aber bei der Wiederbegegnung merkt, daß man ihn gleichfalls vergessen hatte. Durch diesen weniger stark entzogenen Namen gelangt man dann auf eine frühere Ichsituation, in welcher die Ursache lag, daß man in der rezent aktuellen den andern Namen auch

vergaß, weil der gleiche Grund noch wirksam war. Ich kann einen vergessenen Namen suchen und herausfinden, in welcher Zeit meines Lebens die Ichsituation war, in der die tiefere Schichte meines Ichs sich formte, die mich heute als Widerstand hindert, mich zu erinnern. Es genügt aber nicht, daß ich diese Ichstufe als Objekt der Assoziation gefunden habe; ich muß warten, bis ich mich in die Ichsituation zurückversetze, damit sich der Name finden läßt. Jedem so auftauchenden Ichzustande liegen bestimmte Zwischenglieder des Assoziationsnetzes näher als andere. Weil ein solches Zwischenglied zu zwei Ichzuständen nahe Beziehung hat, hilft sie die nächste wichtige Ichsituation aufwecken. Wahrlich, ein windungsreicher „Strom von Eigenbeziehung" geht durch unser Erleben und bleibt in dem Erinnerten erhalten. Und gerade an den Stellen der erlebten Ichsituationen haben sich die stärksten Widerstände gebildet. Sie werden nur durch Zurückrufen der Situation im Wiedererleben überwunden und lassen sich nicht auf die einzelnen sachlichen Vorstellungen in der Gedankenkette so verteilen, daß sie einzeln überwindbar sind. Wir sind unversehens zum Problem des Erinnerns, des Agierens und des Wiedererlebens, das wir von der analytischen Praxis kennen, gelangt. Die Fehlleistung ist nur ein Sonderfall der allgemeinen Erfahrung, daß man in jeder Analyse dazukommt, daß der Analysand sich in frühere Ichzustände zurückversetzen muß. Dieses Wiedererleben ist aber nicht identisch mit dem Agieren in der Übertragung. Bevor ich weitere analytische Beobachtungen erörtere, will ich für das bisher mitgeteilte Beispiele bringen, deren Darstellung den Leser besser verstehen lassen soll, was mit dem mitgeteilten gemeint und mit der Mitteilung bezweckt ist.

IV) Darlegung an Beispielen

Das Verweilen der Ichgrenzen bei unerledigten Gegenständen oder das Zurückweichen des Ichs auf ein früheres Stadium mit nunmehr nicht mehr passender Ichgrenze ist besonders bei gehäuften Fehlleistungen erkennbar; doch ist der Mechanismus bei isolierten Verfehlungen derselbe, nur weniger evident. Deshalb will ich zunächst eine im Erleben unbegreifliche, nachher gut verständliche Folge eigener Fehlleistungen vorbringen.

Ich hatte an einem Tage viel Arbeit und mußte mir ausnahmsweise mehrere Male die Zeit nehmen, auf den Bahnhof zu fahren. Von meiner engeren Familie pflege ich zu Hause Abschied zu nehmen. Freunde oder Verwandte zu geleiten,

verlangt aber die „kleine“ Moral; sie zu verletzen, würde eine Gleichgültigkeit verraten, die nicht besteht und die man um so weniger vermuten lassen will, als das jahrelange Getrenntleben im Alter ohnedies nur zu leicht altgewohnte Beziehungen erkalten läßt. Einer der Abreisenden versäumte seinen Zug, so daß ich seinetwegen spät abends nochmals hinkommen mußte. Auch da kam er im letzten Moment und ließ noch Pakete in seinem Auto, das ich zur Rückfahrt benutzte. Die Pakete sollte ich in meiner Wohnung verwahren. Vor der Haustüre angelangt, öffne ich das Haustor, läute aber vorher der Hausbesorgerin, damit sie mir beim Hineinbringen der Pakete in den Lift behilflich sei. Sie kommt gleich, wir bringen alles hinein, und sie läßt mich hinauffahren. Kaum daß der Aufzug in Bewegung ist, will ich automatisch den Schlüsselbund aus der Tasche nehmen, um die Wohnungstüre aufzusperren; ich habe ihn nicht in den Taschen und erinnere mich: „Du mußt ihn an der Haustüre haben stecken lassen!“ Das ist nicht gleichgültig! Doch war es unwahrscheinlich, daß ihn in den wenigen Minuten schon jemand weggenommen haben sollte. Ich gebe das Haltesignal im Lift, fahre wieder herunter, sage es der Hausbesorgerin, gehe zum Haustor und finde, wie ich vermutet hatte, den Schlüssel am Schlüsselbunde außen stecken. (Fehlleistung 1.) Ich nehme ihn zu mir, lache mit der Hausbesorgerin über das Versehen und erinnere mich, daß Freud schon auf die Schlüssel als Vorzugsobjekt für Fehlleistungen aufmerksam gemacht hat, daß ich aber selber diese Spezialität nur ganz ausnahmsweise betätigt habe. Dann sperre ich die Wohnung auf, läute aber wieder vorher, damit man mir helfen komme. Mein Sohn und auch die Hausgehilfin sind gleich zur Stelle und bringen die Sachen in mein Zimmer; ich rufe der Hausbesorgerin, der Lift fährt hinab. Dann gehe ich in mein Zimmer und setze mich an den Schreibtisch, um zu arbeiten. Dazu muß ich etwas aus einer Schreibtischlade nehmen, greife in die Tasche — aber die Schlüssel sind abermals fort. (Fehlleistung 2.) Dieses Mal kann ich sie nur an der Wohnungstüre haben stecken lassen. Ich gehe lachend hinaus, sie stecken aber nicht! Nun suche ich sie überall, vergebens rekonstruiere ich jeden Schritt seit meinem Nachhausekommen. Mein Sohn ist freundlich bemüht, mir zu helfen und meint, sie könnten nur an der Haustüre stecken. Ich, bereits unsicher geworden, folge und schaue noch einmal nach, um mich zu überzeugen. So komme ich zum Schlusse, daß ich den Schlüsselbund im Lift nach dem Aufschließen der Wohnung, beim Holen der Pakete weggelegt haben muß, und beschließe, nicht jetzt, spät nachts, die Hausbesorgerin zu wecken, wohl aber ganz zeitlich am nächsten Morgen, womöglich als erster den Lift zu benützen, um die Schlüssel unauffällig wieder zu nehmen. Da ich regelmäßig zeitlich aufstehe, hat das nichts auf sich.

Schon der mit Recht hochgeschätzte Entdecker der Tücke des Objektes hat den wechselvollen Verlauf der Affekte bei solchen Mikrodramen geschildert. Sicher ist, daß sich bei mir die resignierte schlechte Laune in lachende Resignation umwandelte und der uneingestandene Ärger sich von den Menschen ab und mir selbst zuwandte. Dazwischen war ein Lichtpunkt und Grund zur Selbstzufriedenheit aufgetreten, es war die Sehergabe, mit der ich durch rein

theoretische Erwägungen den Ort erschlossen hatte, wo der Schlüsselbund sein Nachtlager aufgeschlagen haben mußte.

Am nächsten Morgen aber wache ich erst gegen acht Uhr auf, was mir sonst nie widerfährt, wenn ich etwas des Morgens zu tun habe. (Fehlleistung 5.) Auch habe ich den Verlust des Schlüsselbundes vergessen. (Fehlleistung 6.) Erst gegen neun Uhr erinnere ich mich, erschrecke, denn der Verlust all dieser Schlüssel würde die Umänderung von Haus- und Wohnungsschloß, viele Kosten, Unannehmlichkeiten und Zeitverlust bedeuten. Ich eile, um die Hausbesorgerin zu fragen, ob sie schon den Schlüsselbund gefunden hat; aber dazu kommt es nicht mehr, denn ich sehe ihn sofort im Schlüsselloch außen an der Türe stecken. Auch wird mir gleich die Art bewußt, wie mir am Abend zuvor der Irrtum widerfahren konnte; ich habe beidemal (Fehlleistung 3 und 4) am linken Türflügel statt am rechten gesucht und das mit voller Sicherheit. Es war eine große Leistung, etwas, was ich tagtäglich zu tun geübt war, nicht automatisch richtig zu tun, um den Schlüssel im Schlosse zu übersehen. Man erkennt an diesem Beispiel, daß solche Fehlleistungen nicht durch einen Automatismus zustande kommen. Ein solcher kommt nur manchmal zur Hilfe, kann das aber nur, wenn vorher die Ichbesetzung das Feld geräumt hat. Im vorliegenden Falle hatte ich weder automatisch noch mit Zuhilfenahme klügster Überlegung darauf verfallen können, am linken Türflügel Schloß und Schlüssel zu suchen. Erleichtert war allerdings das Geschehen — wie so oft — durch einen Tagesrest; ich hatte nämlich die sonst nie verwendeten Schlösser des rechten Flügels ausprobiert, weil der Termin für das Verschließen der Wohnung für die Sommermonate sich näherte. Erleichtert war die Fehlhandlung auch dadurch, daß ich sowohl beim Tore wie bei der Wohnungstüre ausnahmsweise jemanden durch das Läuten herbeigerufen hatte und dadurch nach dem Aufsperren abgelenkt war.

Das Motiv für die Fehlleistungen war eine starke Störung meiner Gesamtstimmung, die am Abend durchbrach, nachdem ich den ganzen Tag die Haltung zu wahren hatte. Nicht von der Objektbesetzung „Schlüssel und Schloß", auch nicht von ihrer symbolischen Bedeutung ging die Störung aus, sondern von dem mit meinem Ich verbundenen Komplexe: *meine* Wohnung, *meine* Lebensführung, *meine* Unabhängigkeit. Wenn in früheren Jahren meine Frau mit den damals kleinen Kindern schon im Frühling aufs Land fuhr, so verfiel ich als Strohwitwer noch am selben Tage wieder in die Junggesellengewohnheit des abendlichen Kaffeehausbesuches. Erst nach Jahren fiel mir auf, daß ich an diesem Abend immer in das Stammkaffeehaus aus meiner Studienzeit und nicht in das gewohnte der späteren Zeit ging, obgleich keiner der alten Freunde mehr dorthin kam. Später hat dieser Rückfall in eine frühere Lebensperiode aufgehört. Aber dieses Mal war ich wieder mit meinem Ich um viele Jahre regrediert und hatte daher keine Ichbesetzung für einen Hausschlüssel und noch weniger für ein Steckschloß an der rechten Flügeltüre, denn in jener Vorzeit waren alle Schlösser am linken Türflügel gewesen. So kam diesem viel jüngeren Menschen gar nicht in den Sinn, den Schlüssel an der Türe rechts zu suchen. In dieser einfacheren, zufriedeneren Zeit, in die

ich floh, war ich auch ein Spätaufsteher gewesen. Der symbolische Sinn der Fehlhandlung, in dem auch meine Ärgerlichkeit sich entlud, ist leicht zu erraten, wenn man überlegt, daß die Folge der Fehlleistung eine Freigabe meiner Wohnung für Diebe und Einbrecher gewesen wäre. Sie bedeutet daher einen in Wien gebräuchlichen Ausdruck, den ich kaum je, weder ernst noch scherzhaft, gebrauche: „Ihr könnt mir alle gestohlen werden!“ Die Grobheit dieser Worte, die unsinnige und doch sinnvolle Häufung der Fehlleistungen, das Ausmaß der unangenehmen Folgen, die sie gehabt hätte, denn man kann kaum seine Schlüssel ungeschickter verlegen, — und schließlich die Verärgerung waren in ökonomischer Hinsicht einander proportional. Deutlich war nachträglich das Gefühl erkennbar vom Zurückfliehen des Ichs vor den Ansprüchen der Gegenwart.

In dem Buche „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“ finden sich analoge Beispiele. Sehr instruktiv ist die Art, wie Ferenczi nach seinem Selbstberichte ein Vergessen korrigierte. Er konnte sich des Aperçus „Nichts Tierisches ist dir fremd“, das er selbst einige Wochen vorher geäußert hatte, nicht erinnern. Um es zu finden, rief er das voranalytische Mittel zu Hilfe, denn er erzählt, daß er sich aus der Gesellschaft zurückzog und sich anstrengte, sich in die Situation, in der er diesen Ausspruch gemacht hatte, wieder zurückzuversetzen; erst als ihm das gelungen war, trat der Erfolg der Assoziation der eingefallenen, sachlichen Zusammenhänge ein. Nicht ganz so deutlich, aber doch im gleichen Sinne ist der Vorgang zu erklären, wie ihn Freud für die Auflösung des Vergessens eines Vorhabens schildert. Er berichtet, daß er vergaß, eine Korrektur rechtzeitig an Bergmann in Wiesbaden abzusenden. Er vergißt in gehäufter Art, obgleich die bereits von ihm korrigierten Bogen ihn immer wieder erinnern mußten. Er sucht nach dem Grund für dieses Verhalten und macht einen Spaziergang, der ihn — gewiß nicht zufällig — zu seinem Wiener Verleger führt. Die Erklärung, die ihm dort einfällt, genügt ihm nicht. Dann „geht sein Bedenken“ auf seine Mitarbeit an dem Handbuch von Notnagel zurück. „Dort findet der Vorwurf (es ist ein Selbstvorwurf) abermals keine Anerkennung.“ Erst als dritte Etappe kommt die Wiederbelebung einer Eigenmächtigkeit bei dem Übersetzen eines französischen Werkes zustande und mit ihr die zureichende Erklärung. Der Leser hat nicht den Eindruck, daß im Wege freier Einfälle die Begründung gefunden wurde, sondern durch ein, viele Einfälle auslassendes, sie überspringendes Suchen der analogen Situationen des Ichs. In die bestimmende Situation mußte sich der Autor zurückversetzen, um die Evidenz der Richtigkeit seiner Begründung zu bekommen.

Was von Vorsätzen und Handlungen gilt, gilt auch vom Vergessen der Eigennamen. Mir fiel dieser Sachverhalt bei den vollendeten und meisterhaft wie keine sonst durchgeführten Analysen Freuds auf. Im Falle „Signorelli" war der Autor auf einer Reise. Seine Gedanken weilten bei einem gewichtigen, tragisch zu nennenden Thema. Nun plaudern die andern Reisenden mit ihm. Von außen kommt die Anregung, über anderes zu sprechen, als über das, was ihm nahegeht. Die Objektbesetzungen kommen nun von beiden Seiten, vom eigenen Vorbewußten als Einfälle, von den Mitreisenden als Fragen, Antworten oder Mitteilungen. Die affektiv besetzte Ichgrenze war nicht vom Thema „Tod, Arzt, Sexualität" frei geworden. Das Wort „Herr" ist vom Ich aus stark betont, weil die Worte des Mohammedaners das gleiche Thema angeschlagen hatten. Daß der Autor auch auf der Seite der Objektbesetzungen nicht ganz frei ist, wird dadurch bewiesen, daß er selbst das gefährliche Thema, die Fresken von Orvieto, erwähnte, also das Thema, bei welchem ihn der wiedererweckte leidvolle Gedanke die italienische Übersetzung von „Herr" nicht finden ließ. Obgleich die Ablenkung vom Thema willkommen war, gelang sie nicht auf normale Art. Das Ich mußte vielmehr, um nicht mehr vom Thema gestört zu werden, sich davon losreißen. Dieses Losreißen ist der Moment der eigentlichen Störung. Denn es geschieht in der Weise, daß die das Thema enthaltende Ichgrenze als störend verdrängt wird. Das ist die aktuelle letzte Verdrängung, die entscheidet; von diesem Moment an kann der Name nicht mehr gefunden werden. Eine solche Verdrängung eines Ichanteiles, in unserem Falle einer besetzten Ichgrenze, kennen wir von der Schizophrenie her als „Sperrung". Die in unserem Falle so geringe Sperrung bewirkt, daß die Auffassungsstelle für alles, was mit „Herr usw." zusammenhängt, für einige Zeit dem Ich verloren ging. Das Merkwürdigste ist, daß, wie Freud weiter mitteilt, durch bloßes Weiterklingen beim Assoziieren die klangvolle Silbe „Bo" des dazugehörigen Wortes „Bosnien" sich einstellte. Das zeigt, daß dort, wo die Ichgrenze nicht mehr zur Verfügung steht, die Worte Schall werden. Solche rein klangliche Zusammenhänge sind infantil und entsprechen beim Erwachsenen der Psychose und der Sperrung. Das Wiederfinden des Wortes gelingt erst, wenn die störende Ichsituation nochmals und nun richtig erlebt wurde. An diesem Beispiel kann man das nicht kontrollieren, weil das fehlende Wort von fremder Seite mitgeteilt wurde.

Beim Assoziieren von der Objektreihe her kommen die Einfälle stets nach dem Zusammenhang mit dem störenden Thema geordnet. Das beweist, daß die Zurückziehung von den vorher mit Ichgefühl besetzten Vorstellungen

sich nicht nur auf das gesuchte Wort erstreckt. Gleichzeitig wehrt eine abstoßende Kraft alle Objektbesetzungen ab, die an das Thema rühren, die um so stärker wird, je näher die Einfälle das Thema berühren. Über diese metapsychologischen Fragen soll in anderem Zusammenhange gesprochen werden. Die theoretische Erörterung der Frage, ob es nötig, d. h. richtig ist, die Berührung mit der Ichgrenze, so wie ich es hier tue, von dem Eintreten in das Bewußtsein zu unterscheiden, soll am Ende dieser Arbeit folgen.

V) Zur sozialen Seite der Fehlleistungen

Unser Interesse gilt zunächst den sozialen Bedingungen für das Auftreten der Störung. Die Fehlleistung ist ein Einbruch des Privatlebens ins Soziale, es ist ihr aber ein Zwang auf das Privatleben vorausgegangen, der dieses nachhaltig störte. Bei der Besprechung des Beispiels „Signorelli" bemerkten wir, daß der Fehler zustande kommen mußte, weil die Besetzung der Ichgrenze hinter den Anforderungen, die vom Gespräche kamen, zurückgeblieben war. Bei der eigenen Fehlleistung war die ganze Icheinstellung hinter der Gegenwart zurückgeblieben. Im Falle Ferenczis bestand keine sachliche Verbindung zwischen dem Thema, welches gerade zur Sprache kam, und dem Thema, zu welchem das Aperçu gehörte; nur die Analogie der Ichsituation hatte die Tatsache, etwas noch Besseres ein anderes Mal gesagt zu haben, in Erinnerung gebracht; diese Regung des Selbstgefühls, die sofort auch eine Selbsthemmung hervorrief, hat es verhindert, daß die Ichgrenze und die Objektbesetzung weiter zusammenstimmten. Bei Fehlleistungen, die einem, wenn man allein ist, widerfahren, übernimmt die Rolle des störenden Anderen ein eigener affektbetonter Einfall oder die gedachte Zwischenrede eines Zweiten oder die Kritik des imaginären Publikums. In zahlreichen Fällen geht diese selbstgedachte Zwischenrede vom Über-Ich aus, welches die Ichgrenze festzuhalten befiehlt oder aber eine Objektbesetzung als störendes Element einwirft. Wir kommen so zu einer andern Verteilung der Rollen des Störenden und Gestörten beim Gedankenablauf, der der Fehlleistung vorausgeht. Freud nimmt die richtige Leistung, die nicht erfolgen konnte, als das Gestörte an, und das mit Recht, weil sie die normale wäre.

Bei unserer Untersuchung des Ablaufs der psychischen Leistungen müssen wir das als gestört ansehen, was bis zur Störung abläuft und der Störung unterliegt, ohne uns darum zu kümmern, ob es normal und richtig oder falsch weiter vor sich gegangen wäre. (Tatsächlich ist oft auch das un-

richtige Resultat, wie Freud uns gezeigt hat, im Wesen das richtigere.) Die Fehlleistung ist das Ergebnis, die mangelnde Bereitschaft der Ichgrenze ist der Beginn der Störung. Von da an beginnt die Herrschaft verdrängter Inhalte und Strebungen, und diese erst determinieren den Weg, den die Störung einschlägt, und das Ergebnis, das sie bringt. In diesem Sinne erkennen wir im Anspruch des Andern, z. B. des Mitreisenden im Falle „Signorelli", den störenden Faktor, d. h. in der Gedankenrichtung, die er beim Autor anregt. Die „Zufälligkeit", welche Freud den Fehlleistungen entzogen hat, wird dennoch immer subjektiv als bestehend empfunden; sie besteht wirklich, sobald wir das Aneinandergeraten wenigstens zweier denkender Individuen mit ihren nicht einander parallel ablaufenden Gedanken berücksichtigen.

Besonders deutlich wirkt dieser Faktor beim Versprechen. Die eigene Sprache erlaubt kein Vergessen, nur ein Verfehlen eines sprachlichen Ausdruckes. Jedes Versprechen ist die Folge einer doppelten Tendenz im Sprechenden. Diese doppelte Richtung liegt in den einfachsten Fällen darin, daß der Sprecher schwankt, ob er sprechen soll oder nicht. Freud übernimmt in seinem Buche ein harmloses Beispiel von Meringer und Mayer. Jemand wird gefragt, wie es denn seinem Pferde gehe, und antwortet: „Das draut . . . dauert noch einiges Monate." Er dachte, das sei eine traurige Geschichte. Die soziale Einstellung verlangte die einfache objektive Antwort, der Pferdebesitzer war aber affektiv beteiligt und faßt sich nicht schnell genug zur objektiven Erledigung der Frage. Solcher Gelegenheiten gibt es aber weit mehr, als Fehlleistungen geschehen. Erst das, was einer Fehlleistung aktuell vorausgegangen ist, erklärt, weshalb es manchmal zur Fehlleistung kommt und andere Male nicht. Nur in den Fällen, in denen wir die vorausgehenden Ichsituationen und das Verhältnis zum Hörer erfahren haben, verstehen wir die starken aktuellen Motive, welche immer nötig sind, damit das so gut eingeübte Verwenden der eigenen Sprache versage. Das Schwanken zwischen Reden und Schweigen begünstigt auch deshalb das Versprechen, weil das Sprechenwollen die Ichgrenze mit aktivem Ichgefühl besetzt, das Zuhören mit passivem. Muß man längere Zeit zuhören, wenn man schon sprechen will, oder läßt man sich zum Sprechen verleiten, wenn man es nicht will, so ist man immer mit mehreren Objekten aus dem Verlaufe des Gespräches beschäftigt, dabei oft mit mehrfach ambivalentem Verhalten des Ichs, ambivalent sowohl in bezug auf Bejahung und Verneinung als auch in bezug auf Passivität und Aktivität der Ichgrenzbesetzung und in bezug auf Zeigenwollen und Zurückhaltung in der Gesamteinstellung. Diese

letzte Ambivalenz setzt sich weiter aus mehreren einander widersprechenden Trieben und Affekten zusammen, Eitelkeit und Bescheidenheit (in tieferer Schichte Exhibition und Scham), Führen und Geführtwerden (in tieferer Schichte Vater- und Sohneinstellung mit allen tiefen Komplikationen), Kampflust und Friedlichkeit, beziehungsweise Vorsicht, und schließlich dem komplizierten Widerstreit von Narzißmus und Objektlibido, dessen Steigerung wir als Lampenfieber kennen. Daß sich unter so komplizierten Bedingungen die Ichgrenze und die Objektvorstellung mit ihrer Benennung leicht gegeneinander verschieben, ist verständlich.

In den Beispielen „Signorelli" und „aliquis" sind diese Momente in verschiedener Mischung vorhanden. Niemand spricht gerne zu Fremden von dem, was ihn im Innersten bewegt, und doch kann man manchmal zum vertrauten Freunde noch schwerer sprechen. So kann das Mitteilungsbedürfnis stark werden, zumal wenn sich eine Übertragung hergestellt hat.

Das Schwanken zwischen Rede-Intention und Rede-Unterdrückung läßt, wenn es länger dauert, immer mehrere Ichreaktionen verschiedener Art gleichsam zu Worte kommen und damit verschiedene Beziehungen zum Gegenständlichen. Von jeder mit gespannter Besetzung sprechbereiten Ichgrenze geht eine andere Wortwahl aus. Schließlich vermengen sich zwei oder sogar mehrere Impulse. Wären diese Ichgrenzen nicht übermäßig besetzt, so würde — das ist der normale Fall — gewartet werden, bis sich das Gesamt-Ich des Sprechers für eine Reaktion und die entsprechende Wortwahl entschieden hat. Ist aber das Gesamt-Ich in einer früheren Stellung zurückgeblieben, dann kann es das Schwanken bei der Wortfindung nicht beenden und gleichzeitig haben die unbewußten Motivierungen Gelegenheit, das Kompromiß in der schließlichen Äußerung zu „determinieren". Das Schwanken und die Unsicherheit des Ichs lassen stets auch die Sprechfunktion auf eine frühere Stufe ihrer Entwicklung regredieren, auf welcher die Artikulationsnähe zwischen den sich vermengenden und ersetzenden Wortintentionen noch sehr zur Geltung kamen. „Zerstreutheit" bedeutet die Besetzung mehrerer Ichgrenzen, sie wird für die mangelhafte Zentrierung bei der Sprechintention und dadurch für die Vermengung der Sprechimpulse verantwortlich gemacht. Gerade bei der Zerstreutheit ist es schwer, das wünschenswerte, normale Verhalten vom pathologischen zu unterscheiden. Denn es ist wünschenswert, daß während des Weiterdenkens möglichst viele Gedankenverbindungen von den Ichgrenzen her erreichbar sind; dadurch wird das Denken oder Sprechen ideenreich und bis ins Einzelne dem gestellten Problem gerecht. Die unerwünschte Zerstreutheit beginnt erst, wenn

aus affektiver Gebundenheit die Besetzungsintentionen zu keiner Resultierenden kommen, sondern gleichsam in einem großen Zerstreuungskreise Assoziationen suchen, welche beim Versprechen dann in der Artikulation zu einem Kompromiß innerhalb der vielen zum Sprechen verfügbaren Wendungen und Worte führen. „Zerstreutheit" ist daher kein physiologisch abnormer Zustand, sondern ein voll determiniertes psychisches Verhalten.

Die Fehlleistung erfolgt also aus einer Diskrepanz zwischen dem Eigenleben und den Ansprüchen der Außenwelt. Manche Fälle von Vergessen kommen so ganz einfach zustande.

Ich ließ mich z. B. an einem schönen Sommertag vom Arbeiten abhalten und ging spazieren. Gehend wollte ich weiter über ein Thema nachdenken. Ein Haus, an dem wir vorbeigingen, nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch, und ich bemerke zu meiner Begleiterin, wie hübsch der an der Vorderwand gezogene Obstbaum es kleide. Dabei entfällt mir das Wort „Spalier"obst, das ein ganz gebräuchliches Fremdwort ist. Wenige Zwischenworte ließen es finden. Das Wort „Spazieren" hatte es mir geraubt. Ich wollte nicht sprechen, sondern weiter überlegen und war meinem Vorhaben untreu geworden. Mein Ich war den wechselnden Gegenständen nicht gefolgt; ich gab aber der äußeren Anregung nach und begann zu sprechen, ohne wirklich „dabei zu sein".

Wir beachten gar nicht, wie viele unserer Gedankengänge abgerissen werden, weil eine andere Person oder wir selbst uns zwingen, uns von ihnen loszureißen. Solche aktuelle Unterbrechungen können, wenn genug unbewußte Gründe vorhanden sind, die Fehlleistung auslösen. Stets bereiten sie aber spätere Fehlleistungen vor, und kommen erst später zur Geltung, wenn wir die unterbrochenen Gedankengänge beim Sprechen brauchen. Auch müssen die Assoziationen bei der Analyse einer Fehlleistung überraschend werden, wenn solch ein längst vergangenes „Fehldenken" in die Reihe der freien Einfälle gerät. Gerade solche im „Fehldenken" auseinandergerissenen Zusammenhänge sind es, welche beim Denken nach Zielvorstellungen nicht gefunden werden, wohl aber beim passiven Verhalten, wie es die analytische Technik vorschreibt. Die Methode des „freien Einfalles" löst das Fehldenken der Vergangenheit auf und macht allmählich das Gedankenmaterial wieder frei verfügbar. Bei jeder Auflösung eines Fehldenkens wird ein affektiver Widerstand überwunden, der daran hing. An solchen Störungspunkten bedarf es des Sich-Zurückversetzens in einen früheren Ichzustand, wovon wir oben gesprochen haben, um die Analyse fortzuführen.

Wir sahen demnach, daß die soziale Motivierung der Fehlleistung auf einem diskontinuierlichen Austausch der Assoziationen zwischen zwei (oder

mehreren) Personen beruht. In diesem Falle setzt das Dazwischentreten der anderen Person (oder Sache) neue Widerstände gegen das Auftauchen der gewünschten, realitätsgemäßen und sonst adäquaten Vorstellungen und Worte. Im Gegensatz dazu steht das fördernde Austauschen der Gedankengänge, wenn das Ich den von außen kommenden Anregungen folgt. Die dabei gefühlte angenehme Befriedigung stammt aus zwei Quellen: erstens aus der Libidobefriedigung, welche jeder richtigen und weiterleitenden Verknüpfung der Ichgrenze mit einer Objektvorstellung innewohnt; — wir dürfen nicht vergessen, daß alle Objektvorstellungen sowie jede Ichgrenze immer ihre libidinöse Besetzung haben, die bei der Vereinigung beider zur Befriedigung kommt; — zweitens aber ist das richtige Zusammenpassen der gegenseitigen Einfälle ein oft sehr großer ökonomischer Gewinn, er erspart die Überwindung der Widerstände, welche in der Einzelperson aus gerade aktuellen oder aus tiefen Gründen gegen das Auftreten der adäquaten Assoziation vorhanden waren. In diesem Falle ist die „zufällige" Verschiedenheit zwischen den Gedankenabläufen der miteinander sprechenden Personen für beide deshalb von Vorteil, weil jeder von ganz verschiedenen unbewußten Zusammenhängen aus auch ganz verschiedene Widerstände in sich trägt. Die Aussicht, daß einem von beiden der bessere Gedanke widerstandsfrei zum Bewußtsein kommen kann, der sich gerade dem andern weigern muß, ist sehr groß und erspart viel Suchen und auch viele unzulängliche Erledigung. Wir verstehen auch jetzt besser das so häufige Ereignis, daß man ein vergessenes Wort vom andern erfahren will und der andere es gleichfalls nicht finden kann. Das ist nur ein speziell provoziertes Fehldenken derselben Art, wie wir es oben als regelmäßiges Geschehen beschrieben haben, wenn jemand gezwungen ist, aus seinen Ichzuwendungen heraus sich plötzlich einer von außen kommenden Objektbesetzung zuzuwenden.[1] Es fehlt die dazugehörige Ichgrenze. Versucht man aber, sich sofort mit dem in Verlegenheit Geratenen zu identifizieren, um ihm denken zu helfen, so übernimmt man von ihm meist auch die Verlegenheit und die Störung der zum Gegenstand zugehörigen Ichgrenzen.

Wir fanden also im Fehldenken und im Zusammendenken einander entgegengesetzte Vorgänge von hoher sozialer und auch individueller Bedeutung; wir verstehen, wie förderlich gut zusammenstimmende Gespräche sind und wie verwirrend das Sprechen mit nicht mitfolgenden Menschen

1) Die Beobachtung der Prüfung und der Prüfungsstörungen kann darüber belehren, wie völlig objektiv die Einstellung zum Gegenstande geworden sein muß, damit man der von außen kommenden Anregung sofort zu folgen imstande ist.

für das ganze innere Gefüge der gedanklichen Eigenarbeit wird. Bedingung für fruchtbares Gespräch ist das Aufeinanderstimmen des Tempos im Denken, die analoge Qualität und Quantität des verwertbaren Erfahrungsschatzes, die Fähigkeit, rasch die narzißtischen Interessen an dem Gegenstand in Objektinteresse zu verwandeln, und auch die gute gegenseitige oder wenigstens einseitige Übertragung. Die Übertragung ermöglicht die Anpassung des Denktempos und des Interesses an das der anderen Person. Die Erfahrung an uns selbst und an Andern lehrt, daß der beste Schutz gegen Fehlleistungen eine positive Einstellung zwischen den Sprechenden ist; in diesem Falle kommt eigentlich die „fremde Hilfe", welche wir als Mittel der Reparatur der Fehlhandlung kennen, schon prophylaktisch als Schutz gegen die Fehlleistung zur Geltung. Ebenso ist der Redner am besten gegen Entgleisungen gesichert, der das Publikum erobert hat und auch dem Publikum freundlich gesinnt ist; er ist weit besser daran als der Redner, der nur die Abhängigkeit von der Übertragung zu beherrschen versteht. Es gab einen großen Redner, der sogar immer das Publikum so sehr zum Mitdenken zwang, daß er sich erlauben konnte, immer wieder ein Wort nicht zu finden, weil er sicher war, daß es ihm die Hörer zuriefen, ohne das überhaupt als Störung des Zusammenhanges oder als Mangel des Redners zu empfinden. Das Gefühl, daß man eine Fehlleistung begangen hat, weil man von den Ansprüchen fremder Personen im eigenen Denkablauf unterbrochen wurde, erklärt auch, warum man wegen seiner Fehlleistung gegen die Andern ärgerlich wird. Im kleinen hat man das Gefühl des Volksliedes vom „Waldhornbläser, der die Schuld davonträgt". Man fühlt sich selbst durch eine Fehlleistung, wie ich oben sagte, gedrückt und verwirrt, weil das Erlebnis der Sperrung das einer kleinen Psychose ist. Man fühlt aber auch immer, daß man keinen Vorwurf verdiene, weil man schuldlos sei. Das hat einen sehr bedeutsamen Grund. Ein subjektives Gefühl der Schuld hat man nur für solche Innenvorgänge, bei denen das Ich dabei war. Was, wie die Fehlleistung, immer „von selbst geschah", hinterläßt kein Schuldgefühl.[1] Deshalb kann man auch nur mit seiner objektiven Verstandesarbeit annehmen, nie es wirklich

1) Auch sonst hängt das subjektive Schuldgefühl, nicht die objektive Schuld, davon ab, ob die zum Vorfall zugehörige Ichgrenze mit Ichgefühl besetzt war. Das Über-Ich kann später objektiv richten; das Ich ist nicht imstande, sich schuldig zu empfinden, wenn es durch Ungeschick oder wenn es im Affekt, einem Gedanken allein hingegeben, etwas begangen hat. Auch später fühlt man sich nicht schuldig, wenn man sich nicht mehr in die Tat zurückversetzen kann; davon werden ungelehrte Richter oft zur Milde bewogen. Denn es ist die Tragik manches Strafver-

glauben, daß eine von einem selbst begangene Fehlleistung ein sinnvoller Akt war, der durch die eigene Strebung und Gegenstrebung zustande kam. Daß die Wissenschaft die Fehlleistungen solange als zufällig ansah, entsprang nicht nur unkritischer Bequemlichkeit, sondern auch dem subjektiven Erleben des Vorganges. Ob man sich zu seinem Wunsche nicht bekennen wollte, ihn aber verriet, ob man etwas wunschgemäß getan oder geäußert hat, obgleich man es nicht hätte tun sollen, „welche Anmerkung immer das Unbewußte zum bewußt Intendierten mittels der Fehlhandlung machte",[1] man fühlt sich unschuldig eben darum, weil man nicht dabei gewesen war. Manche ärgerliche Abneigung und mancher Widerstand gegen die Psychoanalyse wird dadurch erweckt, daß sie alltäglich auf Grund eines zur ungeahnten Vollkommenheit entwickelten Indizienbeweises — es sieht nämlich wie ein Indizienbeweis aus, was ein sehr sachliches Verfahren ist — schuldig spricht. Auch die Schadenfreude, die diese Überführungen erwecken, macht der Psychoanalyse keine Freunde. Gerade weil die Fehlleistungen selten etwas Lässiges, meistens aber etwas Ernstes und Schmerzvolles aufdecken, staunen wir mit Recht darüber, daß unser Ich so schlecht gefügt sei, daß es gerade dann nicht dabei ist, wenn so Wichtiges mitspricht. Und dann tritt als unwürdige Folge ein, daß man wie ein kleines Kind die Bewegung nicht meistert, wie ein Geisteskranker dem bloßen Klange folgt, sich einem das Wort im Munde verkehrt, dem Gedächtnis der für sicher gehaltene Besitz entfällt und Ungewolltes zur Tat wird. Wir fanden aber, daß — ganz allgemein gesprochen — das Ich an all dem Spuk der Psychopathologie des Alltags nur negativ beteiligt sei, insofern nur, als eben ein Teil des Ichs bei der Leistung „gefehlt" hat, nicht gegenwärtig war; und das nicht aus Angst, sondern weil es etwas Anderem hingegeben war. Wer sich daher nach einer solchen Schlappe unschuldig ausgelacht fühlt, hat recht. Denn man muß die Determinierungen und Vorbereitungen der einzelnen Fehlleistung weit zurückverfolgen, bis man auf den positiven Anteil des Ichs an denselben kommt. Die Menschen, zum mindesten die unserer heutigen westlichen Kultur, haben nicht ge-

fahrens, daß das Ich des Angeklagten nicht mehr dasselbe ist wie das des Täters, was die subjektive Ausdehnung der Ichbesetzung betrifft. Erst die Strafe läßt die Tat durch ihre Folgen wieder als zum Ich gehörig empfinden und macht eigentlich so den aus dem Verbrechenskreis Herausgekommenen wieder zum Verbrecher. Auch die Reue ist die vom Über-Ich erzwungene Rückkehr des Ichs zur Tat, d. h. die Wiederbesetzung der zu diesem Geschehen gehörenden Ichgrenzen.

1) Scherzwort Herrn Professor Freuds gelegentlich einer Fehlleistung des Autors.

lernt, ihre Ichbesetzungen zu beachten und zu beherrschen. Die Psychoanalyse der Alltagssymptome des Gesunden — das sind die Fehlleistungen — ist deshalb ein Mittel zur Selbsterziehung. Sie entschuldigt aber auch den Fehlleister, denn sie deckt auch auf, wie viel seinem Ich, oft bis zur Untragbarkeit, von außen zugemutet wurde. Man könnte einwenden, es sei unbegreiflich, daß sich das Ich zurückziehen könne, wenngleich hinter den Fehlleistungen so wichtige Motive stehen. Diese Frage hat Freud bereits mit dem Hinweis erledigt, daß wohl das Störende, aber nicht das Gestörte in den meisten Fällen wichtig sei. In anderen Fällen, in denen auch das Gestörte eine wichtige Funktion oder Entscheidung war, konnte die Störung deshalb doch eintreten, weil man sich dieser Aufgabe ganz besonders sicher fühlte und sie deshalb vernachlässigte. Es hat aber jedenfalls die Regel, daß die Störung an unwichtigen Funktionen erfolge, so viele Ausnahmen, daß diese selbst einer Regel unterworfen sind. Es ist die der ökonomischen Bedingtheit; je stärker der unbewußt wirkende Gegensatz oder Gegenwunsch ist, desto wichtigere Handlungen vermag er zu stören. Man denke z. B. an den Präsidenten, der die Versammlung schloß, anstatt sie zu eröffnen — wie stark mußte die berechtigte oder ungerechte Erbitterung gegen das hohe Haus in ihm schon geworden sein, um alle Routine zu beseitigen! Oder wie groß muß das Sicherheitsgefühl einerseits, andererseits der unbewußte Geständnisdrang gewesen sein, damit ein Verbrecher den Selbstverrat durch die Mitteilung von der Erprobung der bestellten Bakterienkultur im Versuche am Menschen begehen konnte!

Wenn wir nochmals das Verhältnis zwischen Störendem und Gestörtem betrachten, so finden wir nach unserer Beobachtung, daß die Störung eine gegenseitige ist; die bewußten und unbewußten Strebungen gingen ihren wohl determinierten Gang, als eine neue Aufgabe störend dazwischentrat. Das Ich versagte vor der doppelten Aufgabe, an ihm erfolgte die erste Störung; weil es nicht ganz dabei war, erfolgte dann die eigentliche Fehlleistung als Störung der aktuellen Aufgabe in determinierter Weise. Daß aber das Ich versagte, lag an früheren, teils aktuellen, teils längst vergangenen besonderen Bedingungen, von denen die Beteiligtheit des Ichs, die Besetzung der einzelnen Ichgrenzen, die Fixierung derselben an bestimmte Objekte und auch die Wiederholbarkeit früherer Ichbesetzungszustände das Ich betreffen. Wir kamen so zum Ergebnis, daß auch die Veränderung am Ich (Zerstreutheit, Geistesabwesenheit usw.) determiniert ist und daß auch sie mit vorausgegangenen Ichstörungen durch Inhalt

oder Affekt oder beides zusammenhängen kann. So mag sich manche Fehlleistung schon beim Erwerben der Kenntnis, die sich später einem versagt, vorbereitet haben. Erfahrungen, Kenntnisse, Namen sind um so weniger im allgemeinen dem Raub oder der Verunstaltung durch Fehlleistungen ausgesetzt, je widerspruchsloser sie mit freier Zuwendung oder mit Gleichgültigkeit des Ichs einst erworben worden sind; diese allgemeine Bedingung kann neben den individuellen Schicksalen, unter denen sie im Laufe des Lebens zur Verwendung kamen, gleichgültig werden. Aber die Häufigkeit des Versprechens und Verschreibens wird besser begreifbar, wenn man bedenkt, daß sich jedes Kind seine Sprache individuell bildet und daß das Sprechenlernen ein sehr subjektiver, störungsreicher und narzißtisch betonter, sich auf lange Zeit ausdehnender Vorgang ist. Ebenso ist das Lernen vielfach intellektuellen Hemmungen unterworfen, die mit der aktuellen Ichsituation zusammenhängen. So mag in manchen Fehlleistungen eine längst vergangene Lern- oder Arbeitsstörung wiedererstanden sein oder eine einst bestandene Blöße sich zeigen, die lange sorgsam überkleidet war. Die Determinierung der Fehlleistung und der Bereitschaft zu derselben geht demnach weit in die Vergangenheit zurück und ist doch auch eine ganz aktuelle.

Jeder kennt das schöne Gleichnis Freuds, daß es auch bei der Fehlleistung nicht genügt, zu sagen, die Dunkelheit und die Einsamkeit haben einen Raub vollführt, sondern daß man die Täter aufspüren muß. Es war der Sinn dieser Arbeit, zu zeigen, daß diese Täter auch selbst das Dunkel angerichtet haben, die Lampen am Schauplatz ihrer Tat verlöschten und ihr Opfer in die Einsamkeit gelockt oder getrieben haben.[1]

1) Die Abschnitte VI ff. dieser Arbeit werden im nächsten Hefte erscheinen.
Die Redaktion.

Die frühkindliche Motorik im Vergleich mit der Motorik der Tiere

Von

Gustav Bally

Zürich

I) Einleitung

In dieser Arbeit soll versucht werden, von der Basis einer erklärenden Psychologie aus an ein Thema heranzugehen, das die Psychoanalyse in den letzten beiden Jahrzehnten besonders ausgiebig beschäftigt hat: Die Entwicklungspsychologie des Ich. Damit eng verbunden erscheint die Frage nach der Bewußtseinsentstehung und nach dem Zeitpunkt der Unterscheidung von Ich und Außenwelt.

Bisher wurde die vorsprachliche frühkindliche Entwicklung, sei es in voller Absicht, sei es unbewußt, durch das Medium ihres späteren Ergebnisses, des Erwachsenen, verstanden. Aus Mitteilungen von Erwachsenen wurde sie rekonstruiert und aus Mitteilungen von älteren Kindern ergänzt. Die vorliegende Arbeit geht den entgegengesetzten Weg. Sie schließt das Verstehen der vorsprachlichen Entwicklung an die biologisch orientierte Tierpsychologie an.

Der Zwang, auf die Verständigung mit ihrem Objekt verzichten zu müssen, führt den Tierpsychologen zu einer kritischen Methode, die für uns äußerst wertvoll sein muß: Er erkennt, daß die Annahme einer allen Lebewesen gemeinsamen Außenwelt einen unverzeihlichen Anthropomorphismus darstellt. Sein Objekt zwingt ihm eine Anschauungsweise auf, die eine methodische Bereicherung auch für die Psychologie des Menschen darstellt.

Sie besteht darin, daß die uns geläufige Betrachtungsweise verlassen wird. Nicht das Individuum, das Ich, wird auf Grund der Außenwelteinflüsse in seinem strukturellen Wesen ergründet; sondern diese Außenwelt selbst wird begriffen aus den Erscheinungsweisen des untersuchten Lebewesens. Dieses Vorgehen wird aus folgender Überlegung verständlich: wir können nicht wissen, was „Außenwelt" an sich ist. Die „Außenwelt" des erwachsenen Menschen geht, kritisch genommen, nicht weiter als seine Wahrnehmung. Sie ist lediglich seine Umwelt, in der er durch sein So-sein eingebettet lebt. Sie über die Grenzen seiner Wahrnehmung hinaus als die Außenwelt

schlechthin anzunehmen, ist sinnlos. Aber durch den Verzicht auf diese Sinnlosigkeit erhält nun erst die von einem naiven Anthropomorphismus befreite Wissenschaft vom Leben einen neuen und ungeahnten Sinn. Sie ist nämlich erst nach dieser menschlichen Bescheidung fähig zur Frage, wie nun wirklich die Umwelt der übrigen Lebewesen beschaffen sei. Doch gleich erhebt sich ein weiteres einschränkendes Bedenken: Wie können wir, befangen in unserer Wahrnehmungs- und Erlebniswelt, befähigt sein, über die Umwelt der Tiere überhaupt etwas auszusagen? Die Antwort lautet: Unserem kritischen Verstand kann die Welt der Tiere nicht evident werden. Was wir von ihr erfahren, kann nur ein Ausschnitt unserer eigenen Welt sein, sind unsere Objektqualitäten, denn andere Qualitäten sind uns garnicht zugänglich. Das heißt aber, daß wir die Umwelten aller Lebewesen nur soweit erfassen können, als sie Teilstücke unserer eigenen Umwelt darstellen. Ob und was sonst noch an Umweltqualitäten in die Psyche des fremden Lebewesens eingeht, entzieht sich grundsätzlich unserer Erkenntnis. Die Erfahrungen an vorsprachlichen Kindern und Tieren können uns also nur zu Schlüssen führen und unseren Schlüssen haftet, wie wir wissen, eine größere Unsicherheit an als dem Tatsachenkreis, in dem das Evidenzurteil gilt.

Wir sehen also bei dieser Untersuchung ab von der Frage, ob das Kind ein Ich habe oder nicht, wir werden demnach auch nicht zu fragen nötig haben, wie es die „Außenwelt“ ursprünglich erlebt. Denn wir fragen vorerst nicht nach der Instanz, die erlebt, sondern wir fragen lediglich phänomenologisch nach den motorischen Abläufen unter bestimmten Bedingungen, ohne zu entscheiden, ob diese bewußt oder unbewußt, ob sie instinktiv seien oder auf Erfahrung beruhen.

Die Voraussetzung, unter der wir an diese Untersuchung herangehen, ist vielmehr folgende:

Was wir an motorischen Äußerungen bei Tieren und Menschen wahrnehmen sei uns Ausdruck eines ganzheitlichen, biologischen Geschehens, das Innenwelt und Umwelt des Lebewesens übergreifend umfaßt. Die Motorik sei uns das Dokument eines spezifischen Seins in einer spezifischen, diesem Sein entsprechenden Umwelt. Wir wollen versuchen, aus den motorischen Erscheinungen Schlüsse in beiden Richtungen zu ziehen: Schlüsse auf die spezifische Seinsstruktur und Schlüsse auf die spezifische Umwelt. Wir übergehen also in dieser Arbeit die aus dem Rahmen einer psychologischen Betrachtung fallende Frage, ob die Innenwelt das Produkt der Umwelt sei oder umgekehrt. Wir hoffen, auf diese Weise den Rahmen des spezifischen

menschlichen Seins in seiner nicht weiter erklärbaren Form aufzeigen zu können. Den Rahmen, innerhalb dessen erst bestimmte, kausal determinierte Wechselwirkungen verständlich werden.

Wir befassen uns also mit Lebensvorgängen, die ein Umweltding zum Gegenstand haben, die also für uns, die Betrachter, über das untersuchte Lebewesen hinaus sich an Dinge der Umgebung wenden. Mit Handlungen also, Handlungsansätzen, mimischen Reaktionen usw.

Im folgenden nennen wir den Gegenstand, an den sich die Motorik wendet, das Ziel. Der Teil der Umgebung, der durch die motorische Tendenz vor der übrigen Umgebung des Lebewesens ausgezeichnet ist, soll mit dem Ausdruck Feld bezeichnet werden. Wir sind mit Hilfe dieser einfachen Ausdrucksweise instand gesetzt, motorische Vorgänge beschreiben zu können, ohne aussagen zu müssen, ob das Umweltding, das zum Ziel wird, als Objekt erlebt wird oder nicht.[1]

II) Die Funktionskreise

Die Tierpsychologie versucht, die Motorik in ihrer Vielgestaltigkeit dadurch ordnend zu erfassen, daß sie sie in Bezug auf das Endziel einteilt in verschiedene Funktionskreise:[2] den des Mediums, den Sexualkreis, den Feindeskreis und den Beutekreis. Das Ziel des ersten ist, das Lebensmedium zu erhalten. Er wird uns weiter nicht beschäftigen. Das Ziel des Sexualkreises ist die Kopulation (oder bei niederen Tieren ihr Äquivalent). Das Ziel des Feindeskreises, Feinde durch Tötung oder durch Flucht zu „vernichten". Besser gesagt: die Feindesmerkmale objektiv oder subjektiv zu vernichten.

Der Beutekreis soll uns hier besonders beschäftigen. Das Endziel besteht im Beutekreis in der oralen Einverleibung der Nahrung.

Ich möchte nun innerhalb der Motorik des Beutekreises eine Differenzierung aufzeigen, die prinzipiell in allen Funktionskreisen vorhanden ist. Wir wollen das Feld, in dem sich die Beutegewinnung vollzieht, das Beutefeld nennen. Das Beutefeld ist gekennzeichnet durch das beutegierige Wesen einerseits und das Ziel, die einzuverleibende Beute auf der anderen Seite.

Der motorische Ablauf innerhalb des Beutefeldes weist nun bei niederen Tieren, den Insekten z. B., aber auch noch bei den niederen Vertebraten, eine mehr oder weniger starre Form auf. Auf bestimmte Umweltreize (Beutemerkmale) laufen die Bewegungen — cum grano salis gesagt — immer in genau der gleichen Form und Reihenfolge ab. Man hat hier

von einer „Impulsmelodie“ gesprochen, um anzudeuten, es handle sich um eine in der Zeit wie im Raum fest gefügte motorische Struktur. Die unerhörte Präzision dieser Fügung in die Umwelt zeigt das Beispiel der Dolchwespe, die mit ihrem lähmenden Giftstachel unfehlbar das Bauchganglion ihrer einzigen Nahrung, der Goldkäferlarve, trifft. Keine Vorübung hat ihr diese Sicherheit gegeben. Die „Kenntnis“ des Ganglions ist eine biologische Eigenschaft dieser Wespe. Solche Fügungen finden sich bei diesen Tieren natürlich nicht nur im Beutekreis, sondern in allen Funktionskreisen. Der Beobachter erlebt sie als starr geformte Abläufe mit dem Endziel, das Merkmal, das sie auslöste, zu vernichten.

Bei höheren Lebewesen ergibt sich ein anderes Bild. Auch ihre Handlungen bewegen sich in einem durch ein Ziel determinierten Feld. Auch hier sehen wir eine Begrenztheit durch die spezifische sensorische „Merkfähigkeit“ und die motorische „Wirkfähigkeit“ der Art. Innerhalb dieses Rahmens aber stellen wir eine unendliche Variabilität des Ablaufs der motorischen Äußerungen fest. Von einem formelhaft gefügten Handlungsschema kann keine Rede sein. Die Motorik ist vielmehr bis auf einen letzten Rest Variationen unterworfen. Solche Tiere vermögen ihr Beutefeld durch Zulernen sekundärer Merkmale zu bereichern. Ein alter Löwe schlägt besser als ein junger, und ein alter Rehbock entwickelt, wie jeder Jäger weiß, eine Sicherungstechnik von oft erstaunlichem Raffinement, wie sie das Jungwild noch nicht zustande bringt.

Im Beute- und Sexualkreis bleibt aber ein letzter Rest von Motorik gleich unwandelbar konstant wie die Motorik der Insekten im gesamten Feld. Es ist die Kau- und Schlingbewegung beim Verzehren der Beute und die Motorik der Kopulation. Besser gesagt: je näher das Tier dem biologischen Ziele kommt, desto ärmer an Variationen, desto stereotyper wird die Motorik, bis sie als Reflex imponiert und so der psychologischen Betrachtung entrückt scheint. Da herrscht dann die rhythmische Funktion des Exekutivorgans: das Freßwerkzeug, das Genitale reißt die Herrschaft über die gesamte Motorik an sich und stellt sie in ihren Dienst. Die ganze Körpermuskulatur erhält einen spezifischen Bezug zu dem Organ, das hier zum Exponenten geworden ist. Große Teile des motorischen Apparates werden extrem entspannt und stellen schlaffe Anhängsel dar, andere befinden sich in stützender Spannung. Der ganze Organismus erscheint im Dienste dieser einen Organfunktion. Das Tier ist ganz Mund — ganz Genitale.

Wesentlich anders verhält sich die Motorik im Annäherungsfeld. Sie durchpulst den ganzen Organismus, jeder Muskel scheint bewegt und belebt,

Sinne und Glieder sind auf alles gefaßt, was sich an Hindernissen zeigt oder an Durchschlupf erspähen läßt. Wie groß die Variabilität im Beutefeld ist, zeigen die Versuche von Wolfgang Köhler an Schimpansen. Sie werden uns noch ausgiebig beschäftigen. Zeigen ferner in ganz anderer Weise die Pawloffschen Versuche an Hunden: jeder Sinneseindruck kann isoliert mit der oralen Endmotorik fest assoziiert werden; er erweist dadurch seine Zugehörigkeit zur Merkorganisation des Beutefeldes (im individuellen Leben kann er natürlich latent bleiben). — Werfen wir einen Blick auf die Sexualität des Menschen. Auch hier zeigt sich Entsprechendes. Der Kopulationsakt selbst ist so gut wie unvariabel und darum „unpersönlich". Er liegt darum außerhalb des Machtbereichs von Geschmack und Mode. Diese hat sich aber längst des Sexualfeldes bemächtigt und variiert Kleidung, Haartracht, Körpergeruch und — im Gesellschaftstanz — die Bewegung in nie sich wiederholender Mannigfaltigkeit.

Wenn wir sehen, wo, bei welchen Lebewesen, dieses Variationsprinzip in den Handlungen sichtbar wird, dürfen wir feststellen: bei allen Tieren, die eine längere, von den Eltern betreute Jugendzeit durchmachen. Bei Vögeln zeigt es sich deutlich, daß Nestflüchter, die von den Eltern nur kurze Zeit betreut werden, eine viel weniger variable Umweltbeziehung entwickeln als Nesthocker. Man vergleiche die Zähm- und Dressierbarkeit der Hühnervögel mit der von Singvögeln oder Papageien.[3]

Was also bedeutet die elterliche Betreuung? Sie bedeutet, daß die Eltern ihre Motorik in den Dienst der oralen Befriedigung und der Feindesabwehr ihres Nachwuchses stellen. Damit befriedigen sie aber gewissermaßen nur die orale Endlust, ohne auch die Motorik des Beutefeldes, die damit eine biologische Einheit bildet, zur adäquaten, befriedigenden Betätigung zu bringen. Die Übernahme der Feindesabwehr durch die Eltern führt aus diesem Grunde denn auch keineswegs zu einem Nichtentwickeln und einem Verkümmern der Motorik des Feindeskreises. Diese ist eben auch ohne Feind da, entsteht nicht erst an der zwingenden Not der Außenwelt, denn sie entspricht einer biologischen Anlage. Und darum betätigt sie sich unter dem elterlichen Schutz so reichlich, wie es eben der Anlage zukommt.

Das Betätigungsfeld aber ist gewissermaßen sekundär ziellos. Da das der ursprünglichen Einheit der Anlage nicht entspricht, werden nacheinander eine Reihe von Ersatzzielen, „Ersatzfeinden" sozusagen, geschaffen. Geschwister und Eltern werden zu Verfolgern und Verfolgten, ein bewegtes Blatt, eine Papierkugel werden verbellt, zerrissen: das Tier spielt.

Ich möchte an dieser Stelle besonders hervorheben: Der letzte Akt der Motorik eines Handlungskreises, man könnte hier im Gegensatz zur Feldmotorik von Zielmotorik sprechen, wird in besonders engem Zusammenhang mit den Eltern befriedigt. Das junge Tier ist dadurch nicht gezwungen, der Not gehorchend zu fliehen oder die „Beute" zu verschlingen, die es erjagt. Es erhält nämlich durch diesen viel zu wenig beachteten Umstand erst die Möglichkeit, auf alle Arten, die in den Grenzen seiner Funktionsmöglichkeiten liegen, in bezug auf die spätere Einheit der biologischen Funktion sich mit der Umwelt erkennend und lernend auseinanderzusetzen. Mit Recht hat darum Karl Groos[3] den Übungswert des Spiels betont.

Wir ahnen schon jetzt, wie wichtig überhaupt die eingehende Untersuchung der Entwicklung der Motorik für das Verständnis der psychischen Entwicklung auch des Menschen ist. Wir müssen sehen, was der Mensch, dieses am längsten von seinen Eltern betreute Lebewesen, aus der vom ursprünglichen, biologischen Ziel abgespaltenen Funktion gemacht hat und warum er die Möglichkeit — oder das Schicksal — hatte, aus ihr anderes zu gestalten als das Tier.

III) Die Motorik im Beutefeld

Wir haben uns bis jetzt nur mit allgemeinen Feststellungen über die Zusammenhänge im Gebiete der Motorik bei Tieren begnügt. Aber das genügt uns nun nicht mehr. Das Bedürfnis ist wachgerufen worden, zu wissen, wie im einzelnen das Tier sich außerhalb und innerhalb der Zielabhängigkeit, im Spiel und bei der Nahrungssuche, betätigt. Hier nun stehen uns Untersuchungen zur Verfügung, die schlechthin klassisch sind in ihrem unmittelbaren Erfassen des Gegebenen und in der freien Ordnung des Materials. Es sind die „Intelligenzprüfungen an Menschenaffen" von Wolfgang Köhler.[4]

Die Versuche bestehen alle darin, daß dem Schimpansen eine Frucht als Ziel gezeigt und abgelegt wird in einem Felde, in dem der direkte Weg zum Ziel unmöglich ist. Dadurch verlangt seine Erreichung die Lösung bestimmter Aufgaben. Solche sind: Umwege finden, durch die erst die Endlösung, das Erreichen des Ziels, möglich wird, Werkzeuge herstellen u. a.

Es ist nicht leicht, die Fülle der einander ablösenden, kommenden und verschwindenden Bewegungen und Bewegungsfolgen im Hinblick auf das Ziel in ihrer Gemeinsamkeit zu definieren und sie dadurch phänomeno-

logisch abzugrenzen von andern motorischen Äußerungen, die im definierten Sinn zielunabhängig sind, wie Spiele, mimische Äußerungen u. a.

Man macht sich schlecht einen Begriff von der Ausdrucksvariabilität zielstrebiger Motorik. In höchster Spannung, strotzend von Kraft und Intensität türmt ein Tier Kisten, holt eilig einen Stock aus entferntem Winkel, sichtlich um damit das Ziel zu erreichen; derselbe Schimpanse aber schlägt in anderem Fall jammernd und kraftlos nach dem zu weit entfernten Ziel, oder er wirft mit resigniertem Ausdruck Steinchen in der Richtung seiner Sehnsucht. Und doch, trotz dieser Verschiedenheit, die die Breite der Skala andeuten soll, ist allen diesen Bewegungen und Bewegungsfolgen eines gemeinsam: Das Tier muß etwas in der Richtung auf das Ziel hin tun. Dieser starke „Zug", der vom Ziel auf die Motorik ausgeübt wird und ihr dadurch die eindeutige Richtung gibt, zeigt sich nicht nur in jenen Fällen, in denen das Tier, sichtlich hoffnungslos, Steinchen durch die Gitterstäbe wirft; ganz besonders anschaulich zeigt sich diese Verlötung der Motorik mit dem Ziel in der Aufgabe, eine Zwischenlösung zu finden, die das Tier darum nicht bewältigt, weil es diesem Zug nach dem Ziel unterliegt. Der „Zug" ist gewissermaßen stärker als die Fähigkeit, zugunsten der Lösung von der biologisch ursprünglicheren motorischen Form loszukommen: ein verlockendes Ziel ist so angebracht, daß es nur mit Hilfe eines Stockes erreicht werden kann. Dieser aber hängt so hoch, daß das Tier auf eine Kiste steigen muß, um ihn zu erreichen. Die Kiste aber steht irgendwo im Versuchsraum und muß zu diesem Zwecke erst unter den Stock gebracht werden. Das bereits mit dem Umgang mit Stock und Kiste vertraute Tier ergreift die Kiste, sobald es die zu große Distanz vom Gitter zum Ziel mit den Augen abgemessen hat und den Stock hängen sieht, und trägt sie in der Richtung auf den Stock zu. Da gerät es auf dem Weg zum Stock in die Nähe des Ziels. Sofort ändert es, von diesem wie angezogen, die Richtung und stellt die Kiste dem Ziel gegenüber ans Gitter, versucht nun auf alle Arten von der Kiste aus, die ja hier nur hinderlich sein kann, das Ziel zu greifen. Der Stock, mit dem es leicht wäre, die Frucht heranzuangeln, ist offenbar aus dem Felde ausgefallen. Wird er aber später erblickt und mit dem Ziel in Verbindung gebracht, so führt das Tier nutzlose Sprünge gegen ihn aus, die in ihrer Kraftlosigkeit bereits den Stempel der Resignation tragen. Die ans Ziel fixierte Kiste ist aber nun für die Zwischenlösung verloren. Hier zeigt sich besonders deutlich das durchgehende Streben, etwas in der Richtung auf das Ziel hin zu tun. Bei anderen Tieren zeigt sich diese Zielgebundenheit

womöglich noch deutlicher. Die primitivste Form, etwas in der Richtung des Zieles zu tun, um es zu erreichen, ist natürlich nicht der Werkzeuggebrauch oder gar die Werkzeugherstellung. Das einfachste ist, auf das Ziel loszueilen und es im direkten körperlichen Kontakt mit der Schnauze zu erlangen. So ist denn auch der primitivste Versuch der Umwegversuch. Das Tier ist gezwungen, einen Umweg zum Ziel zu machen, da der direkte Weg verlegt ist.

Einen der interessantesten Umwegversuche hat Wolfgang Köhler mit einer Dogge gemacht: In einiger Entfernung vom Käfiggitter, hinter dem sich die Hündin befindet, wird Fleisch abgelegt. Die dem Gitter entgegengesetzte Käfigtüre in der Hinterwand steht offen, so daß der Weg zum Ziel durch diese Pforte möglich ist. Der Hund kennt aus Erfahrung diese Möglichkeit. „Die Hündin sieht (das Ziel), scheint einen Augenblick stutzig, dreht sich dann im Nu um hundertachtzig Grad und läuft auch schon in glatter Kurve ohne jede Unterbrechung aus der Sackgasse ... herum bis zum Futter.“ „Sehr beachtenswerterweise erscheint sie ratlos, als gleich danach bei einer Wiederholung das Futter nicht weit hinausgeworfen, sondern nur eben über das Gitter hinaus fallen gelassen wird, so daß es nur durch die Drähte getrennt, unmittelbar vor ihr liegt. Als ob die Nahkonzentration auf das Ziel (wohl unter starker Beteiligung des Geruchs) die weit ausgreifende Kurve um den Zaun nicht aufkommen ließe, stößt sie immer wieder mit der Schnauze gegen das Gitter und rührt sich nicht vom Fleck.“

Vergleicht man dieses Verfallensein der Hündin an das nahe Ziel mit der Verhaftung der Kiste an das Ziel, von der ich vorhin sprach, so ergibt sich folgendes: durch diese enge Verbundenheit von Tier und Ziel wird zwar jedes Tun in der Richtung auf das Ziel hin erleichtert; jede motorische Leistung aber, die vom Ziel wegführt, ist ungemein erschwert und dies desto mehr, je näher das Ziel liegt. Nur so versteht sich die wunderliche Tatsache, daß dieselben Tiere, die auf dem Gebiet der Bewältigung komplizierter Feldstrukturen geradezu Erstaunliches leisten, eine ganz einfache Aufgabe nur unter größten Schwierigkeiten zu lösen imstande sind: vor dem Gitter wird eine Frucht niedergelegt. Im Raum aber steht eine Kiste so am Gitter, daß das Ziel nur nach ihrer Entfernung erreicht werden kann. Mit dem Kistenumgang ist das Tier aus früheren Versuchen bereits vertraut. Die Lösung, die im Wegschieben der Kiste besteht, wird nur ganz selten und nach langen Versuchen sauber geleistet, in dem Sinne: Kiste hindert, also: Kiste weg! Meistens wird sie beim Hindrängen zum

Ziel „zufällig“ beiseite gedrängt, wenn das Versuchstier sich nicht auf die Kiste setzt und von hier aus vergeblich in der Richtung auf das Ziel hin sich betätigt. Die Schwierigkeit, die diese Lösung bietet, scheint uns so gering, daß wir auf den ersten Blick erstaunt sind, wie ratlos selbst die intelligentesten unter den Versuchstieren der Situation gegenüberstehen. Der Grund für die Schwierigkeit scheint darin zu liegen, das eben das Feld ausschließlich durch das Ziel bestimmt ist; der Affe weiß nicht, wohin mit der Kiste, denn was er anfaßt, hat eben die Tendenz, auf das Ziel hinzuwandern. Es gibt für ihn kein zielloses Weg-vom-Ziel, lediglich eine positive Zieltendenz bestimmt ihn.

Wir sehen also — man darf wohl sagen, bei allen Tieren — das Streben, jede Handlung, die vom Ziel bestimmt ist, kurz zu schließen; und andererseits sehen wir Umwege von einem gewissen Grad an schwierig, ja unmöglich werden. Beim Hunde früher, beim Schimpansen später. Die Komponente „vom Ziel weg“ darf in der Aufgabe eine gewisse Größe nicht überschreiten, sonst kann sie nicht in die Struktur des Beutefeldes mit einbezogen werden.

Wir stellen ferner fest: das kräftig wirkende Ziel macht sozusagen dumm und klug zugleich. Durch seine Lockung spornt es zur höchsten Leistung an, läßt es das Tier den Käfig mit den Blicken und Greiforganen nach allen Seiten hin abtasten, ob sich Brauchbares zur Herbeischaffung der Beute finde. Andererseits aber schränkt es den Horizont ein, es verengt das Gesichtsfeld und läßt z. B. oft nicht zu, daß ein Werkzeug, ein Stock, eine Kiste in ihrer Bedeutung für die Herbeischaffung der Beute entdeckt wird, wenn das Werkzeug eine gewisse periphere Lage im optischen Feld einnimmt. Durch die Fixierung an das Ziel wird also das Feld zugleich intensiviert, aber auch eingeengt.

Was ist aber „Fixierung an das Ziel“ anderes, als das, was wir Affekt nennen? Und so darf denn Wolfgang Köhler bemerken: „An sich . . . schwächere Affekte, die aber länger andauern . . . haben mehr Zeit, alle in ihnen liegenden Möglichkeiten zu entwickeln“ (S. 63).

Es hat sich uns schon lange aufgedrängt, daß wir in dieser „Fixierung an ein biologisches Ziel“ nichts anderes beschreiben als das Handeln nach dem Lustprinzip. Ein schwächerer Affekt, der längere Zeit dauert, wird dem Tier wie dem Menschen Gelegenheit geben, dem Realitätsprinzip mehr Rechnung zu tragen. Wie sich dieses aus dem Lustprinzip entwickelt, soll uns nun beschäftigen:

IV) Die Motorik im Spiel

Aus dem Rahmen dieses durch orale Zielsetzung bestimmten Schemas fallen zwei Erfahrungen Köhlers heraus, denen ich besondere Aufmerksamkeit schenken möchte: die Herstellung des Doppelstockes und das Springstockverfahren.

Die Tiere hatten, im Bestreben zu kurze Stöcke zu verlängern, ein Verfahren angewendet, das dem „etwas in der Zielrichtung tun“ durchaus entsprach und optisch einwandfrei aussah, mechanisch aber unbrauchbar war: sie pflegten nämlich im Notfall zwei zu kurze Stöcke so aneinander zu halten, daß sie sich, einer in der Fortsetzung des anderen liegend, ein kurzes Stück weit deckten. Dort wurden sie mit der Hand aneinandergepreßt gehalten. Das ergibt die Fiktion eines langen Stockes.

Um nun dieses Streben der Tiere auf seine Möglichkeiten zur Werkzeugherstellung weiter zu prüfen, wird ein Bambusrohr in den Käfig gelegt, in dessen Öffnung ein entsprechend kleinerkalibriges Rohr hineinpaßt. Der Versuchsleiter macht den Affen auf die Öffnung aufmerksam, indem er flüchtig den Finger in sie einführt. Nach langen vergeblichen Versuchen, die Bananen mit den kurzen Stöcken zu erreichen, wird der Schimpanse „zielmüde“. Er hockt, mit den neuen Stöcken spielend, auf einer Kiste. „Dabei kommt es zufällig dazu, daß er in jeder Hand ein Rohr hält, und zwar so, daß sie in einer Linie liegen; er steckt das dünnere ein wenig in die Öffnung des dickeren, springt auch schon auf, ans Gitter, dem er halb den Rücken zukehrte, und beginnt eine Banane mit dem Doppelrohr heranzuziehen.“ Daß das Tier die Lösung im Spiel fand, in einer Phase, in der das Zielfeld entspannt war und nur latent wirkte, sei, schreibt Köhler, verständlich: „Die Tiere bohren ja fortwährend mit Halmen und Stöckchen spielerisch in Löchern und Fugen.“ — Und nun geschieht das Auffallende, auf das ich besonders aufmerksam machen wollte: statt, wie es sonst der Fall ist, die Banane heranzuziehen, das Werkzeug achtlos fortzuwerfen und die Frucht gierig zu verzehren, „zieht er alle Früchte nacheinander ans Gitter, ohne sich zum Fressen Zeit zu nehmen, und holt, als ich den Doppelstock noch einmal auseinander nehme, mit den schnell wieder zusammengefügten Rohren ganz gleichgültige Gegenstände aus der Ferne ans Gitter heran. Das Verfahren scheint ihm außerordentlich zu gefallen.“ Wir sehen hier eine eigenartige Interesseverschiebung vom biologischen Ziel, der Beute, auf die neuerlernte Handlung.

Ein ähnlicher Fall ist der folgende:

Das Verfahren, einen Stock oder ein Brett senkrecht auf den Boden aufzusetzen und schnell daran emporzuklettern war im Spiel in Mode gekommen und wurde erst später zur Bewältigung von schwer erreichbaren Zielen verwendet. Eine Schimpansin, die diesem Spiel besonders eifrig obgelegen hatte, „blieb aus gewissen Gründen lange Zeit tagsüber von ihrem Bambus getrennt; kam sie abends auf den Spielplatz, wo er lag, so sollte sie da eigentlich nur essen, aber sie unterbrach dieses auch ihr gewiß wichtige Geschäft fortwährend und gegen Verbote, um mit der beliebten Stange ‚nur so' einmal schnell einen Sprung zu machen".

Hier sehen wir: zwei Werkzeuge, zwei Techniken. Beide im Spiel, nicht in der anspornenden Not des Beutefeldes, nicht im Hinblick auf ein Ziel geschaffen. Sie werden zwar zur Beschaffung von Beute verwendet. Ihre Verwendung aber erweist sich als so lustvoll, daß sie die gewiß enge Bindung an die Beute lockert.

Bei zwei anderen äffischen Verfahrungsweisen kommt diese lockere Verbindung mit dem oralen Endziel ebenso schön zum Ausdruck: Strohhalme werden in Ameisenwege hineingehalten und, wenn sie dicht mit Tieren bedeckt sind, abgeleckt. Sichtlich macht hier die Technik des Angelns mehr Vergnügen als das Verspeisen der Ameisen. Diese würden sonst einfach mit der Zunge direkt aufgenommen.

Besonders instruktiv und in mancher Hinsicht interessant ist das Grabstockverfahren: das Ziel, Wurzeln zu verzehren, ist zwar verlockend. Weit reizvoller aber scheint es, diese Wurzeln mit dem in die Erde getriebenen Stock aus der Erde zu heben.

Daß es sich in diesen beiden Fällen um etwas ganz anderes handelt, als darum, aus Hunger oder Eßlust auf dem bestmöglichen Weg zur willkommenen Sättigung zu kommen, zeigt schon, daß alle diese Verfahren (außer der Stockverlängerung) Moden wurden, an denen alle Tiere friedlich nebeneinander teilnahmen und bei denen es höchstens Streit um die Werkzeuge, nicht um das durch sie gewonnene orale Gut, die Ameisen oder die Wurzeln, gab.

V) Die zwei Arten des Lernens

Diese Erscheinungen müssen unser größtes Interesse erregen. Sie stellen uns nämlich vor die erstaunliche Tatsache, daß es zwei grundverschiedene Arten gibt, zu lernen, d. h. sekundäre Merkmale im Beutefeld zu erwerben:

Erstens in der Abhängigkeit von einem biologischen Ziel, sei es ein Sexualziel oder eine Beute: durch die Spannung, die entsteht, wenn der direkte Zugriff zur Nahrung verwehrt ist, können sehr intensive Leistungen entstehen. Sie sind durch das Streben des Tieres gekennzeichnet, etwas in der Richtung des Zieles zu tun oder, um eine mathematische Vorstellung zu brauchen: das Tier strebt danach, die Vektoren des Beutefeldes zu materialisieren. Bezeichnend für die Einseitigkeit dieser Tendenz ist die große Schwierigkeit, vorübergehend diesen Vektoren entgegengerichtete Handlungen auszuführen. Bezeichnend weiter das engbegrenzte Interesse am Werkzeug und seiner Funktion, das erlischt, wenn das Ziel erreicht ist. Der Stock wird dann achtlos weggeworfen. Wir schließen daraus: Das Interesse am Ziel läßt den Weg zu ihm, also die Materialisierung der Vektoren nicht isoliert erlebbar werden. Dieser Weg ist zwar, von uns aus gesehen, zweckmäßiges Handeln; aber er ist eben deutlich nur von uns, den Beobachtern aus, isoliertes Geschehen. Erlebt wird er offenbar nur im Akt der Beutegewinnung; in der Gestalt des Beutefeldes. Das Tier benimmt sich so, wie wenn es die Funktion als solche gar nicht erlebte. Es „liebt" gewissermaßen die Funktion nicht. Es „liebt" das Ziel. So ist das Lernen an das Ziel gebunden. Das Tier handelt lediglich unter dem Zwang der Zielstrebigkeit. Das ersehnte Ziel ist Ursache für die Verwandlung der Gegenstände in Vektoren, für ihre „Stockwerdung", wie Wolfgang Köhler so anschaulich sagt. Die anspornende Anwesenheit einer Beute, aber auch die einer feindlichen Drohung wirkt wie das Zuckerbrot oder die Peitsche bei der Dressur. Darum hat Bühler das Lernen unter dem Einfluß eines biologischen Ziels Dressur genannt. Die meisten psychologischen Tierexperimente der Behaviouristen gründen auf diesen Voraussetzungen. Darum sind sie einseitig. Mit Recht fordert Groos eine Ergänzung durch Experimente an spielenden Tieren.

Die andere Möglichkeit zu lernen ist also das Spiel. Seine Voraussetzung ist, wie wir gesehen haben, Sicherung der Ernährung und Feindesschutz (es sei bemerkt, daß diese beiden Bedingungen in der Gefangenschaft eternisiert werden). Die Feldmotorik wird dadurch zielunabhängig. Das aber hat folgende wichtige Konsequenz: die Funktion selbst erhält Zielwert. Sie und damit ihr eventuelles Substrat, das Werkzeug, erhalten eine bestimmte Bedeutung, die sich in der ständigen Wiederholung der spielenden Tätigkeit zeigt. Diese Wiederholung ist bezeichnend für das Spielen und wir dürfen daraus schließen, daß es hier die Funktion selbst ist, die eine Triebbesetzung erfährt. Die Besetzung strömt nicht mehr durch die ver-

mittelnde Motorik einem Ziele zu. Die Tätigkeit selbst wird zum Ziel. Damit aber tritt eine neue Gesetzmäßigkeit in den Vordergrund. Während die ursprüngliche Anlage, wie wir sahen, auf Reiz- oder, besser gesagt, Merkmalsvernichtung hintendiert, zeigt sich im Spiel eine Neigung zur Wiederholung. Während das Fressen unter günstigsten Nahrungsbedingungen erst aufhört, wenn Sättigung erfolgt ist, hört das Spiel nur auf, wenn extreme Ermüdung vorhanden ist oder wenn neue Merkmale eine Feldänderung herbeiführen. Oft aber auch aus ganz unerfindlichen Gründen. Der Volksmund sagt: das Kind hat das Spiel satt.

Tritt eine im Spiel erworbene Funktion nun in den Dienst der Beutegewinnung, wie wir es in den letzten Beispielen sahen, so verhält sich das Tier ganz anders als im ersten Fall. Die Funktionslust tritt — man kann sagen — in ideale Konkurrenz mit der Beutelust. Eine gewisse Lockerung dem biologischen Ziel gegenüber ist die Folge — eine mehr oder weniger große Unabhängigkeit von ihm spiegelt sich, wie wir gesehen haben, im Handlungsablauf. Die Einheit der motorischen Funktion im Beutefeld macht einer Zweiheit Platz. Hier mag das Tier erleben: meine Funktion hier — meine Beute dort. Hier mag der Keim sein zur Erkenntnis „das bist du". Hier — vielleicht — beginnt das Reich der Freiheit.

VI) Die menschliche Entwicklung[5]

Was wir hier ahnend erfassen, kann uns nur der Vergleich mit der Entwicklung des Menschen klären. Und wir werden diesen Vergleich durchführen unter dem Gesichtspunkt, wieweit die nachgeburtliche psychische Entwicklung des Menschen mit der des Tieres parallel geht, an welcher Stelle sie sich von ihr ablöst und wie diese Ablösung erfolgt. Wir haben zu diesem Zweck vorerst kurz die Entwicklung des Menschen zu umreißen, soweit sie mit der des Tierkindes parallel geht. Wir sehen — ich will das vorausschicken — diese Zeit von zwei Ereignissen begrenzt, auf die die Psychoanalyse immer besonders hingewiesen hat: die Geburt und die Entwöhnung. Wir sind geneigt, beiden Ereignissen große Einflüsse auf das Seelenleben zuzuschreiben. Und wirklich! Nichts ist eindrucksvoller für den Psychologen als die Fülle von Erregungen und Wandlungen, die sich um diese Ereignisse gruppieren. Von den psychischen Vorgängen, die sich sozusagen in der Aura des Geburtsvorganges abspielen, soll hier aus guten Gründen nicht die Rede sein. Wir können über das vorgeburtliche Seelen-

leben nichts wissen, darum muß alle Überlegung, die sich auf den Einfluß des Geburtsereignisses bezieht, Spekulation bleiben.

Ganz anders ist es mit der Entwöhnung. Ohne Zweifel geht der Übergang zur brustunabhängigen Ernährung mit einer Wandlung im körperlichen und geistigen Habitus des Kindes einher, die keinem Beobachter entgehen kann. Man kann nun allerdings einwenden, daß bedeutungsvolle Veränderungen und Entwicklungen schon vom Augenblick der Geburt an zu beobachten seien. Es ist aber kein Zweifel, daß sich gegen die Zeit des Abstillens alle die Erscheinungen zeigen, die das Kind erst eigentlich zu einem menschlichen Wesen machen.

Während in den ersten Monaten die motorische Reaktion auf optische und akustische Reize mit den Reizquellen nicht in Beziehung tritt (das Kind reagiert lediglich mit Strampeln und Jauchzen), beginnen schon vor dem fünften Monat allmählich die Dinge der Umgebung für das Kind Gegenstände zu werden, denen sich nun die motorische Aktivität zuwendet. Der Blick wird in die Richtung des akustischen Reizes gewendet, bald greift die Hand zum Wahrgenommenen hin, sie führt den Gegenstand zum Munde, der ihn oral prüft. Bereits vom fünften Monat an werden Namen von Gegenständen verstanden. Bald macht auch das krächzende Jauchzen einer differenzierten Lallsprache Platz; das Kind zeigt, daß es fähig sein wird, sich einst sprachlich zu verständigen.

Zugleich tritt als wichtige körperliche Erscheinung das Zahnen auf, und mit ihm beginnt die Möglichkeit, auch feste Nahrung aufzunehmen. Nach dem Termin der Brustentziehung lernt das Kind kriechen, dann gehen und, ist diese Fähigkeit erreicht, schließt sich die Entwicklung des Sprechens an.

Mit diesen Erscheinungen vollzieht sich ein Wandel, der bei Mensch und Tier das Stillgeschäft nicht mehr lebensnotwendig erscheinen läßt. Wenn nämlich auch im frühen Säuglingsalter die motorische Reaktion auf akustische oder optische Reize gewissermaßen „ins Leere" geht, so gilt das nicht für die Motorik der Mundzone. In diesem Bereich finden wir beim menschlichen wie beim tierischen Säugling die gleiche Qualität der Funktion, die bei den Insekten das gesamte Dasein formt. Die kindlichen Funktionen bilden gleichsam ein Gefüge mit der Mutterbrust, wie die Funktionen der Dolchwespe eingefügt sind in die Dingqualitäten der Goldkäferlarve. Wir bezeichnen einen solchen Mechanismus als Reflexmechanismus und können nun sagen: die biologische Vorbedingung des Abstillens ist die Umwandlung dieser frühen oralen Funktionsstufe in eine spätere, die durch die Gegenstandsbeziehung charakterisiert ist; ist die Umwandlung der auf dem Reflex-

prinzip beruhenden Fügung der oralen Organisation des Säuglings einerseits und der Mutterbrust andererseits in eine die gesamte Motorik des Organismus umfassende Gegenstandsbezogenheit mit oraler Tendenz.

Das Kind wäre nun, wie das Tier, fähig, von den Eltern beigebrachte Nahrung zu ergreifen und dem Munde zuzuführen, diese Nahrung einer Geruchs- und Geschmacksprüfung zu unterziehen und je nach dem zu verschlingen, mit einem Wort, die Motorik des Beutekreises zu üben. Es tritt damit in ein Stadium, das dem Jugendstadium der Tiere entspricht und in dem die Ernährung durch die Mutterbrust eine sekundäre Rolle zu spielen beginnt. Immer mehr gewinnt bei den Tieren von diesem Augenblick an der Nahrungserwerb mit Hilfe der gesamten Motorik an Bedeutung und man sieht darum in diesem Stadium das Beutespiel (daneben das Feindesspiel) in den Vordergrund treten, eine Tätigkeit, an der sich die Eltern lebhaft beteiligen — man denke an das Mäusefangspiel der Katzen —, während die Milchdrüsen den Jungen von der Mutter oft recht energisch verweigert werden.

Das Lebensunwichtigwerden einer biologischen Funktion zeigt sich immer darin, daß sie von Fall zu Fall variiert erscheint. So säugt eine Katze ihre Jungen länger, die andere kürzer. Und wir sehen ja auch bei den Menschen von Individuum zu Individuum, von Schicht zu Schicht, von Volk zu Volk Schwankungen der Stillzeit. Ungefähr sechs Monate lang aber stillen alle Mütter, respektive wird bei uns die Flasche gegeben, denn ein halbes Jahr braucht das Kind, bis es die Entwicklungsstufe erreicht hat, die es zur Aufnahme von anderer Nahrung befähigt.

Bis hieher sehen wir bei Mensch und Tier — bis auf die Verzögerung, die die menschliche Entwicklung erleidet — nahezu dasselbe Bild. Nur in zwei Beziehungen bestehen wesentliche Unterschiede, die unser Interesse in hohem Maße verdienen. Wohl ist die Hand schon im zweiten Vierteljahr in enge Beziehung zum Munde getreten; nicht nur als passives, sondern bereits als aktives Hilfsorgan. Aber zwei andere Erscheinungen haben eine Entwicklungsverzögerung gegenüber dem Tier erlitten. Die Dentition und die Fortbewegungsfunktion. Was nützt dem kleinen Kinde die motorische Beherrschung des Greiffeldes, wenn weder sein Mundwerkzeug noch sein Gehwerkzeug soweit ausgebildet ist, daß im Spiel eine Annäherung an die Beutegewinnung möglich ist? Das Kind ist zu dieser Zeit noch vollkommen hilflos und darum nach wie vor auf eine Pflege angewiesen, die gegenüber der nachgeburtlichen nur einen geringen Unterschied aufweist. Alles wird ihm zugetragen, die Konsistenz der Nahrung ist

breiartig und somit der Muttermilch ähnlicher als der Nahrung der Erwachsenen. Das langsame Ansteigen zu immer festerer Kost spiegelt die verzögerte Entwicklung der Dentition. Das Tier kennt nur einen direkten Übergang von Muttermilch zur Erwachsenenkost, entsprechend seiner beschleunigten Entwicklung.

Dadurch bleibt die Motorik in höherem Maße und längere Zeit relativ unabhängig vom oralen Ziel, der Beutegewinnung. Wir erinnern uns, daß beim Schimpansen im Spiel erworbene Funktionen eine gewisse Unabhängigkeit dem oralen Ziel gegenüber zeigten. Diese Freiheit nun ist beim Menschen, der viel länger und ausgiebiger oral unabhängig spielt, besonders ausgeprägt. Ja, der Mensch scheint auf die Betonung dieser Unabhängigkeit einen gewissen Wert zu legen. Sie wird zur Kulturforderung erhoben. So leugnen die Trobriander die Notwendigkeit des Essens zur Erhaltung des Lebens. Wir aber verleugnen mit unseren Tischmanieren das ursprüngliche biologische Verhältnis zu den Speisen. Wir bemühen uns darum, bei den Kindern die Loslösung von der oralen Gier durch Dressur möglichst zu fördern.

In Anlehnung an die vorhergehenden Ausführungen über die Motorik des Beutefeldes beim Tier kann man sagen: Die Zielmotorik, also die orale Befriedigung, wird durch die menschlichen Eltern so lange Zeit und so intensiv, mit solcher Konstanz und Regelmäßigkeit befriedigt, daß die Motorik des Beutefeldes ziellos wird. Dieser Faktor der Sicherung der Ernährung durch die Eltern ist bisher zu sehr nur in seiner negativen Seite gesehen worden. Freud hat die Hilflosigkeit des Kindes immer besonders betont. Von der positiven Bewertung der Elternleistung aus fällt nun ein neues Licht auf die eigenartige, vom Tier so verschiedene Situation des Menschen.

Die zeitlich enorme Ausdehnung der elterlichen Fürsorge führt zu einer besonders eigenartig beschaffenen Abhängigkeit der Menschen voneinander, die sich nicht nur in den über das ganze Leben sich erstreckenden familiären Bindungen dokumentiert, sondern die sich überdies in der Arbeitsteilung ausdrückt, diesem Dokument des lebenslänglichen Füreinander der Menschen.

Und dieses Füreinander steht nun nicht etwa im Dienste der Hungerstillung. Schon ganz primitive Kulturvölker sind in ihrem sozialen Ziel prinzipiell anders orientiert als beispielsweise ein jagendes Rudel Wölfe. Das Ziel dieser primitiven Gemeinschaft ist nicht das der unmittelbaren oralen Befriedigung. Es ist ein mittelbares: das der Nahrungssicherung. So steht die Sicherung der Ernährung durch Speicherung der Nahrungs-

mittel bei den Malinowskischen Trobriandern im Mittelpunkt des rituellen Lebens.[6] Was aber ist diese orale Sicherungstendenz anderes als die Integration einer jedem einzelnen innewohnenden Tendenz, zeitlebens in gesicherter pfleglicher oraler Abhängigkeit zu bleiben, wie er es als Kind so lange Zeit hindurch war? Nur durch die Sicherung der Ernährung, durch die Äternisierung des Kindheitszustandes ist der eigenartige und spezifische Entwicklungsweg möglich, den die Menschen für so überaus wertvoll halten, daß sie Gott jeden Tag um das tägliche Brot bitten und die Speisen segnen, die sie essen: die menschliche Kultur.

Wohin also führt diese geheiligte und äternisierte orale Fixierung an die Eltern und ihren Erben, den Stamm, diese lebenslängliche „Unselbständigkeit im Beutekreis"? Sie führt zu einer neuen Form von motorischer Unabhängigkeit. Wir sahen sie im tierischen Spiel vorgebildet, das sich aber doch schließlich wieder zur Motorik des Beutekreises schließt, mit dem Gewinn einer Bereicherung des Feldes durch individuelle Erfahrung. Wenn das Tier letzten Endes gebunden bleibt an das biologische Ziel, so geht beim Menschen dieses Ziel endgültig verloren. Die Motorik bleibt zielunabhängig und folgt eigenen Gesetzen. Aus dem menschlichen Spiel entwickelt sich nie ein bereichertes Beutefeld, dessen Kraftlinien auf das biologische orale Ziel hinstreben.

Verschaffen wir uns einen kurzen Überblick: Die einheitliche Gestalt der biologischen Funktion ist bei niederen Tieren, wie z. B. den Insekten, durch festgefügte Instinkte garantiert; bei den Säugetieren ist sie wesentlich und hauptsächlich in der Kindheit gelockert; sie zerfällt beim Menschen zeitlebens in eine Zweiheit von Funktionskreisen. Der Mensch gleicht darin bis zu seinem Tode dem jugendlichen Tier mehr als dem erwachsenen.

VII) Die Menschwerdung

Wir haben uns nun dem schwierigsten Problem zuzuwenden, dem Problem der Menschwerdung. Man wird mir vielleicht den Vorwurf nicht erspart haben, ich sei denn doch bis hierher mit der Psyche etwas zu pauschal verfahren, indem ich sie einfach als motorische Erscheinung beschrieb. Es gebe, so wird man einwenden, auch bei Tieren schon, geschweige denn bei Menschen, längere oder kürzere Momente, in denen psychische Vorgänge sich abspielten, die eindeutig von der Motorik her nicht zu erfassen seien . . . Der Einwurf ist ohne Zweifel berechtigt; und das ihn begleitende Interesse ist um so verständlicher, als es sich hier um die Frage nach den

psychischen Tatbeständen handelt, die unserem eigentlichen Arbeitsgebiet näherliegen als alles Bisherige: um die inneren, nur sprachlich mitteilbaren seelischen Tatbestände. Aber gerade diese Inhalte, die die Psychoanalyse am unmittelbarsten erfaßt, erfassen wir von dem heute eingenommenen Standpunkt aus nur indirekt. Über seelische Erlebnisse und über die sie tragenden psychischen Instanzen können von hier aus nur mehr oder weniger wahrscheinliche Schlüsse gezogen werden. Aber vielleicht gelangen wir doch zu Resultaten, die unsere bisherigen Ansichten von einer anderen Seite her stützen, ergänzen, korrigieren könnten.

Wenn wir die psychischen Erscheinungen bisher von der Motorik her erfaßten, sind wir dazu gezwungenermaßen von unseren Phänomenen verleitet worden: man hat, wenn man ein Tier im Beutefeld beobachtet, den Eindruck, es werde ohne Unterbrechung durchflossen von dem Impuls, der vom Ziel ausgelöst wird und sich in der motorischen Äußerung mit dem Ziel wieder zum Kreis zu schließen strebt. Da gibt es kein Anzeichen für eine Zweiheit der Handlung, im Sinne etwa einer Vorsätzlichkeit: „Ich werde dieses tun — nun tue ich dieses!" Der Kurs zum Ziel hat den Akzent, und die Sinnesorgane wirken wie Hilfsmittel im Dienste seiner Erfüllung.

Aber es gibt in diesem Fluß sich abspielenden Geschehens längere oder kürzere Augenblicke, in denen die Bewegungen plötzlich einer gespannten Haltung Platz machen. Das Tier stutzt. Setzt es sich danach wieder in Bewegung, so hat sich die Art derselben — nicht das Ziel natürlich — geändert. Diese Aufmerksamkeitsspannung muß uns nun beschäftigen; in ihr scheint mir die erste Andeutung des Tatbestandes zu liegen, der uns als unser und unserer Mitmenschen reflektierendes Bewußtsein entgegentritt.[7]

Auf den ersten Blick wirkt das Stutzen wie ein Aufgeben des Ziels zugunsten der umsichblickenden Augen, der gesträußten Ohren. Aber die Spannung, in der sich der gesamte motorische Apparat befindet, die gelegentlich auftauchenden Ansätze zu Bewegungen zeigen, daß die Motorik nach wie vor lebhaft an diesem Aufmerken beteiligt ist. Das Tier ist nicht, wie man auf den ersten Blick annehmen könnte, ganz zur Funktion seines optischen Apparates geworden, wie etwa ein in optische Meditation Versunkener. Es ist ganz — „mögliche Bewegung". Durch das Auge prüft in diesem Augenblick der gespannte Bewegungsapparat seine Möglichkeiten im hindernisverwirrten Feld. Die Wirkbereitschaft des motorischen Apparates, wie sie in seiner Spannung zum Ausdruck kommt, ist die entscheidende Größe für den neuen Bewegungsablauf.

Verlängerte Aufmerksamkeitsspannungen lösen sich oft in ratlos anmutende Handlungen auf. Oft werden ganze Bewegungsfolgen wie zur Probe ausgeführt. Köhler beschreibt folgende Begebenheit: „Eine Kiste, die auf ihre Türseite gestürzt liegt, enthält Futter. Der Schimpanse will sie kippen, offensichtlich um die Türe freizulegen. Seine Kraft aber reicht nicht aus. Langsam, wie sinnend, bewegt er sich da auf eine daneben liegende Kiste zu, deren Türe frei liegt, kriecht durch die Öffnung hinein und mit dem gleichen sinnenden Gesichtsausdruck wieder heraus, um zu seiner Aufgabe zurückzukehren: so hatte er sich das vorgestellt! Primitive Menschen pflegen laut zu denken. Die Tiere denken bewegt." „Denken", sagt Freud[8], „ist ein Probehandeln."

Jede Verlegung des direkten Weges zum Ziel fordert Aufmerksamkeit zu ihrer Überwindung und gewiß bereichert sich auf diese Weise das Verhältnis zu den Umweltdingen. Aber der so erworbenen Dingkenntnis fehlt ein wesentliches Moment. Sie bleibt an das biologische Ziel gekettet und ist dadurch nicht frei. Die Frage, die im Beutefeld sich stellen kann, heißt: „Wie materialisiere ich auch im schwierigsten Feld die Vektoren?" Sie lautet nicht: „Was ist das für ein Ding?"

Diese Einseitigkeit nun ist im Spiel aufgehoben. Hier betätigt sich der motorische Anteil des Beutefeldes unabhängig vom Ziel, dessen Motorik in der Pflege gesättigt ist. Was durch die elterliche Sicherung der Ernährung nicht mit zur Abfuhr gelangt, sind bestimmte Funktionen der Art. Es ist daher nicht erstaunlich, daß die ersten Spiele bei den Menschen Funktionsspiele sind. (Das Tier kommt über das Funktionsspiel kaum in Ansätzen hinaus.)

Die ersten spielerisch behandelten Gegenstände dürfen darum noch nicht als Objekte bezeichnet werden. Sie sind Materialisationen der spielerisch betätigten Funktionen. Worin unterscheiden sich nun diese Funktionsspiele von den Funktionsänderungen an Werkzeugen vor Hindernissen im Beutefeld?

Durch zwei Eigenschaften von grundlegender Bedeutung: durch die häufige Wiederholung der Funktion und durch das Bezogenbleiben der Funktion auf denselben Gegenstand während einer längeren Zeitspanne. Beide Momente zeitigen, sich ergänzend, ein Resultat: der Gegenstand, anfänglich lediglich Material für die ungelebte und abgeführte Feldmotorik, wird mehr und mehr objektiviert. Das heißt: Im beuteunabhängigen Feld wird zwar die Funktion durch Selbstdressur gesteigert. Im Spiel aber, d. h. durch die Wiederholung dieser, einer nächsten, einer dritten Handlung, die allesamt nicht nur den Gegenstand vorübergehend benützen,

sondern auf ihn zielen und in ihm endigen, versammelt nach und nach der Gegenstand einen großen Reichtum an funktionellen Möglichkeiten auf sich. Mit einem Stock kann man nicht nur angeln, man kann mit ihm graben, springen, auf Kisten trommeln, man kann ihn zerbrechen, spitze Splitter aus ihm herausbeißen, mit denen man in Ritzen und Löchern bohren kann. — Erst dem Spielenden entdeckt der Stock seinen ganzen Reichtum. Erst ihm wird er gewissermaßen zu einer Integration von unzähligen Funktionen. Und diese Integration nennen wir Objektivierung, ihr materielles Substrat Objekt. Das so, ohne Ziel, in sich begründete Bild der Umwelt aber nennen wir die Realität.

Man kann nun beim Kinde feststellen, daß das Interesse an Funktionsspielen allmählich erlischt und daß gleichzeitig, ungefähr mit anderthalb Jahren, die Konstruktionsspiele an Interesse gewinnen. Dieses Erlöschen, so dürfen wir vermuten, ist aber nur bedingt. Wir nehmen an, es werde gleichsam ersetzt durch einen Vorgang, der im Prinzip der bewegungslosen Spannung beim Aufmerken im Beutefeld gleicht und nur viel subtiler und komplexer ist. Unter dem optischen — oder sagen wir allgemeiner — dem sinnlichen Eindruck des Gegenstandes werden alle an ihm oder an ähnlichen Gegenständen vorgenommenen Funktionen in ihrer Integration als unterschwellige motorische Spannung erlebt. Dabei heben sich die Bewegungsansätze im motorischen Apparat im Widerstreit ihrer Gegensätzlichkeit auf. Der Erfolg ist eine zentrale, eine nervöse Spannung: das objektive Bild des Gegenstandes. Hier beginnt die Möglichkeit, erst zu wollen, dann zu tun: das eigentliche Denken.

An den motorischen Ursprung unseres objektiven Weltbildes erinnern uns noch die optischen Wahrnehmungsformen der Jugendlichen, die, wie E. R. Jaentsch u. a. gezeigt haben, eine dynamische Komponente enthalten, die aufs engste mit der Motorik verknüpft erscheint: die optischen Objektbeziehungen werden als Züge im Körper wahrgenommen. Und: mahnt uns nicht der Sprachgebrauch an den motorischen Ursprung unserer Anschauungen, wenn wir sagen, sie erwüchsen uns aus dem Begreifen unserer Gegenstände.

Das ist der Punkt, an dem die Motorik des Kindes in einer neuen Richtung bereichert wird: neben den Funktionsspielen nehmen neue Spiele immer mehr Raum ein, die die Bedeutung der Gegenstände zur Voraussetzung haben, die auch wir ihnen spontan verleihen. Während es bis dahin lediglich Vergnügen machte, mit den Bauklötzen zu trommeln, sie wegzuwerfen, sie zu benagen, beginnt das anderthalbjährige Kind nun zu

bauen. Hier ist nicht mehr die Bewegung letztes Ziel, sondern das unter der optischen Kontrolle stehende Werk. Über die Psychologie der Werkherstellung soll in diesem Zusammenhang nicht mehr die Rede sein. Dagegen muß uns die Voraussetzung der Werkherstellung, die reale Bedeutung der Gegenstände noch eingehender beschäftigen. Sie hat zwei Komponenten, eine individuelle und eine soziale. Die individuelle haben wir beschrieben als die integrative Synthese aller motorischen Einzelbezüge zum Gegenstand. Die soziale Bedeutung erwächst dem Kind aus einer ursprünglichen, schon bei Tieren nachweisbaren Fähigkeit zur spontanen Partizipation an der motorischen Äußerung anderer Lebewesen. Von dieser Fähigkeit in diesem Zusammenhang zu handeln, würde zu weit führen. Sie wird erst für die nächste Kindheitsphase bedeutungsvoll, wenn auch ihre Wurzeln bis in die ersten Lebensmonate hineinragen. Einen wichtigen Mittler dieser sozialen Seite der Bedeutung müssen wir aber kurz erwähnen. Es ist die Sprache.

Im Augenblick nämlich, in dem hinter der langsam versiegenden ursprünglichen motorischen Betätigung der Gegenstand zum Objekt sich erhebt, kommt der Lautgebung eine hervorragende Rolle zu. Aus einer Begleiterscheinung bestimmter Funktionen wird sie zum Symbol der in der Integration aller möglichen Handlungen erfolgten Synthese, des Objekts. Noch bedeuten aber die ersten substantivischen Benennungen nicht das, was wir unter diesem Begriff verstehen. Sie bedeuten nicht: das ist ein Bauklotz schlechthin. Vielmehr bedeuten sie: das ist der Gegenstand, mit dem ich diese und jene Dinge machen kann. Sie bedeuten substantivierte Tätigkeit. Daher die Bevorzugung von Funktionsbegriffen im Sprachbeginn. Die Tatsache aber, daß Lautgebung Lebendes bewegt, in Verbindung mit der Tatsache der spontanen Partizipation an den motorischen Äußerungen anderer Lebewesen, macht die Sprache erst zu dem wichtigen sozialen Instrument, das die Brücke zur Angleichung an die Objektbeziehungen der Umwelt darstellt.

Wir dürfen es nun unternehmen, die psychoanalytische Theorie der Ichentwicklung von unserem Standpunkt aus einer Prüfung zu unterziehen. Schon im Verlauf der ersten Monate haben wir die motorischen Äußerungen an Häufigkeit, Spontaneïtät und funktioneller Primitivität abnehmen sehen. Als sich die Impulse den Dingen zuwandten, sahen wir flüchtige Spannungszustände auftreten, in denen das Individuum, wie wir vermuteten, vom Ziel sich unterschieden fühlte: die Aufmerksamkeitsspannung. Endlich, auf der höchsten Stufe wurden Umweltbeziehungen ohne motorische Betätigung möglich. Ein potentielles Wollen trennte sich vom kinetischen Tun.

Diese Wandlungen erfahren, so müssen wir annehmen, ihre Spiegelung im zentralen Apparat, der im Laufe der Entwicklung an Bedeutung zunimmt. Wir sehen ihn als den Speicher möglichen motorischen Geschehens an, der die eine oder die andere Bewegungsfolge aus sich entlassen kann. Sein Wesen aber ist, wie wir gesehen haben, Spannung. Wenn wir untersuchen wollen, wie dieser Apparat entsteht, so können wir drei Stadien unterscheiden: im Urstadium besteht er noch nicht. Im zweiten beginnt er sich zu bilden. Im dritten erwirbt er die spezifischen menschlichen Eigenschaften. Ich will vorausschicken, daß diese drei Stadien den von Freud[8] beschriebenen Stadien der Ichentwicklung entsprechen: der primär-narzißtischen Ursituation, dem Stadium des purifizierten Lust-Ichs und dem endgültigen Stadium des Real-Ichs.

VIII) Die Entwicklung des Bewußtseins

Das Ich mache — so hören wir[8] — eine bestimmte Entwicklung durch, einen Differenzierungsprozeß, der gleich nach der Geburt anhebe und darin bestehe, daß aus dem primärnarzißtischen, seiner Grenzen gegen die drohende Außenwelt noch nicht bewußten Ich durch die ersten Erfahrungen ein reines Lust-Ich sich bilde, dadurch, daß es, der Amöbe vergleichbar, seine Pseudopodien in die Außenwelt aussende, sich das Annehmbare, d. h. Lustbringende einverleibe und das Unlustbringende ausstoße. Endlich gehe aus diesem purifizierten Lust-Ich durch die weitere Erfahrung das Real-Ich hervor, das seine realen Grenzen gegenüber der Außenwelt unabhängig von Lust und Unlust erkannt habe und durch absichtliche Lenkung von Sensorik und Motorik imstande sei, Innerliches und Äußerliches zu unterscheiden. Wir erfahren ferner, daß diese Entwicklung sich vollziehe unter der Herrschaft der Wahrnehmung und daß an sie die Entwicklung unseres Bewußtseins geknüpft sei, das durch die Sprache seinen spezifischen Charakter gegenüber den nicht an die Wahrnehmung geknüpften seelischen Inhalten dokumentiere. Die Bedeutung der Wahrnehmung für die Entstehung des Bewußtseins und die Differenzierung des Ich aus der ursprünglichen Ich-Es-Einheit des primären Narzißmus ist von Freud immer besonders hervorgehoben worden. Mit der grundsätzlichen Betonung der Wahrnehmungsvorgänge als auslösende Momente der Ichentwicklung hängt eng zusammen die Bedeutung, die bestimmten Außenweltfaktoren zugeschrieben wird, die als spezifische Ursachen der Ichentwicklung gelten, indem sie durch Versagung oder traumatisch richtunggebend wirken.

Zu dieser geläufigen Auffassung der Ichentwicklung wollen die folgenden Erörterungen eine kritische Ergänzung darstellen. Kritisch insofern, als die Begriffe „Ich" und „Außenwelt" nicht vorausgesetzt werden. Ihre Entstehung in der individuellen Entwicklung soll vielmehr in dieser Darstellung erfaßt werden.

Die primär-narzißtische Ursituation erschien uns im hindernislosen Ablauf des motorischen Geschehens innerhalb der Ernährungssphäre. Wir verglichen das motorische Angepaßtsein an die Mutterbrust mit der in die Umwelt festgefügten Motorik der niederen Tiere, wie zum Beispiel der Insekten. Wir sahen aber diesen Zustand bereits im Keim bedroht durch die Tatsache, daß die Motorik des übrigen Organismus nicht in das motorische Schema mitgefügt ist, sondern gewissermaßen „ins Leere" abgeführt wird. Was wir Objekt nennen und unter dem Ausdruck „Außenwelt" zusammenfassen, ist für die Befriedigung dieses Stadiums gleichgültig und „nicht mit Interesse besetzt".

Aus diesem primär-narzißtischen Stadium entwickelt sich ein zweites in dem diese erst ins Leere gehende Motorik die Gegenstände findet. Das ist das Stadium der Funktionsspiele. Die Einseitigkeit dieser Spiele habe ich genugsam hervorgehoben. Es sind „Abfuhrspiele" der Feldmotorik. Der Gegenstand hat nur Interesse, soweit er lustvoll, d. h. eben zur Abfuhr geeignet ist. In diesem Augenblick aber besteht zwischen ihm und dem handelnden Wesen kein Unterschiedensein. Der Gegenstand ist in diesem Augenblick „der Lustanteil, den es sich einverleibt". Der Rest bleibt ihm fremd. Wir erkennen in diesem Stadium der funktionellen Objektzugewandtheit das purifizierte Lust-Ich Freuds.

Das dritte Stadium nun, das eigentlich menschliche, müsse — meinten wir — als eine dialektische Entwicklung der zielunabhängigen Motorik im Beutefeld zur Synthese der Objektwahrnehmung angesprochen werden. In dieser Integration aller möglichen Impulse in bezug auf den gleichen Gegenstand heben sich die Impulse auf. Als Erfolg des Wahrgenommenen entsteht eine spezifische zentrale Spannung. Dadurch wird der Gegenstand zu einem realen Objekt, an das sich nun sekundär die Frage der spontanen Lustgewinnung mit Hilfe der Motorik wenden mag. Mit dieser Fähigkeit zur Objektwahrnehmung hat das Lebewesen den Zustand erreicht, den Freud Real-Ich nennt und der sich zeigt in einem kontinuierlichen, von den Objekten dauernd unterschiedenen Spannungszustand der Person, dem Ich.

An diesem Punkt setzt unsere Kritik mit der Frage ein, ob man ein Recht habe, Außenwelt und Ich in einer entwicklungspsychologischen Be-

trachtung vorauszusetzen, und man wird zugeben, daß unser Standpunkt eine solche Voraussetzung nicht zuläßt. Die Feststellung Freuds, daß sich einmal ein Ichbewußtsein vom Es abspalte, wird für uns hier zur Frage, bei welcher Gelegenheit und unter welchen Umständen diese Abspaltung erfolge und wie man sie sich dynamisch vorzustellen habe.

Alles, was wir über die ersten Stadien der psychischen Entwicklung wissen, deutet darauf hin, daß ein Ichbewußtsein für das Stadium des primären Narzißmus nicht angenommen werden kann. Die kindliche Ursituation ist — vom Subjekt aus gesehen — ich-los.

Im zweiten Stadium aber, in dem sich die Motorik den wahrgenommenen Gegenständen zuwendet, treten bereits jene Zustände auf, die wir Aufmerksamkeitsspannung nennen. Sie ist durch ein gespanntes Aussetzen der motorischen Tätigkeit gekennzeichnet. In der Aufmerksamkeitsspannung ist — wenn auch nur für einen flüchtigen Augenblick — die Einheit des lebendigen Geschehens zerbrochen: das Ziel wird wahrgenommen nicht in der kontinuierlichen Lust-Icheinheit des motorischen Geschehens, sondern außerhalb derselben, während die Motorik für sich als Spannung erlebt wird. Intention und motorisches Geschehen klaffen auseinander. Erst hier, in diesem Moment, erkenne ich: an meiner Spannung mein Ziel; an meinem Ziel meine Spannung. Im Ziel, dessen Feldstruktur nicht fließend sich verändert, erkenne ich mich als unterschieden von ihm. In meiner Spannung erkenne ich jenes als unterschieden von mir. Darum liegt im akuten Konflikt der Aufmerksamkeitsspannung der Keim zum Bewußtsein wie zur Objektbeziehung, und William Stern meint sicher mit Recht: „Bewußtsein ist wesentlich Ausdruck akuter Konflikte. Es tritt auf, wo die Selbstverständlichkeit des Dahinlebens unterbrochen wird."

Wir dürfen uns aber diesen Ichkeim nicht als kontinuierlich vorstellen. Er entsteht, um in der Flut des nachfolgenden motorischen Erlebens unterzugehen und um wieder an einem neuen Hindernis aufzutauchen. Wir dürfen aus diesen Bewußtseinszuständen darum noch nicht auf ein Ichbewußtsein schließen. Denn ein zentrales Bezugssystem aller möglichen Bewußtseinszustände kann noch nicht vorhanden sein. Diese Bewußtseinszustände sind noch vollkommen abhängig von den einzelnen motorischen Funktionstypen des Beutefeldes. So ist jede dieser Bewußtseinsinseln von der nächst auftauchenden verschieden. Das Bewußtsein ist noch abhängig von der Struktur des Feldes, in dem es entsteht. Im Stadium des purifizierten Lust-Ichs, so würden wir darum sagen, können sich nur passagere Vorläufer der Ichinstanz bilden.

Wie die Integration aller Funktionen des Beutefeldes zur Schaffung der objektiven Außenwelt führt, so führt die Integration aller ihr entsprechenden Spannungszustände, die mit dem ständigen Funktionswechsel des Spiels einhergehen, zu einer Synthese aller Bewußtseinskeime. Erst in diesem nur dem Menschen eigenen Zustand der Umweltbeziehung erlangt das Bewußtsein nach und nach zwei Eigenschaften, die es auch formal von dem der Tiere unterscheidet. Es erlangt Kontinuität und Konstanz. Und erst Kontinuität und Konstanz des Bewußtseins innerhalb längerer Zeiträume können als Voraussetzung angesprochen werden für die Möglichkeit, im innern, sich gleichbleibenden Spannungszustand einen Akt mit anderen Akten zu vergleichen. Diese vergleichende Instanz erst — glaube ich — dürfen wir mit dem Ausdruck „Ich" bezeichnen. Denn erst in diesem Stadium der Entwicklung ist möglich: Seiner selbst im Wechsel des Geschehens als eines und desselben Wesens bewußt zu sein.

Es gibt auch in späteren Stadien der Entwicklung Arten des Erlebens, die eine vorübergehende Auflösung der Ichinstanz zur Folge haben. Es ist die Motorik der „Triebziele". Wir haben darum recht, wenn wir von einer Bewußtlosigkeit im Orgasmus reden, der ja in unserer Sprache Zielmotorik des Sexualkreises ist. Aber wir brauchen nicht so weit zu gehen. Taucht nur ein „Triebziel" auf, so zerren die Spannungen des entstehenden Beute-, Feindes- oder Sexualfeldes an der Struktur des Ich, der Voraussetzung für die objektive Einstellung. Wir sind in Gefahr, „hingerissen", „verführt", von uns weggeführt zu werden.

Dieses Einschalten des Aktionskreises der Art mag vom Ich unter Umständen als Gefahr empfunden werden, denn es ist tatsächlich dadurch in seinem ökonomischen Bestande bedroht, der, wie wir nachgewiesen haben, auf der Überwindung der anlagemäßigen motorischen Reaktion beruht. Im Ich entsteht darum Angst. Bezeichnend für diese Angst um den ökonomischen Bestand der Ichstruktur ist die gespannte Bewegungslosigkeit; durch die Sperrung der motorischen Exekutive findet eine reaktive Ichstärkung statt. Die Angstspannung stellt einen Rettungsversuch des Ich dar.

Ihr steht eine andere Form der Angst gegenüber, die in wilden motorischen Ausbrüchen manifest wird. Eine bekannte klinische Form dieser Angstreaktion ist der Zuchthausknall, auch das Gansersche Syndrom dürfte hierher zu rechnen sein. Diese Angst tritt dann auf, wenn die biologisch angelegten, die „triebhaften" Lebensäußerungen plötzlich aus Mangel an geeigneten Zielen keinen motorischen Abfluß mehr finden. Hier wird die Ichstärkung nicht ertragen, die eine ökonomisch notwendige Folge der motorischen Abstinenz

ist. Im Ausbruch der motorischen Abfuhr, eventuell halluzinierten Objekten gegenüber, durchbricht das vitale Bedürfnis nach einer über die Motorik geleiteten, unreflektierten Identität mit den Objekten die schrankensetzende Realität. Es ist verständlich, daß diese Formen in erster Linie bei primitiven, „triebhaften" Menschen auftreten, die ein wenig differenziertes Ich besitzen.

IX) Biologischer Ausblick (Schluß)

Mein Versuch, das psychische Menschwerden aus der Entwicklung der motorischen Phänomene abzuleiten, ist abgeschlossen. Ich hoffe, es ist verständlich geworden, daß eine Ursache dieser Entwicklung in der überaus langen Dauer der elterlichen Fürsorge zu suchen ist, die die kindliche Zielmotorik des Beute- und des Feindesfeldes absättigt und damit die Motorik des Annäherungsfeldes einer zielunabhängigen Entwicklung entgegentreibt.

Mit dieser Auskunft aber ist das Problem nur auf ein anderes Gebiet verschoben: auf das der Biologie. Es müssen biologische Gründe sein, die den Menschen in diese extrem lange Abhängigkeit von seinen Pflegern gelangen ließen und die die Ursache dafür sind, daß seine Motorik in ihrem Grundtyp zeitlebens der der jungen Tiere ähnlicher ist als der der vollentwickelten. Vielleicht stoßen wir noch auf andere, außerhalb des psychologischen Tatsachenkreises liegende Erscheinungen, die in der gleichen Richtung deuten. Sehen wir uns den menschlichen Körper an: Zeitlebens ist er bedeckt mit der Lanugobehaarung. Zeitlebens erhält sich bei ihm die ventrale Abwinkelung der Körperachse an ihrem oberen und unteren Ende. Beim Tier aber wird die Lanugobehaarung ersetzt durch ein sekundäres Haarkleid, und das ventral abgebogene Kopf- und Schwanzskelett treffen wir nur beim Tierembryo. Das Tier macht schon in der frühesten Jugend eine Streckung durch, durch die sein Gesichtsschädel zur Schnauze, das Schwanzskelett sich zum Schwanz entwickelt. Auch die Zahnanlage der Erwachsenen ist gewissermaßen — verglichen mit dem Tier — auf einem Jugendstadium stehengeblieben, nachdem die Dentition eine erhebliche Verzögerung erlebt hat. Kein Zweifel, auch morphologisch bleibt der Mensch zeitlebens den Jugendformen der Tiere ähnlicher als dem ausgewachsenen Tier. Er scheint ein Stück der Entwicklung, die das Tier durchmacht, nur sehr verlangsamt oder garnicht mitzumachen. Noch in einem wesentlichen Punkt unterscheidet sich der Mensch vom Tier. Er wird älter als die meisten Säugetiere. Und nicht nur das. Seine Kindheit und die Periode seiner Geschlechtsreife erstrecken sich über einen viel größeren Zeitraum; und wo fände man

ein Lebewesen, das, wie der Mensch, nach Erlöschen der Sexualfunktion ein Senium von einigen Jahrzehnten aufwiese?

In einer kleinen Arbeit stellt der Anatom L. Bolk[9] diese Tatsachen zusammen und er zieht daraus zwingend den Schluß, daß die menschliche Entwicklung im Vergleich mit der tierischen retardiert sei. Die Folge aber dieser Verlangsamung sei eine immer weiter schreitende Fötalisation der menschlichen Form. „Wir stellen gewissermaßen die Säuglingsformen unserer Stammeltern dar.“ Durch unsere Auffassung von der Entwicklung der frühkindlichen Psyche erfährt die These von Bolk eine Unterstützung von der psychologischen Seite her. Wir aber dürfen es wagen, aus dieser Übereinstimmung den Schluß zu ziehen, daß der Dualismus, in dem sich der Mensch befindet, der Dualismus, der sich ausdrückt im Wissen darum, daß es eine Innenwelt gebe, der eine Außenwelt gegenübersteht, der Dualismus zwischen Lust= und Realitätsprinzip, zwischen dem Es und dem Ich, oder in welchem Gegensatzpaar immer das menschliche Erleben unserem Denken erscheinen mag, seine Wurzel habe in der biologischen Tatsache der lebenslänglichen Aufspaltung einer anlagemäßigen Erlebniseinheit. Den Menschen erstehen dadurch zwei Arten von Zielen. Die ursprünglichen, biologischen, und — die Realität als die neue menschliche Qualität, entstanden aus der Integration aller motorischen Möglichkeiten: Das Lust- und das Realitätsprinzip.

Eine Tendenz gefährdet die andere. Nur im Kompromiß liegt die optimale Lebensmöglichkeit. Das spezifisch Menschliche aber, das zielverloren Erkenntnis sucht, hat einmal ein pessimistischer Dichter mit den Worten enthüllt:

„Es gibt kein Ziel. Der Weg ist das Ziel.“

Anmerkungen:

1) Nomenklatur in Anlehnung an Kurt Lewin.

2) Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Arbeiten von J. von Uexkuell: Umwelt und Innenwelt der Tiere, Berlin 1921; Theoretische Biologie, Berlin 1928; Die Lebenslehre, Potsdam-Zürich 1930.

3) Karl Groos: „Die Spiele der Tiere“, 3. Aufl., Jena 1930, betont die Bedeutung der Jugendperiode der Tiere für die Erfahrungsentwicklung der „allgemeinen“ Instinktanlage. „Die ausgesprochenen Initiativtiere machen eine Jugendperiode durch.“ McDougall vertritt sogar die Ansicht, der elterliche Pflege- und Schutztrieb *(parental or protective instinct)* sei der Ursprung der Intelligenz und der moralischen Entwicklung. G. H. Thomson betont das „Zurücktreten des ‚*inner drive of hunger*‘ oder ‚*anger*‘ im Spiel“ (zit. nach Groos).

4) Wolfgang Köhler: „Intelligenzprüfungen an Menschenaffen“, Berlin 1921. — Die Methode des Verfassers, von Schmerz, Trauer usw. der Affen zu reden, ist kein Anthropomorphismus, sondern ein abgekürztes Verfahren. Jedermann weiß, was für ein Phänomen gemeint ist. „*Of course, we can obtain the same results,... without language, by applying the somewhat clumsy, statistical methods of animal psychology, and some behaviourists seem to prefer such a procedure. The only reason I can see for this attitude is historical.*“ (W. Köhler: Gestalt Psychology, London 1930.)

5) Für das Folgende: Siegfried Bernfeld: Die Psychologie des Säuglings, Wien 1925; — Charlotte Bühler: Kindheit und Jugend, Leipzig 1931.

6) Bronislaw Malinowski: „Das Geschlechtsleben der Wilden.“ (Deutsch von Eva Schumann.) Leipzig und Zürich.

7) Auf die Bedeutung des Stutzens für die Entstehung des menschlichen Intellekts hat bereits Karl Groos hingewiesen. „Das Seelenleben des Kindes.“ 6. Aufl. Berlin 1923.

8) Die Tatsache, daß diese Arbeit aus dem Geist der Psychoanalytischen Problematik erwachsen ist, erübrigt einen speziellen Hinweis auf die einzelnen Arbeiten Freuds. Für die hier zur Frage stehenden Probleme mußten in erster Linie berücksichtigt werden: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. (Ges. Schriften. Bd. V). — Triebe und Triebschicksale. (Ges. Schriften. Bd. V.) — Das Ich und das Es. (Ges. Schriften. Bd. VI.). — Das Unbehagen in der Kultur. (1. Kap.) (Wien. Int. PsA. Verlag, 1930.)

9) L. Bolk: „Das Problem der Menschwerdung.“ Jena 1926.

Das Körperbild und die Sozialpsychologie

Von

Paul Schilder

New York

Die Sozialpsychologie beschäftigt sich mit den psychologischen Vorgängen der Gemeinschaftsbildung. Sie stellt es sich zur Aufgabe die psychologischen Abläufe und Gebilde zu erforschen, welche das Individuum erlebt, sofern es das Glied einer Gemeinschaft ist, sie sucht auch festzustellen, inwieweit das Individuum als Glied der Gemeinschaft Sonderzüge aufweist. Darüber hinausgehend wendet sie Interesse den Handlungen und Motiven von Gruppen zu. Ist die Gemeinschaft mehr als die Summe der psychologischen Vorgänge in den Individuen, die ihr angehören? Gibt es eine Massenseele, die verschiedene Züge aufweist von den Seelen einzelner Individuen? Was ist der Ausdruck von Gemütsbewegungen und wie wirken Gemütsbewegungen des einen Individuums auf das andere ein? All das sind bedeutsame Probleme. Aber die Sozialpsychologie hat bisher der Tatsache nicht genügend Rechnung getragen, daß Individuen nicht nur seelische Einheiten sind, sondern daß sie auch Körper haben. Der Nebenmensch ist für uns nicht nur eine geistige Einheit, sondern hat auch einen Körper. Wir selbst erleben uns nicht nur geistig als Individualitäten, sondern haben auch das bestimmte Erlebnis unserer eigenen Leibhaftigkeit und Körperlichkeit. Wenn wir Sozialpsychologie treiben wollen, müssen wir wissen, wie sich das Erlebnis unseres eigenen Körpers aufbaut und wie wir zu einem Wissen von dem Körper der anderen gelangen. Das Verhältnis des Wissens vom eigenen Körper zum Wissen um den anderen Körper ist ein Fundamentalproblem der Sozialpsychologie, das bisher nicht die genügende Aufmerksamkeit gefunden hat. Wenn immer wir handeln, so ziehen wir den eigenen und den fremden Körper in Betracht. Individualitäten sind sinnlos ohne ihren Körper. In den ausgezeichneten Sozialpsychologien von Mc Dougall, Bogardus, Folsom u. a. findet man diesen Gesichtspunkt vernachlässigt. Das hängt wohl damit zusammen, daß die Psychologie dem Problem des Körperbildes trotz der Arbeiten von Head und Pick nur wenig Interesse geschenkt hat. Man hat das Bewußtsein der Körperlichkeit zu sehr als etwas selbstverständlich Gegebenes angesehen, das keiner weiteren Beschreibung und Erklärung bedürfe. Materialistische Philosophie ist immer wieder von der Meinung ausgegangen, daß der Körper das ursprüngliche Erlebnis sei. Auch die Psychoanalyse hat den Gesichtspunkt vertreten, daß für das neugeborene

Kind lediglich der eigene Körper gegeben sei. Demgegenüber habe ich immer wieder betont, daß Körper und Welt Korrelatbegriffe sind. Ein Körper ohne Welt ist ebenso undenkbar wie eine Welt ohne Körper. Das Bewußtsein der Körperlichkeit, das dreidimensionale Bild unserer selbst, das wir in uns tragen, muß ebenso aufgebaut werden wie die Kenntnis von der Außenwelt. Es wird aus den taktilen, kinästhetischen und optischen Rohmaterialien immer wieder aufgebaut und konstruiert. Das Material wird der Gesamtsituation entsprechend verwertet. Frühe Eindrücke und spätere Erfahrungen kommen zur Gestaltung. Der Gesamtzustand unserer motorischen Einstellungen hat einen entscheidenden Einfluß in der endgültigen Gestaltung dieses Körperbildes. Das Körperbild ist erfüllt mit einer schweren Masse, wir schätzen diese Schwere verschieden ein, je nach dem Erregungszustand der Gleichgewichtsapparate und der Muskelzustände. Die Empfindungen aus dem Körperinnern werden nach der Körperoberfläche zu verschoben, ohne sie jemals vollständig zu erreichen. Aufbau und Gestaltung des Körperbildes erfolgen keineswegs unter der Leitung des Intellekts und lediglich kognitiver Interessen. Sie erfolgen als Ausdruck von Strebungen und Bedürfnissen. Wir wünschen die Einheit und Unversehrtheit unseres Körpers: Narzißmus. Entsprechend den jeweiligen Triebeinstellungen werden verschiedene Teile des Körperbildes stärker hervortreten. Die Genitalien und die Genitalzone sind im Körperbilde besonders unterstrichen. Die erogenen Zonen spielen eine besondere Rolle. Der individuelle Triebcharakter wird sich im Körperbild abzeichnen; wo die Analität im Triebleben stärker hervortritt, wird der anale Teil des Körperschemas besonders akzentuiert sein. Das erlebte Körperbild wird so zur Landkarte der Triebregungen. Wenn es zu Störungen im Triebhaushalt kommt, wird unmittelbar eine Veränderung im Körperbild eintreten; sadistische Regungen gefährden die Einheit des Körperbildes.

Ich habe einen Fall beobachtet, in welchem die Patientin ihren Körper in Stücke zerfallen fühlte. Sie beklagte sich, daß Teile ihres Körpers herumflögen. Es handelte sich um eine zwangsneurotische Patientin mit hysterischen Zügen. Sie hatte Impulse andere in Stücke zu zerreißen.

Wenn der Hypochondrische bestimmten Teilen seines Körpers zuviel Libido zuwendet, springt dieser Körperteil aus dem Gesamtkörperbilde gleichsam vor. Der Hysterische gibt gleichzeitig mit dem genitalen Fühlen auch andere Teile seines Körperbildes ab: hysterische Anästhesie. Federn hat gezeigt, daß das Körperbild vor dem Einschlafen und im Traume weitgehende Veränderungen zeigt, welche mit libidinösen Vorgängen parallel laufen. Das

Körperbild ist demnach basiert auf Eindrücken der Sinne und aufgebaut und konstruiert aus diesen. Es ist ein Prozeß unter der Leitung der Außenwelt, ein immer erneutes Experimentieren mit dem Ziele das zu finden, was der jeweiligen Lebenssituation entspricht. Aber die endgültige Gestaltung des Körperbildes ist nicht nur von den Sinneseindrücken abhängig, sondern auch von den Trieben.

Hirnläsionen, besonders solche im unteren Scheitellappen, bewirken weitgehende Veränderungen im Körperschema. Die Patienten sind außerstande sich über ihren Körper zu orientieren; sie wissen nicht wo ihre einzelnen Körperteile sind. Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht die von Gerstmann beschriebene Fingeragnosie, in welcher die Patienten unfähig sind ihre einzelnen Finger voneinander zu unterscheiden. Sie machen auch Fehler in der Rechts- und Linkswahl ihrer Glieder. Die Lokalisation dieser Störung ist gut bekannt. Es handelt sich um Herde an der Grenze zwischen linkem unterem Scheitellappen und der zweiten Hinterhauptswindung. Es interessiert uns besonders, daß solche Patienten nicht nur die Orientierung über rechts und links und über die Finger am eigenen Körper verloren haben, sondern auch an den Körpern der anderen. Andere Fälle von Scheitellappenläsion können im Handeln nicht zwischen ihrem eigenen Körper und dem Körper der gegenüberstehenden Person unterscheiden und greifen etwa nach der Nase des Untersuchers, wenn sie aufgefordert werden ihre eigene zu zeigen. Die Körperbilder verschiedener Personen sind also bereits in der perzeptiv-physiologischen Sphäre eng miteinander verbunden. Aber der Zusammenhang zwischen den Körperbildern verschiedener Personen kommt in der emotionalen und libidinösen Sphäre zu einem noch viel klareren Ausdruck. Doch bevor wir uns diesem Problem voll zuwenden, sind einige Vorbemerkungen notwendig.

Das Körperbild fällt keineswegs mit den Grenzen des wirklichen Körpers zusammen. Es wächst darüber hinaus. Ein Stock, ein Hut, Kleider aller Art werden zu Teilen des Körperbildes. Je enger und stabiler die Verbindung eines Kleidungs- oder Schmuckstückes mit dem Körper ist, desto inniger wird es mit dem Körperbild verschmolzen. Gegenstände, die einmal in engerer Berührung mit dem Körper waren, behalten dauernd etwas von den Eigentümlichkeiten des Körperbildes. Die Stimme, der Atem, der Geruch, die Ausscheidungen bleiben ein Teil des Körperbildes, auch wenn sie im Raume vom Körper getrennt sind. Der Raum um das Körperbild ist verschieden vom Raume der Physik.

Eine schizophrene Patientin fühlte, daß der Atem der anderen Person ihr eigener Atem sei. Wenn jemand anderer die Schultern bewegte, so fühlte sie es in ihren Schultern. Die fremden Körperbilder wandern in ihr eigenes. Die Entfernung im Raume zwischen den Körperbildern ist aufgehoben. Wenn ein Mann die Straßen kehrt, so spürt sie das in ihrem Geschlechtsteil. Wenn die anderen Leute draußen auf der Straße gehen, so treten sie auf sie. Man kann sagen, daß ihre Libido die anderen näher an sie heranzieht. Ein Knabe, im Stockwerke unter ihr, verkehrt mit ihr geschlechtlich „durch Elektrizität".

Magische Handlungen im allgemeinen beeinflussen das Körperbild ohne Rücksicht auf die wirkliche Distanz. Nicht nur in diesem Falle, sind die Geschlechtsorgane im Zentrum der Beeinflussung. Der psychologische Raum um die Geschlechtsorgane hat eine besondere Struktur.

Ein Zwangsneurotischer fühlte seinen Penis und seine Blase auf der Straße liegen. Die Automobile zermalmten diese Teile, die weit weg von ihm waren.

Der Raum um das Körperbild hat daher besondere Eigentümlichkeiten, die Distanz der Objekte vom Körper ist durch das Triebleben bestimmt.

Libidinöse Regungen sind notwendigerweise soziale Phänomene. Sie sind gerichtet auf Körperbilder in der Außenwelt, sogar auf der narzißtischen Stufe ist die Richtung auf die Außenwelt vorhanden. Das Sehen, das zur Konstruktion des eigenen Körperbildes führt, gestaltet auch die Körperbilder der anderen. Aber wir sehen nicht nur, sondern haben auch ein Verlangen zu sehen. Jede Scheidung zwischen Wahrnehmungsvorgängen und affektiven Vorgängen ist künstlich. Das Auge wandert Antrieben gehorchend. Es gibt Willens- und Antriebsvorgänge, welche der Wahrnehmung als solcher zugehören: sie liegen an der Grenze der Persönlichkeit, sind sehr ähnlich in verschiedenen Individuen, aber sie verschmelzen ständig mit den tieferen Faktoren der Persönlichkeit, mit jenem emotionalen Leben, das weniger typisiert ist und die tieferen Strebungen der Persönlichkeit zum Ausdruck bringt. Der Anblick des menschlichen Körpers ist zunächst ein physiologisches Problem. Aber er erweckt auch unmittelbar sexuelle Neugierde. Diese Neugierde erstreckt sich nicht nur auf den fremden Körper, sondern besonders auch auf den eigenen. Wir wünschen nicht nur die eigene Neugierde zu befriedigen, sondern auch die der anderen. In den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" kommt Freud zu dem Schlusse, daß der Exhibitionist seinen Körper und seine Geschlechtsteile zeigt, um die andere Person zur Entblößung zu veranlassen. Er erwartet die Befriedigung seiner Neugierde als Entgelt. Ich glaube jedoch, daß der Wunsch gesehen zu werden ebenso ursprünglich ist, als der Wunsch zu sehen. Eine tiefe Gemeinsamkeit besteht zwischen dem eigenen Körperbild und dem

Körperbild der anderen. Wenn wir das eigene Körperbild konstruieren, probieren wir immer wieder aus, was dem eigenen Körper einverleibt werden könnte. Wir sind nicht weniger neugierig in bezug auf den eigenen Körper als in bezug auf den Körper der anderen. Wenn das Auge befriedigt ist, dann wünschen wir die Befriedigung des Tastens. In jede Öffnung des Körpers dringen wir mit den Fingern. Voyeurtum und Exhibitionismus haben die gleiche Wurzel. Das Körperbild ist ein soziales Phänomen. Aber menschliche Körper sind niemals in Ruhe. Sie sind immer in Bewegung. Die Bewegung des Körpers ist entweder Ausdruck oder Handlung, es ist der Körper einer Person mit Leidenschaften und Motiven. Sexuelle Neugierde ist nicht nur Neugierde in bezug auf die Sexualorgane und sexuelles Geschehen, sondern auch Neugierde in bezug auf die Sexualität einer Person. Es gibt keine Einfühlung im Lippsschen Sinne. Wir müssen nicht nachahmen und eigene Erlebnisse produzieren, um zu wissen, was in dem anderen vorgeht. Man hat eben immer wieder unser Wissen vom eigenen Körper überschätzt und das Wissen vom Körper der anderen unterschätzt.

Ich habe einen Journalisten beobachtet, der von frühester Jugend an ein besonderes Interesse für die Angelegenheiten anderer zeigte. Er war freiwilliger Detektiv in einem Mordfalle, als er zwanzig Jahre alt war. Er untersuchte später die Verbreitung der Homosexualität unter der Mannschaft der Kriegsflotte. Sein Sexualleben beschränkte sich auf den Verkehr mit Prostituierten. Anderen Sexualverkehr hält er für unsittlich. Er ist ein schwerer Trinker. Wenn er trinkt, plagt ihn sein Verlangen nicht. Er entwickelte eine Alkoholhalluzinose, in welcher die Illusion in den Vordergrund stand, daß die anderen Personen fähig seien seine Gedanken zu lesen und seine Gesten zu verstehen. Die Leute in seiner Umgebung rufen durch Gesten, verbotene Gedanken in ihm wach. Seine freien Assoziationen führen zu perversen Gedanken. Diese drückt er durch Mundbewegungen oder Handbewegungen aus, so daß sie jedem anderen kenntlich werden. Er versteht den Körper und die Bewegungen der anderen, und sie verstehen ihn, ihre Gesten und seine Gesten, ihre Gedanken und seine Gedanken sind in enger Verbindung.

Ausdrucksbewegungen sind demnach Mitteilungen an andere.

Die enge Verbindung zwischen dem eigenen Körper und dem Körper der anderen kommt zu klarem Ausdruck in den Untersuchungen von David Levy, die ich an eigenem Material bestätigen kann. Kinder zeigen sehr häufig ein besonderes Interesse an ihrem Körper. Besonders an jenen Teilen des Körpers, welche den ästhetischen und funktionellen Ansprüchen nicht voll genügen. Aber sehr häufig wird das Interesse am eigenen Körper durch Gespräche anderer und durch ihre Bemerkungen erweckt. Es ist von besonderer Bedeutung, was in der Familie gesprochen wird. Wenn aber das Interesse an einer Funktion oder Form des eigenen Körpers geweckt ist,

werden auch die entsprechenden Teile und Funktionen anderer beachtet. Das individuelle und soziale Interesse am Körper laufen parallel zueinander.

Die Furcht vor dem Erröten ist sehr häufig als soziale Neurose bezeichnet worden (vgl. z. B. Fenichel). Es ist in der Tat bemerkenswert, wie sehr derartige Patienten den Verkehr mit anderen Menschen scheuen und wie sehr sie sich von den Mitmenschen isolieren.

Ich habe einen Patienten dieser Art eine lange Zeit hindurch analysiert. Schon in früher Jugend fühlte er sich unsicher. Er war groß im Verhältnis zu seinem Alter und fürchtete, daß andere Personen fragen würden, warum er mit kleineren Kindern spiele. Seine Schwierigkeiten vermehrten sich, als er mit dreizehn Jahren zu masturbieren begann. Er fühlte, daß die Masturbation sein Haar wachsen lasse und daß andere Leute das beobachteten. Er hatte große Angst, daß seine Erektionen bemerkt würden. Er leidet auch unter dem Zwangsimpuls, andere Leute zu erwürgen und vor allem seine Frau und sein Kind zu verletzen. Der Patient fürchtete von früher Jugend auf seinen Vater. Es war die Furcht und der Wunsch, von dem strengen Vater kastriert und als Weib gebraucht zu werden. Er hatte besondere Angst vor dem Blicke des Vaters. Der Vater war für ihn ein Beispiel ungewöhnlich kräftiger Männlichkeit. Die Analyse machte es wahrscheinlich, daß er damit besonders den großen Penis des Vaters meinte. Schon um das vierte Jahr herum hatte der Patient außerordentliche Angst, bei der Defäkation beobachtet zu werden. Die genitale Kastrationsdrohung durch den Vater hatte wahrscheinlich starke prägenitale anale und passive Züge verstärkt. Eine Masturbationsphantasie hat für uns in diesem Zusammenhang besondere Bedeutung. Er stellte sich vor, daß der Doktor die Temperatur einer Frau im Rektum mißt und an dem Thermometer rieche. Der Patient ahmte das in der Weise nach, daß er seine Finger mit Speichel benetzte und an ihnen roch. Später jedoch steckte er den Thermometer in seinen After, nahm seinen Penis zwischen seine Beine, betrachtete sich als Frau und stellte sich gleichzeitig vor, er liege neben einer Frau und stecke seinen Penis in ihren Geschlechtsteil. Er benützte in solchen Phantasien sehr häufig das Bild der Frau des Geschäftspartners seines Vaters. Lange Zeit, bevor eine Periode der Masturbation begann, hatte er gesehen, wie sein Bruder vom Arzte rektal gemessen wurde.

Die psychologische Situation während seiner analen Masturbation ist charakteristisch und kompliziert. Er ist zunächst er selbst. Er ist aber auch der Doktor. Er ist aber auch die Frau, in deren After der Arzt den Thermometer steckt. Er ist aber auch die Frau, die Geschlechtsverkehr hat, er ist aber auch die Person, die Geschlechtsverkehr mit der Frau hat.

Es kann kein besseres Beispiel gegeben werden für die Tatsache, daß im eigenen Körperbild die Körperbilder anderer enthalten sind. Aber diese müssen bereits dem Patienten gegeben sein, bevor er sie in das eigene Körperbild verschmelzen kann. Er lebt gleichzeitig in seinem Körper und außerhalb seines Körpers. Das eigene und das fremde Körperbild sind uns gleichzeitig gegeben. Das Körperbild ist nicht das Produkt einer Apperso-

nierung der Körperbilder anderer, obgleich wir Teile derselben in unser Körperbild aufnehmen. Es ist auch nicht ein Produkt der Identifizierung, obgleich solche Identifizierungen unser eigenes Körperbild bereichern mögen. Wir gewinnen auch nicht unsere Kenntnis von den Körpern anderer durch die Projektionen unseres eigenen Körpers in die Außenwelt. Es ist keine Frage, daß eine beständige Wechselwirkung zwischen dem eigenen Körperbild und dem der anderen Personen vorgeht. Dieser Austausch ist entweder ein Austausch von Teilen oder es ist ein Austausch von Ganzen. Alle Körperbilder sind miteinander verbunden. Sie sind um so enger verbunden, je näher sie im Raume sind. Die räumliche Entfernung zwischen den Körpern ist ein fundamentaler Faktor in dem Austauschspiel der Körper. Die Berührung erleichtert es in besonderem Maße. Wenn zwei Körper sehr nahe zueinander kommen, nimmt die optische Überschaubarkeit der Szene ab, die Verschmelzung der Körperbilder geht leichter vonstatten, und eine Rekonstruktion des eigenen und fremden Körperbildes wird möglich. Außer der räumlichen Distanz muß das affektive Verhältnis der Personen zueinander berücksichtigt werden. Affekte bringen die Körperbilder anderer näher zu uns heran. Die Sprache drückt das sehr klar aus, wir sagen „eine Person steht uns nahe“. Die metaphorische Distanz zwischen Körperbildern verschiedener Personen ist keineswegs für alle Körperteile gleich. Körperteile, welche ein erotisches Interesse erwecken, sind näher zueinander als andere. Erogene Zonen der Körperbilder sind besonders nahe zueinander. Der Verkehr zwischen den Körperbildern geht besonders über die erogenen Zonen. Es ist vielleicht kein Zufall, daß das Wort „Verkehr“ *(intercourse)* im Deutschen ebenso wie im Englischen auch geschlechtlichen Verkehr meint. Im Sexualakt verschmelzen die Körperbilder sehr weitgehend. Und wenn wir einmal zu einer Psychologie des Sexualaktes kommen werden (wir sind derzeit recht weit davon entfernt), so wird sie das Verhältnis der Körperbilder während des Geschlechtsaktes zur Grundlage haben müssen.

Die Masturbationsphantasie des obenerwähnten Patienten verbindet die Körperbilder über die anale Zone. Dies ist der Ausdruck der sexuellen Einstellung unseres Patienten. Aber in dieser Phantasie bilden die fünf Körperbilder nicht ein ganzes, sondern eine Summe. Vielleicht liegt hier ein bedeutsames psychologisches Problem. Der Patient verschiebt das genitale Interesse von unten nach oben in das Gesicht: Haarwuchs, Erröten. Körperbilder sollen nicht in Vereinzelung existieren. Wir wünschen die Verbindung unserer Körperbilder und wünschen sie besonders in bezug auf die Sexualität

und ihren Ausdruck im Körperbild. Sogar die Masturbation kann sozial sein und ist es meistens. Das Über-Ich verlegt die soziale Sexualtätigkeit und das Gesicht gewinnt eine besondere Bedeutung. Im Gesicht kommen die sekundären Geschlechtscharaktere im Haarwuchs zum Ausdruck. Personen, die masturbieren, sind oft besorgt, daß jeder ihnen die Masturbation an den Augen ablesen könne. Der Wunsch nach Gemeinschaft wandelt sich so in Furcht. Das eigene und das fremde Auge werden zum Werkzeug des sozialen Verkehres. Nicht nur die Masturbation, sondern schon die Erektion ist ein soziales Phänomen und betrifft das Körperbild der anderen ebenso wie das eigene. Unser Patient ist eifrig bestrebt, seine Erektion zu verbergen (ein Phänomen, das bei Neurotikern sehr häufig ist). Das Erröten verlegt die Erektion ins Gesicht. Aber die Verlegung geht diesmal auch in der körperlichen Sphäre vor. Sein Gesicht wird nunmehr das Zentrum des Körperbildes. Es erweckt die Aufmerksamkeit der Mitmenschen und bringt die anderen näher zu ihm heran. Ursprünglich wollte er diese Aufmerksamkeit für Defäkation und Erektion. Wir kommen so nicht nur zu einer Psychologie des Errötens, sondern auch zu einer Psychologie der Ausdrucksbewegungen. Das Gesicht gewinnt seine besondere Bedeutung, weil es nicht nur ausdrucksfähig ist, sondern auch von allen gesehen wird. Der Mund wird auch von diesem Gesichtspunkte aus ein Hauptorgan der sozialen Beziehung. Das Erröten unseres Patienten sagt: schaue auf meine Erektion und Defäkation, sei erregt mit mir und komm näher zu mir. Der Patient steht so in innigeren Beziehungen zu anderen Menschen. Das Erröten vermindert die soziale Distanz; diese unerlaubte Befriedigung wird vom Über-Ich nicht geduldet, und er beginnt andere Personen zu meiden. Der Patient hat das Ideal möglich viele Freunde zu haben.

Dieser Patient legt ein besonderes Gewicht auf seine Kleidung. Er hat den Wunsch im Zentrum der Aufmerksamkeit zu sein, er möchte Schauspieler und öffentlicher Redner werden. Der Schauspieler ist der Mittelpunkt emotionalen Interesses, die Menge zieht sein Körperbild zu sich, gleichwohl ist er durch eine unsichtbare Mauer von ihnen geschieden. Wir können den Schauspieler und den Patienten als narzißtisch bezeichnen, aber beide sind in sehr engen Beziehungen zu den anderen Menschen, nur daß deren Individualität keine Rolle mehr spielt. Sie sind lediglich Menschen — Körperbilder. Alle bewundern oder bedrohen, der Patient errötet vor jedem.

Wir kommen zu folgenden allgemeinen Formulierungen:

Körperbilder sind niemals isoliert, sie sind immer von den Körperbildern der anderen umgeben. Die Beziehung der Körperbilder ist bestimmt durch

die körperliche Nähe und Ferne und durch die affektiven Beziehungen. Die Körperbilder sind näher zueinander in den erogenen Zonen. Die Bewegung innerhalb der erogenen Zonen im Individuum spiegelt sich auch in den sozialen Beziehungen zu anderen. Veränderungen im Körperbild sind immer soziale Phänomene und verändern auch die Körperbilder anderer. Das eigene Körperbild und das Körperbild der anderen sind einander gleichwertig, und das eine kann nicht aus dem anderen erklärt werden. Ein ständiger Austausch zwischen Teilen des eigenen Körperbildes und denen der anderen findet statt. Aber auch das Gesamtkörperbild anderer kann aufgenommen werden, und der eigene Körper kann als Ganzes projiziert werden. Man sollte in der Lehre von der Identifizierung mehr als bisher beachten, daß Identifizierungen zwischen Körpern stattfinden oder besser zwischen Personen, zu deren Wesen auch der Körper gehört. Die Körperbilder der anderen und deren Teile können mit dem eigenen Körperbild eine innere Einheit bilden, oder sie können zum eigenen Körperbild lediglich hinzugefügt und addiert werden. Das Körperbild ist nicht ruhend. Es ändert sich entsprechend der Lebenssituation. Es ist eine schöpferische Konstruktion. Es wird aufgebaut, aufgelöst und wiederum aufgebaut. In diesem ständigen Prozeß von Konstruktion, Rekonstruktion und Auflösung sind die Vorgänge der Identifizierung, Appersonierung und Projektion von besonderer Bedeutung.

Diese Prozesse, welche zwischen den Individuen stattfinden, scheinen sie einander ähnlich zu machen, ja, sie scheinen sogar teilweise gleich zu sein, aber sind gleichwohl Vorgänge zwischen Individuen. Sie verbleiben Individualitäten und Persönlichkeiten. Wenn ein Individuum sein Körperbild sozialisiert hat, so bleibt es gleichwohl sein Körperbild. Es gibt kein Körperbild der Gemeinschaft und des Wir. Sozialpsychologie ist auch in dieser Hinsicht die Psychologie von Individuen unter den Bedingungen des Lebens in der Gemeinschaft. Das soziale Leben ruft die Tendenz zur Identifizierung mit der anderen Person hervor. Nachahmung gehört in diesen Kreis psychologischer Phänomene. Aber das Gemeinschaftsleben ruht nicht nur auf Identifizierungen, sondern auch auf Handlungen, welche die andere Person als Person mit eigenem Körper zur Voraussetzung nehmen. Es bestehen zwei einander widerstreitende Tendenzen. Die eine nimmt den Nebenmenschen durch Identifizierung und verwandte Prozesse ins eigene Ich auf, die andere, nicht weniger stark und ursprünglich, setzt und akzeptiert den anderen als eine unabhängige Einheit. Diese soziale Antinomie hat die größte Tragweite. Auch die Schönheit gehört in den Bereich der sozialen Phänomene, welche auf dem Körperbild basiert sind. Der menschliche

Körper, das Körperbild ist der Hauptgegenstand der bildenden Kunst. Der schöne Körper erweckt sexuelle Begierden ohne sie zu befriedigen. Aber die Schönheit ist Gemeingut aller. Aufschub der Handlung gehört so zum Wesen der Schönheit. Man versteht, daß das klassizistische Ideal den Ausdruck starker Affekte und heftige Bewegungen ablehnt. Wenn wir die Schönheit als solche bewundernd anerkennen, verzichten wir auf den eigenen Anspruch im Interesse der Gemeinschaft. Aber Schönheit ist ursprünglich Schönheit der Person, die sich im Körperbilde widerspiegelt.

Auch die Ethik hat ihre Basis nicht allein in der Schätzung des Eigenwertes der anderen Person, sondern auch in der Anerkennung des Körperbildes und der Körpereinheit der anderen. Auch die Gesetze der Ethik beruhen auf den Beziehungen der Körper und Körperbilder zueinander, auf der Tendenz zur Identifizierung und Projektion. Es ist auch eine innere Notwendigkeit für den Einzelmenschen, daß der Nebenmensch existiert, und darüber hinaus, daß er befriedigt ist, eine Einheit bildet und in vollem Genusse seines einheitlichen Körperbildes ist. Wir haben den inneren Drang unser eigenes Körperbild aufzubauen und zu zerstören, und wir haben dieselbe Tendenz in bezug auf das Körperbild der anderen. Konstruktion und Destruktion des Körperbildes sind Grundvorgänge im sozialen Leben. Wir leben in einer Gemeinschaft, in welcher andere Persönlichkeiten und andere Körper die gleiche fundamentale Bedeutung haben wie wir selbst. Ich und Du setzen einander gegenseitig voraus, Ich und Du sind Personen, und die Person hat einen Körper und ein Körperbild.[1]

1) Literatur und eingehendere Diskussion in einem demnächst erscheinenden Buch über das Körperbild.

Psychoanalyse und Sozioanalyse[1]

Von

Harold D. Lasswell

Chicago

Der Blick dessen, der soziale Beziehungen analysieren will, muß in ständigem Wechsel bald auf die Geschichte der Vergangenheit und bald auf das Zukünftige gerichtet sein, das bestimmt ist, Geschichte zu werden. Seine Aufgabe ist es, das Wesen sozialer Strukturen im Bereich der Zukunft ebenso zu erfassen wie im Bereich der Vergangenheit, da ja Zukunft und Vergangenheit nur Aspekte ein und derselben umfassenden, übergreifenden Einheit sind. Denn wäre die Zukunft nicht ihrem Wesen nach eine Neuauflage der Vergangenheit und dadurch eine Manifestation eines kosmischen Wiederholungszwanges, könnte ein kritischer Denker wohl niemals seine Aufgabe lösen, sich mit Hilfe von Ablaufsmodellen, die er aus der Vergangenheit gewonnen hat, in der Zukunft zu orientieren. Möglicherweise wird eine Durchmusterung der Vergangenheit nach Beispielen nichtregelhafter Abläufe den Schlüssel zum Verständnis antithetischer Strukturen liefern, deren Entstehung man, als der wahrscheinlichsten, im Lauf der Zeit erwarten durfte; aber es ist völlig unzulässig, mit Marx anzunehmen, daß historische Beispiele einer Veränderung durch „sprunghafte Entwicklung" es erlauben, einen zwingenden Schluß auf ein Veränderungsgesetz in der zukünftigen Entwicklung zu ziehen. Es gibt kein bekanntes Entwicklungsprinzip, das unfehlbar zu einer gesunden, geschichtlich-vorhersagenden Analyse einer Gesamtkonfiguration führt; wer solche Analysen macht, muß lernen, Unsicherheit zu ertragen.

Freuds Bedeutung liegt nicht in dem Versuch, solche Prinzipien zu generalisieren, sondern in der Entdeckung intensiver Beobachtungsmethoden als Ergänzung der extensiven, wie sie in der Sozioanalyse bereits angewendet wurden; die extensive Methode ermöglicht es, Aspekte einer Gesamtkonfiguration zu gewinnen, indem Daten über Personen und Situationen gesammelt und geordnet werden, die mehr aus einem gelegentlichen als aus einem intimen Kontakt mit diesen Personen gewonnen sind. Typische Fragen, an die man mit extensiven Beobachtungsmethoden herangehen kann, sind: Welche Beziehung besteht (in gewissen Zeitperioden) zwischen der Struktur der Preisbildung und der Umlaufsgeschwindigkeit der Kaufkraft-

1) Übersetzt von Dr. Marie Jahoda, Wien.

einheiten? Welche Beziehung besteht zwischen Veränderungen im Stande der Werktätigen und Delikten gegen Person und Eigentum? Wie groß ist die für die industrielle Rentabilität opimale Betriebseinheit? Welche Beziehung besteht zwischen der Stellung in der Einkommenspyramide und der Häufigkeit von Verletzungen im Krieg?

Die intensive Methode ermöglicht es, die Details einer Gesamtkonfiguration zu gewinnen, indem Daten gesammelt und geordnet werden, die aus intimem und nicht aus gelegentlichem Kontakt mit Personen stammen. Das sich über lange Zeit erstreckende psychoanalytische „Interview" ist die intensive Methode κατ' ἐξοχην. Das gesammelte Material wird nach den Gesichtspunkten der genetischen Entwicklung des Individuums interpretiert; gewisse frühere Verhaltensweisen werden mit späteren in Verbindung gebracht. Typische Fragen, an die man mit intensiven Beobachtungsmethoden herangehen kann, sind: Zeigen junge Männer, die sich großen Gefahren aussetzen, Reaktionsbildungen auf passive homosexuelle Triebe (um die Annahme zu vervollständigen, müßte man hinzufügen: eher als Männer, die nicht waghalsig sind oder als solche, die gerade so viel wagen, wie man ihrer Kulturstufe entsprechend erwarten darf)? Zeigen Menschen, die dazu neigen, antisoziale Handlungen oder Impulse frei zu bekennen, Schuldgefühle, wie sie aus starken Über-Ich-Bildungen kommen (eher als Menschen, die solches nicht oder mit der Häufigkeit und der Lebhaftigkeit eingestehen, die ihrem kulturellen Status entsprechen)?

Jede Berichtsperson muß in Beziehung auf die kulturellen Formen, die für sie typisch oder atypisch sind, betrachtet werden. Wenn der psychoanalytische Untersucher nicht mit den Kulturformen vertraut ist, in denen sich das Individuum entwickelt hat, kann er der Bedeutung einer Betonung, der Wortwahl oder einer berichteten Handlung nicht gewiß sein. Es ist unbedingt notwendig, mit der psychoanalytischen Methode systematisch in allen Kulturen Beobachtungen anzustellen, um zu vermeiden, daß man die einer Kultur eigentümliche Form als individuelle Prägung mißverstehe. Man darf die Voraussage wagen, daß wir an der Schwelle einer außerordentlichen Ausdehnung der Anwendung psychoanalytischer Methoden als Mittel systematischer Vergleiche der Kulturformen stehen. Wie Róheim nachwies, sind Kulturformen zu finden, die die uneingeschränkte Anwendung der Methoden unratsam, ja unmöglich erscheinen lassen, doch sind dies zweifellos Ausnahmsfälle. Im selben Maße, wie ausübende Psychoanalytiker sich der Bedeutung ihrer Beobachtungen für die Analyse der Kultur bewußt werden, werden sie, wie sich voraussagen läßt, mehr Material über die sozialen

Beziehungen ihrer Patienten in ihre Krankengeschichten und ihre Aufzeichnungen aufnehmen.

Da es alle nur ausdenkbaren Nuancen zwischen den psychoanalytischen „Interviews“ und dem bloß zufälligen Kontakt zwischen Interviewer und Interviewten gibt, ist es notwendig, die Resultate, die auf so verschiedene Weise gewonnen werden, zu vergleichen. Man hat in den Vereinigten Staaten der Sammlung von lebensgeschichtlichem Material von Einwanderern, Verwahrlosten, Verbrechern und gewissen anderen sozialen Gruppen sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt. William I. Thomas, Florian Znaniecki, William Healy und der Ethnologe Paul Radin waren unter den ersten, die (unter garantierter Diskretion) systematisch Autobiographien gesammelt haben. Das sociology departement an der Universität Chicago hat die von William I. Thomas gegebene Initiative aufgenommen und wendet diese extensive Methode jetzt dauernd an. Immer mehr Gewicht wurde auf die Bedeutung des Interviews gelegt, als des spezifischen Verfahrens, das dem soziologischen Beobachter eine günstige Gelegenheit zur Beobachtung menschlicher Beziehungen bietet. Ein Physiker lernt viel technische Verfahren, um seine Instrumente so auf die physikalische Welt zu richten, daß er beobachten kann, was vorgeht; ein Sozialwissenschaftler muß die Techniken des Interviews lernen, damit er sich in eine solche Beziehung zum sozialen Geschehen setzen kann, daß er entdecken kann, was sich zuträgt. Ebenso wie der Physiker seine Instrumente eicht, um einen Vergleich der Resultate gröberer und feinerer Beobachtung zu sichern, muß der Sozialwissenschaftler soweit als möglich seine Interview-Verfahren objektivieren, um die Ergebnisse lang andauernder und kurz abgebrochener Interviews miteinander zu vergleichen.

Aus den eben angeführten Gründen gibt es in den Vereinigten Staaten eine ständig wachsende Zahl von Untersuchungen über das Interview, wie es von Fürsorgern, Wirtschaftspsychologen und Soziologen angewendet wird.[1] Es mag sein, daß man eine gewisse konstante Beziehung entdeckt zwischen dem, was man autobiographischen Dokumenten verschiedener Art entnehmen kann, und den Erfahrungen über Persönlichkeitsbildungen, die man der Psychoanalyse verdankt. Wenn solche Entdeckungen gemacht werden sollten, so würde das die Analyse von Kulturen ungemein fördern, da kurze lebensgeschichtliche Protokolle in (im Vergleich mit psychoanalytischen Studien)

---

1) W. V. Bingham and V. B. Moore: How to Interview. New York and London 1931.

kurzer Zeit gesammelt werden können.[1] Es ist wohl überflüssig zu betonen, daß extensive Untersuchungen über die diversen Ergebnisse von verschiedenen Typen des lang andauernden Interviews gemacht werden müßten.

Die intensive Methode der Psychoanalyse hat die Verwendung wenig intensiver oder extensiver Recherchiermethoden entschieden angeregt. Es war vielleicht das wichtigste unmittelbare Resultat der Psychoanalyse, daß die Wirkung kultureller Faktoren auf die Persönlichkeitsbildung, die man früher vernachlässigt hatte, mit in Betracht gezogen wurde. Keine psychoanalytische Kasuistik könnte es unterlassen, Fragen über die Wirkung der Kultur auf die Persönlichkeit aufzuwerfen. Ein paar typische Fragen: Sind für primitive Gesellschaften, in denen die Mutter das Kind drei Jahre lang stillt, Züge oraler Überbefriedigung typisch? Weisen somatische Konversionssymptome in Gesellschaften, in denen die Bewertung der Körperorgane von der unserer westeuropäischen Kultur verschieden sind, die entsprechenden Unterschiede in der Lokalisation auf? Sind in Gesellschaften, die der infantilen Sexualität strenge Beschränkungen auferlegen, Neurosen, Perversionen und Charaktermißbildungen sehr häufig? Haben mutterrechtliche Kulturen andere Komplexbildungen als vaterrechtliche?

Solche Fragen enthüllen, wenn sie exakt formuliert werden, den fragmentarischen Charakter alles dessen, was wir heute über unsere und über primitive Gesellschaften wissen. So enthalten z. B. unsere heutigen vergleichenden Kulturlexika sogar zur Frage der Kinderaufzucht in der Welt noch ganz unzureichendes Material. Das Ergebnis war der große Aufschwung ethnologischer Untersuchungen wie etwa die von Bronislaw Malinowski und Margaret Mead.

Die fruchtbare dialektische Beziehung zwischen intensiven und extensiven Beobachtungsmethoden mag ferner durch einen kurzen Hinweis auf die Bedeutung der Psychoanalyse für eine allgemeine Theorie sozialen Geschehens beleuchtet werden. Die Psychoanalyse hat unser Wissen von den dialektischen Beziehungen unter den Symbolen sehr erweitert. Veränderungen der ökonomischen Situation modifizieren die Arbeitsteilung, verschieben bei vielen Menschen den Brennpunkt der Aufmerksamkeit und beschleunigen so Veränderungen in ihrer Ichfunktion, die ihrerseits wiederum die ökonomi-

1) Ich habe zu experimentellen Zwecken einige Personen, die vorher autobiographisches Material für Soziologen zur Verfügung gestellt hatten, längere Zeit hindurch analytisch beobachtet. Meine Ideen zur „Objektivierung" des psychoanalytischen Interviews sind in Kapitel XI meines Buches „Psychopathology and Politics", Chicago, 1930, niedergelegt.

schen Beziehungen des Über-Ichs und des Es bestimmen. Da die Komplexität dieser Zwischenbeziehungen von Marx nicht völlig erfaßt wurde, wurden die Zeiträume, die für ein mögliches Auftreten des Sozialismus in Frage kommen könnten, immer gewaltig unterschätzt. Die Psychoanalyse liefert hauptsächlich Beiträge zum dialektischen Umschlag von Symbol zu Symbol und ergänzt damit die dialektischen Verfahrungsweisen, die bisher nur die Material-Material-, Material-Symbol- und Symbol-Material-Umschlagsrelationen umschlossen.[1]

Heute ist es dank der Entdeckungen der Psychoanalyse möglich, eine umfassendere Theorie sozialer Veränderungen aufzustellen. Die dreifache Struktur der Persönlichkeit zeigt einen Weg, die Bedeutung der Kultursymbole und Verhaltungsweisen zu verstehen. Ihre Bedeutung beruht auf ihrer Kraft, sich so unmittelbar an die Personen zu wenden *(appeal value)*, die ihnen durch einige Zeit ausgesetzt sind. Diejenigen sozialen Strukturen, die sich hauptsächlich an das Ich der meisten Menschen in einer bestimmten Situation wenden, können zweckbezogene genannt werden. Diejenigen, die sich vor allem an das Über-Ich wenden, haben es mit dem Sittlichen zu tun, während jene Gebilde, die hauptsächlich an das Es appellieren, gegen die Sittlichkeit verstoßen. Diese statischen Charakterisierungen enthüllen auch gewisse dynamische Möglichkeiten. Veränderungen in der materiellen Umgebung, die den Brennpunkt der Aufmerksamkeit verlegen und das ökonomische Verhältnis von Ich, Über-Ich und Es neu bestimmen, eröffnen Wiederherstellungsmöglichkeiten von folgendem Typus: Verlängerte Duldsamkeit des Über-Ichs bahnt den Weg zur Befriedigung des Es. Verlängerte Nachgiebigkeit des Es bahnt den Weg zum Triumph des Über-Ichs. Man muß die eben skizzierte intersubjektive Dialektik im Auge behalten, wenn man die Konsequenzen einer Veränderung in den materiellen Umweltbedingungen schildern will.[2]

Ich möchte als eine der weitestreichenden Spekulationen über die Bedeutung der Psychoanalyse auf die Möglichkeit hinweisen, daß sie dieselbe dialektische Antithese enthält wie die abendländische Zivilisation selbst: die Verwirklichung der Phantasie in der Außenwelt *(externalisation of phantasy)*. Unsere Zivilisation ist allmählich dazu gelangt, der Organisation äußerer Lebens-

1) Solche Einsichten sollten nicht für Propagandazwecke verwertet werden, obwohl das, wie Wilhelm Reich gezeigt hat, durchführbar ist.

2) Vgl. H. D. Lasswell: The Triple-Appeal Principle: A contribution of Psychoanalysis to Political and Social Science. Am. Journ. of Soc. XXXVII, 1932. Weitere Überlegungen sind vorgetragen in meinem im Erscheinen begriffenen Buche: The Future of War and Insecurity: A Socio- and Psychoanalysis of World Politics.

umstände Bedeutung zuzumessen. So werden also „Phantasien" hoch gewertet, die die Aufdeckung der Naturgesetze begünstigen und so der Organisation der materiellen Umgebung dienen. Nun ist die psychoanalytische Methode das Muster einer Begriffsbildung, welche Regeln in der Natur vorzüglich unterscheiden lehrt, denn sie begünstigt niemals vorgefaßte Meinungen, sondern charakterisiert tatsächlich bestehende Beziehungen. Sie vernachlässigt nicht die Außenwelt, aber sie prüft die Beziehungen zwischen den Symbolen der Innen- und Außenwelt. Hat sich die wissenschaftliche Analyse zuvor damit begnügt, die Außenwelt mit Hilfe ihrer Denkschemata zu bewältigen, so wurde durch die Psychoanalyse versucht, das analytische Verfahren intensiv auch auf die Innenwelt anzuwenden. Die Betonung der Beziehung eines gegebenen inneren Symbols zu einem Platz in der Symbolreihe Adoleszenz, Kindheit, frühe Kindheit und pränatale Existenz mag zu einer niedrigeren Einschätzung der äußeren Vorgänge führen und zur Erzeugung der dialektischen Antithese zu der Verwirklichung der „Phantasien" in der Außenwelt; dies würde dann eine neue Verinnerlichung der Phantasie bedeuten, die nun rückläufig bewirken würde, die Sicht auf die Symbolreihe, in der jedes einzelne Symbol seinen Platz hat, zu vertiefen.

Vor mehreren Jahren hat Franz Alexander sehr überzeugende Parallelen zwischen Freud und Buddha gezogen.[1] Doch übersah er die in der Psychoanalyse gelegenen Keime für eine Umgestaltung des Erlebens in die Richtung größerer Passivität (Autoplastik), wenn er sagt, daß die tiefen Unterschiede zwischen Freud und Buddha auf die unüberbrückbaren Gegensätze zwischen indischer und europäischer Kultur zurückzuführen seien. Vielleicht sind diese Gegensätze gar nicht so unüberbrückbar, wie es fürs erste aussieht. Die Anwendung analytischer Methoden auf die innere Welt der Symbole ist unserer Kultur recht neu; darum waren die ersten Psychoanalytiker gezwungen, Kompromisse zu schließen mit ihrer eigenen früheren kulturellen Bedingtheit, indem sie am Ziel der nach außen gerichteten Aktivität festhielten. Es gibt keinen logischen Grund für die Wahl des Zeitpunktes, wann mit der Analyse aufzuhören und mit der Handlung zu beginnen ist, und der einzige „psychologische" Moment dafür ist durch persönliche und kulturelle Faktoren gegeben, die variabel sind.

Die Verinnerlichung der Vorstellungs(Phantasie)welt würde in dem Ichdenker, wie ihn Bernard Shaw in „Zurück zu Methusalem" schildert, nicht

1) F. Alexander: Der biologische Sinn psychologischer Vorgänge. (Buddhas Versenkungslehre.) Imago IX, 1923.

stattfinden; dem psychoanalytisch geschulten Denker stehen Methoden zu Gebote, um dauernd Vorgänge in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken, die durch die gewöhnlichen, geordneten und logischen Gedankenprozesse ausgeschlossen sind.

Der Ichdenker kann das Joch des logischen Gedankens dadurch ertragen, daß er beides sucht: relevante Details für seine logischen Operationen und Urlaub von der Logik mit Hilfe von temporären Regressionsprozessen, wie sie durch den freien Einfall angeregt werden. Von diesem Standpunkt aus mag die Psychoanalyse die Technik der partiellen Regression ergänzt haben, die zum Zwecke der Lockerung und der Zunichtemachung jenes Joches ausgedehnt werden kann, dem Freud in seinem „Unbehagen in der Kultur" so große Bedeutung beimißt.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Psychoanalyse eine intensive Methode als Ergänzung zu den extensiven, die der Sozioanalyse zur Verfügung standen, beigetragen hat. Die intensive Methode hat andere Verfahren produktiver gestaltet, besonders durch die Enthüllung der Komplexität der intersymbolischen Dialektik. Die Anwendung des analytischen Verfahrens auf die Symbole und zwar mit besonderem Nachdruck auf das subjektive Geschehen statt auf das in der Außenwelt, mag den dialektischen Gegensatz zur Verwirklichung der Phantasie in der Außenwelt erzeugen, die unsere westeuropäische Zivilisation seit Jahrhunderten charakterisiert hat.

Ein geisteskranker Bildhauer

(Die Charakterköpfe des Franz Xaver Messerschmidt)[1]

Von

Ernst Kris

Wien

I

Meine Damen und Herren!

Ich weiß mich einig mit Ihnen in der Skepsis gegen die herkömmlichen Versuche, die psychoanalytische Psychologie auf die Geisteswissenschaften, oder genauer, auf Probleme anzuwenden, die sonst nach geisteswissenschaftlichen oder kulturhistorischen Methoden untersucht werden; einig mit Ihnen aber auch in der affektiven Sphäre: Ich kenne aus Erfahrung die Unlust des Zuhörers, dem bei solchen Untersuchungen weite und ermüdende Umwege zugemutet werden, und da sich zu dieser Unlust, die ich in der Identifizierung mit Ihnen erlebe, noch die gesellt, die ich als Vortragender empfinde, kann ich weder versuchen, mein Thema noch meine Fragestellung zu empfehlen oder zu entschuldigen. Dagegen scheint es mir erlaubt, die Berechtigung unserer gemeinsamen Stellungnahme, unserer Skepsis also und unserer Unlust, durch eine kurze Überlegung nachzuweisen, die die grundsätzlichen Schwierigkeiten der Anwendung psychoanalytischer Psychologie auf das Arbeitsgebiet der Geisteswissenschaften prüfen soll.

Als vor bald drei Jahrzehnten, in den Anfängen und im Heldenzeitalter der Psychoanalyse, Freud und der kleine Kreis seiner Schüler die ersten Versuche unternahmen, psychoanalytische Grundsätze „anzuwenden", standen sie vor zweierlei Aufgaben; die eine von ihnen hat seit einiger Zeit schon an Bedeutung verloren. Denn damals, als der Psychoanalyse ein bescheidenes klinisches Erfahrungsmaterial zu Gebote stand, mußte jeder Weg willkommen sein, auf dem die Geltung der neuen Befunde erhärtet und gesichert werden konnte: sie waren am Seelenleben des Kranken gewonnen, an primärem Material; daß sie sich zwanglos auf die Aussagen, die die menschliche Geschichte in Dichtung, Sage und Mythos bot, also auf Aussagen eines sekundären Materials, übertragen ließen, war bedeutsam genug. Seit es aber nicht mehr unsere Aufgabe sein kann, die zu überzeugen, die an den

---

1) Vorgetragen in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 24. November 1932.

Befunden der Psychoanalyse zweifeln, ist die Rolle dieser Arbeiten eine bescheidenere geworden. Es kommt hinzu, daß an diesem sekundären Material besser die ersten und allgemeineren Befunde der Psychoanalyse überprüft werden konnten als die subtileren, in weitere Tiefe führenden, die seit etwa anderthalb Jahrzehnten die Entwicklung der psychoanalytischen Klinik bestimmen.

Auch die zweite Aufgabe war von vornherein gestellt. Die Psychoanalyse sollte da eingreifen, wo andere Forschungsmethoden versagt haben. Sie sollte — eine Reservetruppe — in die Bresche eingesetzt werden, wo die Wissenschaft bereit war, eine Schlacht verlorenzugeben; sollte Lücken schließen, die zwischen den schon gesicherten Forschungsergebnissen etwa noch klafften. Das ist mehrfach geschehen und mag auch in der Zukunft seine Bedeutung behalten. Doch erschöpft diese Aufgabe sicherlich nicht die Rolle, die die psychoanalytische Psychologie in ihrer gegenwärtigen Gestalt und in ihrer künftigen Entwicklung in der Erforschung kulturwissenschaftlichen Materials zu spielen berufen ist.

Lassen Sie mich, was ich meine, an einem Beispiel verdeutlichen: Nehmen Sie an, ein psychoanalytisch geschulter Psychiater käme in die Lage, eine psychiatrische Krankengeschichte zu bearbeiten, die etwa vor längerer Zeit und von einem Arzt aufgezeichnet worden sei, der mit der Methode und dem Ziel der Tiefenpsychologie in keiner Weise vertraut war. Er wird sich dieses Auftrages mit allen Kräften zu erwehren suchen, ihn als unlösbar hinstellen oder zu einer sehr wenig befriedigenden Lösung gelangen. Denn jener andere, ältere ärztliche Beobachter mag mancherlei Wertvolles berichtet haben; es steht doch zu befürchten, daß er als Nebenbefund unterdrückt hat, was dem Psychoanalytiker als wesentliches Merkmal über bedeutsame Zusammenhänge hätte die Augen öffnen können. So oder ungefähr so steht es vielfach auch mit den uns vorliegenden Forschungsergebnissen der Kulturwissenschaft. Der Versuch, sie durch psychoanalytische Einsichten näher zu erläutern, setzt es in der Regel voraus, daß mindestens ein Teil der Forschungsarbeit selbst von neuem geleistet werde, gleichviel, für wie wichtig oder unwichtig man den Beitrag hält, den die Psychoanalyse hier überhaupt zu leisten imstande ist.

Die Bedeutung dieses Beitrages und damit ein Stück weit auch die Richtigkeit der hier vertretenen Auffassung kann durch eine andere, gleichfalls durchaus geläufige Überlegung beleuchtet werden.

Was die Psychoanalyse heute zu bieten imstande ist, eine Psychologie der zentralen seelischen Vorgänge, hat es vor dem zwanzigsten Jahrhundert inner-

halb der Wissenschaft nicht gegeben. Sie hat das Erbe der Populärpsychologie angetreten, deren Geschichte noch ungeschrieben ist und die man als die Summe der jeweils herrschenden Ansicht über Art und Natur des menschlichen Seelenlebens überhaupt aus den mannigfachsten Zeitäußerungen erst rekonstruieren müßte.

Eine Verschiebung hat stattgefunden: etwas, was früher in außerwissenschäftlicher Sphäre lag, ist in die wissenschaftliche eingetreten. Macht man sich mit diesem Gedanken erst vertraut, so merkt man bald, daß solche Verschiebungen sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung auf vielen Gebieten — wir möchten vergleichsweise sagen, als historische Mechanismen — immer wieder abgespielt und den Aufschwung und die Bedeutung des einen, Niedergang und Verarmung eines anderen Zweiges menschlicher Einsicht oder Betätigung zur Folge gehabt haben können.

Darum also, weil eine wissenschaftliche Psychologie der zentralen seelischen Vorgänge des menschlichen Lebens grundsätzlich neu ist, meine ich, daß sie in dem Material der kulturwissenschaftlichen Forschung nicht sowohl Ergänzungen bringen und Ergebnisse sichern als auf neue Fragestellungen hinführen wird, auf Fragestellungen, die erst jetzt, da sie sinnvoll geworden sind, auch faßbar werden. Das ließe sich sehr viel ausführlicher darstellen, besser begründen und mit mancherlei Beispielen belegen. Hier aber durfte es vorgebracht werden als Selbstbericht des Vortragenden über seine Arbeit. Denn die Problemstellung der Studie, die ich hier vorbringen möchte, hat sich mir erst im Laufe der Zeit ergeben. Ursprünglich hatte ich die Absicht, mit den psychoanalytischen Einsichten „in die Bresche zu treten", „eine Lücke zu füllen", und war dabei genötigt, in die Einzelheiten der historischen Forschungsarbeiten selbst einzutreten, die ich nach allem für geleistet hatte ansehen können, um erst den Boden für die psychologische Fragestellung zu bereiten. Diese recht umfängliche Untersuchung ist eben im Druck erschienen;[1] sie gibt alle Vorarbeit und ein Stück der psychologischen Deutung selbst.

---

1) Unter dem Titel „Die Charakterköpfe des Franz Xaver Messerschmidt, Versuch einer historischen und psychologischen Deutung" in Jahrb. d. kunsthistor. Samml. in Wien, N. F., Bd. VI, Wien 1932, Verlag Anton Schroll; auch als Sonderdruck. Der Hinweis auf diese Veröffentlichung enthebt mich der Pflicht, das vielfältige Quellenmaterial an dieser Stelle nochmals zu nennen. — Auch für die künstlerische Tätigkeit Messerschmidts darf ich auf diese Veröffentlichung verweisen, in der die Hauptwerke des Meisters und beinahe alle der bei seinem Tode erhaltenen Charakterköpfe abgebildet sind. Diese Abbildungen — von denen dank dem freundlichen Entgegenkommen des Verlages Anton Schroll eine Auswahl hat übernommen werden können — sind

Heute glaube ich mich darauf beschränken zu dürfen, Sie vor fertige Probleme zu führen und deren Lösung selbst ein Stück weit zu vertiefen. Da diese Probleme enger mit der psychoanalytischen Klinik zusammenhängen als sich auf den ersten Blick erwarten läßt, ist es der Hauptzweck dieses Vortrages, mir von den Klinikern unter Ihnen Belehrung zu erbitten.

*

Es soll sich darum handeln, einige Werke eines Künstlers zu erläutern, der in der Kunstgeschichte seiner Zeit an erster Stelle steht und als Hofbildhauer der Kaiserin Maria Theresia bekannt ist. Seine Arbeiten werden in Museen aufbewahrt — im Wiener Barockmuseum im Unteren Belvedere ist seinem Schaffen ein sehenswerter Saal gewidmet — und man darf ihn den bedeutendsten deutschen Plastiker seiner Zeit heißen. Daß in diesem Wien, in dem er die wichtigsten seiner Jugendjahre verbrachte, eine Straße nach ihm benannt ist, sei als äußeres Zeichen seines seit seinem Tode fortdauernden Ruhmes erwähnt.

Was ich aus der Biographie dieses Mannes, des Franz Xaver Messerschmidt, vorzutragen beabsichtige, ist weniger als sonst in jeder ausführlicheren Lebensbeschreibung nachgelesen werden könnte. Ich befinde mich damit im Gegensatz zu der Verpflichtung, die die psychoanalytische Methode sonst dem Patho- oder sagen wir Psychographen auferlegt. Aber ich habe Grund, den meisten Angaben, die über den Meister und sein Leben verbreitet sind, zu mißtrauen. Die Gründe dieses Mißtrauens gehören durchaus in den Gang dieser Darstellung und sollen knapp vor ihrem Ende noch gestreift werden.

II

Franz Xaver Messerschmidt ist im Jahre 1736 in Wiesensteig in Schwaben als Sohn einer vielköpfigen Familie geboren worden, die, wenn wir kärglichen Nachrichten vertrauen, in ärmlichen Verhältnissen lebte. Frühe Neigung, aber auch glückliche Familienbeziehungen konnten schon den Knaben seinem Lebensberuf zuführen. Die Brüder der Mutter waren Bildhauer, der eine, Johann Baptist Straub, ein führender Vertreter des Münchner Barock, Messerschmidts erster Lehrer. Von München soll Messer-

nicht nach den Originalen der Charakterköpfe, sondern nach Gipsabgüssen angefertigt, die sich im Besitze des Bundesmobiliendepots in Wien und im Besitze Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten von Liechtenstein auf Schloß Feldsberg befinden.

schmidt nach seiner Lehrzeit, deren Dauer wir nicht kennen, nach Graz zu seinem anderen Oheim, dem Bildhauer Philipp Jakob Straub, gezogen sein; 1752, sechzehn Jahre alt, kommt er nach Wien an die Akademie. Hier hat er, anfangs, wie es scheint, unter großen Schwierigkeiten, seinen Weg gemacht, wird 1757 auf Fürsprache seines Protektors, des Akademiedirektors und Hofmalers Meytens, „Stuckverschneider" am kaiserlichen Zeughaus, ist seit 1760 im Dienste des Hochadels und des Hofes tätig, reist 1765 nach Rom — vielleicht auch nach Paris und London — und wird 1769 auf Grund des Ansehens, das er sich durch seine Werke erworben hatte, Substitutprofessor der Bildhauerkunst an der Wiener Akademie.

Bald nachher scheint er erkrankt zu sein, denn als im Jahre 1774 der ordentliche Professor der Bildhauerkunst stirbt, wird nicht Messerschmidt, der „das Recht zu seinem unmittelbaren Eintritt in das Amt und die Besoldung des Verstorbenen . . . erhalten hatte" vorgeschlagen, sondern drei andere, auch in den Augen der Zeitgenossen minder verdiente Meister. Die näheren Umstände dieses Vorschlages kennen wir aus einem klugen und einsichtigen Promemoria des Fürsten Kaunitz, das der Kaiserin Maria Theresia die Stellungnahme des akademischen Kollegiums zur Kenntnis bringt. Wir heben eine Stelle hervor:

„Es ist aber in Ansehung dieses Mannes das wichtigste Bedenken, daß er drei Jahre, sei es wegen seines Notstandes oder aber aus natürlicher Disposition einige Verwirrung im Kopf hat wahrnehmen lassen, welche, obschon sie sich seitdem gelegt hat, und ihm wieder wie vorher zu arbeiten erlaubt, dennoch von Zeit zu Zeit sich in einer nicht vollkommen gesunden Einbildungskraft äußert, . . . darin, daß er alle übrigen Professores und Direktores für seine Feinde hat, noch immer seltsame Grillen in der Einbildung hat und also niemals vollkommen ruhig sein kann."

Wir erfahren hier von einer psychischen Erkrankung, der Messerschmidt etwa im Jahre 1771, in seinem 35. Jahr verfällt, die sich seither gebessert hat, so daß er, zwar arbeits-, aber nicht lehrfähig geworden ist und man, wie Kaunitz weiter berichtet, Bedenken trägt, ihm Schüler anzuvertrauen. Bei der Kennzeichnung seines Verhaltens wird auf paranoide Züge hingewiesen.

Daß es sich in der Tat um einen psychotischen Schub gehandelt haben muß, der eine weitgehende Remission erfuhr, wird durch die Kenntnis der weiteren Lebensschicksale Messerschmidts sichergestellt. Er verläßt nach der schweren Enttäuschung, die ihm widerfahren ist, Wien, reist in seine schwäbische Heimat nach Wiesensteig und steht alsbald mit dem Münchner Hof in Verbindung; doch waren die dort angeknüpften Verhandlungen

zum Scheitern bestimmt. Als ihn seine Wiener Freunde dazu zu bewegen suchen, die ihm von der Kaiserin auf Bitten der Akademieprofessoren und auf Vorstellung des Fürsten Kaunitz schon 1774 bewilligte Pension endlich anzunehmen, weigert er sich brieflich, da er kein Gnadengehalt, sondern Bezahlung für geleistete Arbeit wünsche; die Worte, mit denen er seinen Brief beschließt, beleuchten seinen Zustand.

„. . . da ich schon acht Jahre, von meinen Feinden verfolgt, keine meiner Kunst gemäßigte Arbeit bekommen hatte . . . ja es scheint, ganz Deutschland meyne, es sei mich zu verfolgen ihr Pflicht."

Dieser Brief ist an Messerschmidts Bruder Johann gerichtet, der in Preßburg lebte. Auch er war Bildhauer, mehr Handwerker als Künstler, und noch wenige Jahre vorher hatte es zwischen den Brüdern erbitterte Streitigkeiten gegeben, in deren Verlauf der unbegabtere Johann mit bloßem Degen gegen Franz Xaver losging.

Diese Vorfälle sind aber längst vergessen, denn 1777 zieht Messerschmidt aus München nach Preßburg und findet im Hause seines Bruders für drei Jahre eine Zufluchtsstätte; dann kauft er sich selbst draußen an der Stadtgrenze, beim Judenfriedhof, in einer Gegend, die als unheimlich gilt, ein Haus. Hier treibt er die letzten drei Jahre seines Lebens sein Wesen.

Man hat das Bewußtsein, daß nun ein großer Mann in Preßburg lebt, nicht verloren; Reisende und Kunstfreunde scheuen die Mühe nicht, aus Wien nach Preßburg zu fahren, um den großen Mann zu besuchen, dessen Werke in aller Munde waren. So läßt sich aus den Reisebriefen und der Kunstliteratur der Zeit ein Stück weit Einblick in seine letzten Lebensjahre gewinnen. Er gilt als Sonderling und Narr, dessen Hang zu Einsamkeit bekannt ist, ist für Besucher schwer zugänglich und weigert sich, seine Werke zu zeigen. Das Gefühl, daß man ihn zu wenig schätze, beherrscht ihn; sucht ein Käufer den Preis einer seiner Arbeiten zu erfahren, so nennt er unsinnige Summen; ein Kranz von Histörchen berichtet, wie er immer wieder hochgestellte Gönner durch Spott und Ironie abschreckte; auch soll er häufig versichert haben, er werde seine Werke vor seinem Tod in die Donau werfen, wie er denn auch allem Anschein nach manches noch selbst zerstört hat. Alle wissen zu berichten, daß sich in seinem Wesen Stolz und Narrheit mische, manche aber versichern auch, daß er als Geisterseher gelte. Was das zu bedeuten hat, erfahren wir aus einem ausführlichen Bericht, den wir Friedrich Nicolai verdanken. Dieser kluge und seines Streites mit den Weimarer Dioskuren wegen zu Unrecht vielgeschmähte Mann, hat im VI. Band seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutsch-

land und die Schweiz im Jahre 1781" eine Begegnung mit Messerschmidt ausführlich geschildert. Seine Darstellung, die deutlich den Anteil des Verfassers an der psychischen Haltung Messerschmidts verrät und mehr dem Geisteskranken als dem Künstler gilt, wird uns, wenn wir sie an späterer Stelle heranziehen werden, auch die Möglichkeit bieten, uns selbst ein Urteil über die Art von Messerschmidts Erkrankung zu bilden.

Im Jahre 1783 ist Franz Xaver Messerschmidt im siebenundvierzigsten Lebensjahr an einer Lungenentzündung gestorben.

Als Teil seiner Biographie selbst ist noch seine Tätigkeit als Künstler kurz und in äußerster Schematisierung zu kennzeichnen. Seine ersten uns bekannten Werke — Heiligenfiguren oder Bildnisse — knüpfen an die rühmliche Tradition der bayrisch-österreichischen Barockkunst an, überragen aber das durch das Herkommen gewiesene Niveau in mehrfacher Hinsicht. Einflüsse italienischer und französischer Kunst, die er auf seiner Reise aufnimmt, verarbeitet er in großartiger Freiheit, und man darf behaupten, daß etwa die in den sechziger Jahren entstandenen Statuen des deutschen Kaiserpaares und die Büste Joseph II. einen Höhepunkt deutscher Kunst ihrer Zeit bezeichnen. Etwa um 1770, in den Jahren seiner ersten Erkrankung, tritt eine — im Gange seiner Entwicklung einigermaßen vorbereitete — Wandlung seines Stils ein; Pathos und Schwung treten zurück, kühle Sachlichkeit der Schilderung herrscht vor: Messerschmidt hat als einer der ersten deutschen Künstler, als Bildhauer offenbar als erster, den Weg zum Klassizismus eingeschlagen. Der antikische Charakter seiner Werke tritt immer deutlicher zutage, ohne daß auch an den Bildnissen seiner Spätzeit die souveräne Beherrschung der Naturwiedergabe, die Kunst des Porträtisten, eine Minderung erfahren hätte.

Die Arbeiten Messerschmidts verteilen sich auf die ganze Dauer seines Lebens (ob er während des einen oder anderen kurzen Zeitabschnittes der künstlerischen Tätigkeit hat entsagen müssen, läßt sich freilich nicht beantworten), und seine künstlerische Kraft ist auch nach seiner Erkrankung nicht erlahmt. Der entscheidende Stilwandel in seinem Schaffen hat sich offenbar erst in seiner Münchner Zeit vollzogen, und noch in seinen letzten Lebensjahren, als Sonderling in Preßburg, hat er dem Zeitstil neue Nuancen abgewonnen. Heben wir nochmals hervor, daß sich seine reiche künstlerische Produktion (die sich übrigens erst zu einem Teil hat rekonstruieren lassen) der Kunst seiner Zeit einfügt, einen im Sinne der kunstgeschichtlichen Entwicklung bedeutsamen und geschlossenen Ablauf bietet und auf einer im Sinne geläufiger Wertungen hohen Stufe die formalen Probleme

verarbeitet, denen die europäische Kunst seiner Tage zugewandt war. Diese Feststellung ist für die Beurteilung von Messerschmidts Persönlichkeit von Bedeutung, da sie uns über das Maß seiner Realitätsanpassung unterrichtet.[1]

III

Seit dem Anfang der siebziger Jahre aber standen nicht mehr die Werke im Vordergrund seines Interesses, die er im Auftrage anderer ausführt, vielmehr galt seine Aufmerksamkeit vor allem — und später in den Preßburger Jahren zuweilen ausschließlich — einer Serie von annähernd lebensgroßen männlichen Büsten, von denen sich aus einer Zahl von über sechzig, die sich nach Messerschmidts Tod in seiner Werkstatt vorfanden, neunundvierzig in verschiedenen Materialien, meist in Marmor oder Blei, ausgeführt, in Museen und Privatsammlungen verstreut, erhalten haben. Auf diesen Köpfen, die zuerst bald nach seinem Tod und später, bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, immer wieder in Wien zur Besichtigung ausgestellt und zum Verkauf ausgeboten wurden, beruht in erster Linie sein seit seiner Lebenszeit nie erloschener Nachruhm; an sie vor allem hat sich der Anteil von Mit- und Nachwelt geknüpft, der ihm neben manchen anderen Ruhmestiteln auch den eines österreichischen Hogarth eintrug. Man ist gewohnt, sie als „Charakterköpfe“ zu bezeichnen, als physiognomische Studien anzusehen, — wie sie denn schon manchen Zeitgenossen als Darstellungen der Leidenschaften galten. Dieser Auffassung entsprechen auch die Bezeichnungen, die an den einzelnen Köpfen haften und schon vier Jahre nach Messerschmidts Tod nachweisbar sind.

1) Um die „Realität“, die hier in Rede steht, zu kennzeichnen und damit Anschluß an eine in den Geisteswissenschaften gegenwärtig viel erörterte Frage zu gewinnen, empfiehlt es sich, hier auf eine sonst nicht unbedenkliche Unterscheidung einzugehen, die Benedetto Croce vorgeschlagen hat. Wir sind bemüht, die empirische Person, deren psychologische Stellung wir prüfen, im Zusammenhang ihrer Lebenssituation zu sehen, um über das Maß ihrer Realitätsanpassung zu einem Urteil zu gelangen; (im konkreten Fall betrifft dies die Beziehung des Messerschmidt zu seiner Umwelt, etwa zu Arbeitsgenossen, Kunstfreunden und Auftraggebern.) Eine analoge Einsicht dürfen wir für die ästhetische Person, den Menschen als Schöpfer seiner Werke, den Künstler also als Schöpfer des Kunstwerkes, anstreben. Die „Realitätsanpassung“, sei, so darf man vermuten, in diesem Falle dadurch bestimmt, wie weit sich das Werk einem Strukturzusammenhang einfüge und den Anforderungen entspreche, die sich aus diesem Zusammenhang ergeben. Als solcher Strukturzusammenhang darf offenbar auch die historische Tendenz oder Richtung angesehen werden, der sich eine Leistung einfügt. Wir glauben danach zu einer Einsicht gelangt zu sein, die sich auf die Realitätsanpassung Messerschmidts als Künstler, auf die seiner ästhetischen Person bezieht.

In den meisten Fällen erfassen nun diese Bezeichnungen durchaus nicht den Eindruck, den wir von den Köpfen empfangen; in vielen Fällen ist sie geradezu unsinnig. (Vgl. etwa Abb. 14 oder 20.) Meint man etwa aus den Augen des „Bekümmerten“ (Abb. 27) etwas wie Trauer oder Besorgnis ablesen zu können, so hebt doch die fratzenhaft herabgeschlagene Lippe diesen Eindruck wieder auf, ohne daß ein anderer an seine Stelle zu treten vermöchte. Das Verhältnis von „Benennung“ und „Ausdruck“ wird noch besser durch ein anderes Beispiel gekennzeichnet. Der Kopf des „Erhängten“ (Abb. 13) dankt seinen Namen offenbar nur dem um den Hals gelegten Strick, während die Züge — Mund und Augen krampfhaft verschlossen, zugekniffen — der durch die Bezeichnung ausgelösten Erwartung in keiner Weise entsprechen. Wir sehen ein, daß offenbar ein Teilelement für die Wahl der Bezeichnungen maßgebend war; an späterer Stelle erst werden wir verstehen lernen, was das bedeutet.

In jenen Fällen, in denen wir die Bezeichnungen als befriedigend empfinden — beim Kopf des „Schlafenden“ (Abb. 1) oder des „Gähners“ (Abb. 9) etwa, — erfahren wir, in welchem Sinne sich Messerschmidt physiognomischen Studien zugewandt hat.

In den Jahren, da er an den Köpfen arbeitete, war, aus vielfachen Quellen gespeist, namentlich in Deutschland, beinahe gleichzeitig aber auch in Frankreich, man kann sagen in ganz Europa, ein allgemeines Interesse an Fragen der Physiognomik erwacht, das durch nichts besser gekennzeichnet wird, als durch den allgemeinen Anteil, der die glänzende Polemik begleitete, die noch in den siebziger Jahren zwischen zwei der bedeutendsten Köpfe Deutschlands, zwischen dem Züricher Pastor Lavater und dem Göttinger Professor Lichtenberg ausgebrochen war. Dem einen galt Physiognomik als die Lehre von der Zuordnung menschlicher Eigenschaften zum festen, anatomischen Gerüst des Kopfes, dem anderen, einem weisen Spötter, Pathognomik, die Lehre vom Ausdruck des menschlichen Antlitzes, als ein fruchtbarer Weg zur Menschenkenntnis. Beide Auffassungen lassen sich bis in die pseudoaristotelische Physiognomik zurückverfolgen und haben bis in unsere Tage als Themen der Körperbauforschung und der Ausdruckspsychologie ihre Rolle bewahrt; mit beiden Richtungen aber hat, was die Köpfe Messerschmidts bedeuten können, keine Berührung. Sein Versuch läßt sich einer anderen Richtung eingliedern, die seit dem siebzehnten Jahrhundert im akademischen Kunstbetrieb fest verwurzelt war. Im Rahmen dieser „Künstlerphysiognomik“ konnten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zwei Aufgaben als zeitgemäß gelten: die eine (schon von Charles Lebrun 1667 vor-

gezeichnete), paradigmatische Beispiele für den Ausdruck typischer Gefühle zu suchen, die andere, zu zeigen, wie sich das menschliche Antlitz in verschiedenen Situationen verändere; mit dieser zweiten Aufgabe (die, soviel wir wissen, zuerst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von dem englischen Anatomen Parsons in dieser Form gestellt worden war) lassen sich Messerschmidts Versuche in Zusammenhang bringen. Was er an den Köpfen des „Gähnenden" oder des „Schlafenden" (Abb. 1 und 9) darzustellen unternimmt, sind Verhaltensweisen der Muskulatur des menschlichen Antlitzes und steht in keiner Beziehung zum Ausdruck von Affekten.

Auch dieser so eingeschränkten physiognomischen Aufgabenstellung aber entsprechen nur die angeführten und kaum andere aus der Serie der Charakterköpfe.

Wir greifen jetzt auf einige Köpfe, die sich unschwer als Selbstbildnisse des Künstlers erkennen lassen; auch die Köpfe des „Schlafenden" und des „Lachenden" (Abb. 1, 2) sind ihnen anzuschließen. Verschiedene Bezeichnungen — „der Zuverlässige", „der Melancholikus", „der tapfere Feldherr" (Abb. 3, 4, 6) — vermögen uns nicht recht zu befriedigen. Überblicken wir die ganze Reihe dieser Köpfe, so fällt zunächst eine seltsame Starre und Leere des Ausdrucks auf. Die Köpfe unterscheiden sich vornehmlich durch den Wechsel der Haartracht — der Perücken möchte man sagen; verschiedene Versuche, die mimische Haltung da und dort zu verändern, vermögen den Eindruck der Gleichförmigkeit nicht zu verwischen.

Von jedem der verschiedenen Typen, in die Messerschmidt sein eigenes Antlitz „gekleidet" hat, lassen sich nun Fortbildungen und Varianten anführen. Als eine solche stellt sich etwa der Kopf des „mürrischen alten Soldaten" (Abb. 5) dar, dessen krampfhaft verschlossener Mund dem Antlitz keinen faßbaren Ausdruckswert verleiht. Das gleiche gilt für die Köpfe des „Mißmutigen" (Abb. 7) oder des „Satyrikus" (Abb. 8), die die Verzerrungen der Gesichtsmuskulatur in weiterer Steigerung kennen lehren; bald sind Mund und Augen verkniffen, bald die Augen aufgerissen, die Stirne gerunzelt und nur der Mund versperrt. Dieses Spiel mimischer Konstellationen wiederholt sich mit einiger Mannigfaltigkeit: wir heben etwa die Köpfe des „Verdrießlichen" und des „abgezehrten Alten mit Augenschmerzen" (Abb. 11, 14) hervor. Oft ist die Nase in den Kreislauf der Verzerrungen einbezogen, und eine Serie von Köpfen — „Einfalt im höchsten Grade", ein „Schafskopf",

„der heftige Geruch“ (Abb. 15, 16) — zeigt Abwandlung und Steigerung dieser Versuche.

Überblicken wir die vorgeführten Beispiele. Zwei ineinandergreifende Tendenzen lassen sich unschwer erkennen. Die eine, wir möchten sagen legitime, sucht ein Stück unmittelbar verständlicher Charakteristik — meist durch äußere Kennzeichen — zu bieten; die andere drängt offenbar danach, Ausdruck in Grimasse abgleiten zu lassen. Manchmal, etwa am Kopf des „aus dem Wasser Geretteten“ (Abb. 12), ist es offenbar nachträglich gelungen, den grimassierenden Ausdruck zu rechtfertigen, denn das feste Verschließen von Mund und Augen läßt sich der Situation — dem Auftauchen aus dem Wasser nach der Rettung — als verständliche Reaktion einfügen. Ähnlich ist auch die Wirkung des „heftigen Geruches“ (Abb. 15) zu erklären: der Krampf, der auch die Nase erfaßt hat, kommt als „Wittern“ zur Geltung. Wir dürfen, was hier geschehen ist, als einen Versuch beschreiben, die vorgegebene mimische Konstellation nachträglich zu rationalisieren.

In den überwiegend meisten Fällen aber — das läßt sich freilich nur an der ganzen Reihe der Charakterköpfe und nicht vor den wenigen Abbildungen aufzeigen, die hier als Beispiele vorgeführt werden können — ist ein faßbarer Ausdruck nicht zustande gekommen, der Versuch solcher Rationalisierungen unterlassen worden oder mißglückt und das Spiel der Gesichtsmuskulatur Grimasse geblieben.

Suchen wir uns, ehe wir fortfahren, was wir unter Grimasse verstehen, in erster und schematischer Annäherung zu vergegenwärtigen: Aus der Erfahrung des Alltags kennen wir sie unter zweierlei Bedingungen: als mißglückte Ausdrucksbewegung, dann, wenn eine verdrängte Regung sich vorschiebt — das Lächeln bei der Beileidsbezeugung — und als beabsichtigte Kundgebung. (Einer „schneidet“ eine Grimasse.) In beiden Fällen weist sie uns auf aggressive Neigungen hin, die sich im ersten Falle gegen das Ich des Handelnden durchsetzen, im zweiten mit Absicht zum Ausdruck gebracht werden. Diesen beiden Fällen dürfen andere gegenübergestellt werden, die wir in der Erfahrung des Alltags nur selten antreffen und nicht mehr ohne weiteres geneigt sein werden, der Breite der Norm zuzurechnen. Wir meinen die Fälle, in denen dem Ich die Herrschaft über das Mienenspiel für längere Zeit entgleitet; dann, wenn etwa ein körperlicher Schmerz oder ein Durchbruch der Leidenschaft uns übermannt. Wir sprechen in diesen Fällen vom verzerrtem Gesicht und dürfen in gröbster Schematisierung annehmen, daß hier, ähnlich wie bei der mißglückten Beileidsbezeugung, aber

doch mit Unterschieden, die gewichtig genug sind, das Ich einem Ansturm der Leidenschaft erlegen ist und seine Funktion — die Steuerung des Mienenspiels — nicht hat ausüben können.[1]

Die Grimasse ist aus einem besonderen Grund unserer Aufmerksamkeit gewiß. Denn an diesem mißglückten oder pathologisch entstellten Mienenspiel tritt ein Wesenszug aller Ausdrucksbewegung mit voller Deutlichkeit zutage: ihre Zugehörigkeit zum Gebiet der Autoplastik.

Der schlechthin verständliche, mit Sicherheit deutbare Ausdruck sondert sich von jenem, der „nicht zu uns spricht", wie etwa die mimischen Konstellationen an den meisten der Messerschmidtschen Charakterköpfe. Wir dürfen hoffen, uns ihrem Verständnis zu nähern, wenn wir jenes Verfahren anwenden, mit dem wir auch sonst gewohnt sind, die großartigen Bildungen der Autoplastik — als Vorbild darf hier das hysterische Symptom gelten — ein Stück weit zu erfassen: indem wir sie nämlich als Anzeichen für Vorgänge im Unbewußten ansehen und in ihren Sinngehalt durch psychoanalytische Deutung einzudringen versuchen.

Die Grundlage, deren wir bei einem Versuch dieser Art nicht werden entbehren können, ist durch Äußerungen Messerschmidts und einige Bemerkungen über sein Verhalten geboten, die uns Friedrich Nicolai, dem es gelungen war, sich Messerschmidt in Preßburg zu nähern und sein Vertrauen zu gewinnen, überliefert hat. Aus der umfangreichen Darstellung Nicolais greifen wir einige Stellen heraus, dürfen aber nicht erwarten, ein vollständiges und auch nur einigermaßen abgeschlossenes Bild von Messerschmidts Gedankengängen oder seines Benehmens zu gewinnen; unsere Einsicht muß vielmehr fragmentarisch bleiben, und auch an den angezogenen Stellen läßt sich durchaus nicht alles einem Deutungszusammenhang einfügen.

---

1) Zu einer anderen Auffassung der Grimasse ist der Berliner Psychiater Bernt Götz in einer freundlichen und eingehenden Besprechung meiner oben S. 386 genannten, wesentlich für kunstwissenschaftliche Leser bestimmten Arbeit über die Charakterköpfe des Messerschmidt gelangt. Er schreibt (Deutsche Literatur-Zeitung 1933, Sp. 762 ff.): „Die Grimasse ist vielmehr die verzerrte Darstellung eines Typus, während die Karikatur der tendenziös verzerrte Hinweis auf einen Menschen ist." Ich vermag mich dieser Auffassung nicht anzuschließen, darf aber darauf hinweisen, daß, was der Verfasser als meine Ansicht über die Karikatur bezeichnet, — daß sie ein Bildnis sei, dessen Ähnlichkeit im Häßlichen liege, — von mir ausdrücklich als die älteste mir bekannte aus dem siebzehnten Jahrhundert und aus dem Kreis des Giovanni Lorenzo Bernini stammende „Definition" angeführt wurde. Eine Wesensbestimmung der Karikatur aber ließe sich mit den Mitteln der psychoanalytischen Psychologie ganz anders begründen und ausbauen.

Messerschmidt erzählt, daß ihn Geister „besonders nachts" plagen; er, „der beständig keusch gelebt habe", müsse von den Geistern Peinigungen erleiden, obgleich sie doch gerade deswegen mit ihm in gutem Einvernehmen stehen müßten. Der Geist der Proportion sei neidisch, weil er, Messerschmidt, der Vollkommenheit in der Proportion so nahegekomen sei; damit hänge es zusammen, daß er, wenn er „an einem marmorenen oder bleyernen Bild" gerade an einer Stelle des Gesichtes arbeite, „welche mit einer gewissen Stelle der unteren Theile des Körpers analog wäre", in seinem Unterleib oder in seinen Schenkeln Schmerzen empfinde.

Eine weitere Äußerung bezieht sich auf die Haltung der „ganz zusammengekniffenen Lippen", die schon Nicolai an den meisten der Köpfe aufgefallen war. „Der Mensch müsse billig", meint Messerschmidt, „das Rothe der Lippen ganz einziehen, weil kein Tier es zeige ... Die Tiere hätten große Vorzüge vor den Menschen, sie könnten viele Sachen in der Natur erkennen und empfinden, die den Menschen verborgen bleiben".

Auch von der Arbeitsweise des Künstlers vermittelt uns Nicolai eine Vorstellung: Um über die Geister der Verhältnisse Macht zu bekommen, kneift sich Messerschmidt an verschiedene Teile des Körpers, besonders in die rechte Seite unter die Rippen, und verbindet damit eine Grimasse, welche „mit dem Kneifen des Rippenfleisches das jedesmal erforderliche Verhältnis hat; ... er kniff sich, schnitt Grimassen vor dem Spiegel und glaubte die bewunderungswürdigste Wirkung über seine Herrschaft über die Geister zu erfahren." „Während der Arbeit selbst sah er jede halbe Minute in den Spiegel und machte dabei mit größter Genauigkeit die Grimasse, die er eben brauchte."

Ehe wir an die Verwertung dieses aus dem Jahre 1781 stammenden Berichtes schreiten, empfiehlt es sich zunächst, die Frage der Diagnose neu aufzuwerfen. Die Vorstellungen und Verhaltensweisen, die wir aus dem Bericht Nicolais kennenlernen, geben dem Urteil recht, das das akademische Professorenkollegium schon 1774 über Messerschmidt geäußert hat. Es handelt sich in der Tat um eine Psychose, in der paranoide Züge neben anderen stehen, die dem weiteren Bild einer Schizophrenie entsprechen.

In dem Material des Wahnes lassen sich da und dort wohlbekannte Bildungseindrücke als Bausteine aufzeigen; das alte Künstlerproblem der Proportion — der göttlichen Proportion, wie man namentlich seit dem sechzehnten Jahrhundert zu sagen gewohnt war — wird mit der Vorstellung von der Verfolgung durch die Geister verknüpft; das tierische Antlitz, das seit dem klassischen Altertum als Grundlage physiognomischer Studien galt, — diese Auffassung war im sechzehnten Jahrhundert durch Giovanni Battista Porta, im siebzehnten durch Lebrun vertreten worden und hatte zu Messerschmidts Lebzeiten in den Studien Lavaters und Goethes wieder eine Rolle zu spielen begonnen, — wird mit der Bildung der Lippen an den Charakterköpfen in Zusammenhang gebracht.

Als Ausgangspunkt weiterer Überlegungen wählen wir nun das letzte Stück von Nicolais Bericht: Messerschmidt schneidet während der Arbeit vor dem Spiegel Grimassen, die er in seinen Bildwerken festhält. Verbinden wir diese Schilderung mit jenen Bemerkungen, die wir an die Betrachtung einzelner Köpfe geknüpft haben und mit denen wir versucht haben, die Problemstellung innerhalb der Physiognomik zu kennzeichnen, die sich Messerschmidt an den Büsten des „Lachenden" (Abb. 2) oder „Gähnenden" (Abb. 9) etwa erwählt hatte, so gelangen wir leicht zur Einsicht, daß der Kopf, dessen Abwandlung im mimischen Verhalten zu studieren Messerschmidt begonnen hat, immer sein eigener war; er hat ihn nur äußerlich verschiedenartig drapiert, sich bald mit anliegendem Haar, bald mit einer Art Perücke, bald als Glatzkopf dargestellt. Dann aber drängt sich uns eine Vermutung über den Sinn des Grimassierens selbst auf: Wir gewinnen den Eindruck, daß wir es mit apotropäischen Handlungen zu tun hatten, daß die Grimassen etwa dazu bestimmt seien, die Geister abzuhalten oder einzuschüchtern, wie denn Messerschmidt geglaubt haben soll, durch seine Grimassen „die bewunderungswürdigsten Wirkungen von seiner Herrschaft über die Geister zu erfahren". Die Annahme einer solchen Regression auf ein magisches Verhalten, die sich dem klinischen Bild zwanglos einfügt, ist zugleich geeignet, uns einen weiten Ausblick zu eröffnen: Die Rolle apotropäischer Magie im Kulte der Primitiven, als deren deutlichster Ausdruck Verbreitung und Bedeutung der Masken gelten dürfen, legt den Gedanken nahe, in der Grimasse eine — autoplastische — Vorform der Masken zu sehen, eine Maske *in statu nascendi*.

Um die spezielle Bedeutung der Grimassen Messerschmidts aufzuklären, knüpfen wir an zwei der von Nicolai überlieferten Bemerkungen an, die sich zwanglos verbinden lassen. Die eine besagt, daß die Geister Messerschmidt wohlwollend gegenüberstehen müßten, weil er keusch gelebt habe, und die andere, man müsse das „Rothe der Lippen" einziehen, um, wie die Tiere, die Geister besser zu verstehen. Danach wird man in erster Annäherung das Einziehen des Lippenrots als eine Verleugnung der Sexualität verstehen dürfen, wobei die Lippe nicht nur selbst als Sinnbild sexueller Regungen aufgefaßt wird, sondern auch an eine Verlegung von „Oben nach Unten" gedacht werden darf, die in Messerschmidts Wahn selbst eine Rolle spielt; verbindet er doch die Arbeit an einer Stelle des Gesichtes seiner Köpfe mit schmerzlichen Empfindungen in der Sexualregion. Dann aber dürfen wir — auf Grund allgemeiner klinischer Erfahrung — aus den aufeinandergepreßten Lippen auf die Absicht schließen, den Körper vor

dem Einfluß der Geister zu versperren. Erinnern wir uns an die geläufige Doppelrolle der Verfolger im paranoiden Wahn, daran, daß sie zugleich strafen und verführen,[1] so ist uns die Vermutung nahegelegt, es handle sich hier um die Abwehr der Verführung als Weib. Nun wird auch der Wechsel zwischen gewaltsamem Aufreißen und festem Zukneifen der Augen verständlich — etwa als Versuch, dem Anblick der Geister zu trotzen oder ihn zu verleugnen; man darf auch noch wagen, die Haltung der Nase, das Wittern, in analogem Sinn zu deuten — und wir werden sehen, daß manches für diese Auffassung spricht. Auch eine Anzahl von Köpfen, die bisher nicht hatten herangezogen werden können, lassen sich diesen Deutungsversuch einfügen, einen von ihnen haben wir in anderem Zusammenhang — als es sich um die Charakteristik der an den Köpfen haftenden Namen handelte — schon als den des „Bekümmerten“ (Abb. 27) kennengelernt, doch finden sich den einzelnen Bildnistypen entsprechend mehrere Büsten mit einer ähnlich schlaff herabgeschlagenen Lippe (Abb. 10) und neben diesen auch eine, die einen wie im Ekel halbgeöffneten Mund zeigt (Abb. 25). Es liegt nahe, diesen Zug als ein Nachgeben, als Willfährigkeit gegen die Geister aufzufassen.

Bedeutsamer aber als diese Versuche einer Deutung der verschiedenen Einzelzüge der mimischen Konstellationen, die sich auf so schwankendem Boden zwar nicht über das Vorgebrachte hinaus sichern läßt, obgleich es möglich wäre, sie nach mehrfacher Richtung zu erweitern und fortzusetzen, ist eine Einsicht, die sich hier auf das Ganze der Serie der Charakterköpfe eröffnet. Bei allem Wechsel innerhalb der mimischen Konstellationen — nur eine kleine Anzahl der verwendeten Kombinationen schon bekannter Einzelzüge konnte hier angeführt werden — muß immer wieder auf die Gleichartigkeit der Wirkung verwiesen werden, die von den einzelnen Köpfen ausgeht. Je länger ein Beschauer die Serie Stück für Stück betrachtet oder auch — und dieser Befund ließ sich durch Versuche sichern — je mehr Köpfe ein Beschauer schon kennt, desto geringer wird sein Interesse an den einzelnen Köpfen; die Versuche den „Ausdruck zu deuten“ werden

1) Als auf leicht zugängliche Beispiele verweise ich etwa auf das Selbstzeugnis eines Psychotikers, die „Denkwürdigkeiten“ des Senatspräsidenten Schreber, an denen Freud zuerst, 1911, seine Auffassung der Paranoia entwickelt hat (Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 355 ff.), oder auf einige in Kräpelins Psychiatrie mitgeteilte Beispiele (vgl. III/2, 8. Aufl., S. 937 ff, bes. 997). Vgl. dazu auch O. Fenichel, Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen, Wien 1931, S. 83: „Allerdings verhängen diese halluzinatorischen und wahnhaften Gebilde nicht nur Strafen über den Kranken, sondern erscheinen auch als die teuflischen Versucher, die den Kranken zur Sünde verführen . . .“

bald aufgegeben, das Mienenspiel bald als Grimasse erkannt, — das Lachen des „Lachenden“ (Abb. 2) etwa als verkapptes Grinsen, — bald aber erschließt sich auch die Gleichförmigkeit der Grimassen selbst, so daß aus der Betrachtung der Köpfe ein Eindruck erwächst, der das klinische Bild der Erkrankung bestätigt und ergänzt: Der Eindruck, daß hier das künstlerische Schaffen unfrei und an sehr einengende Bedingungen gebunden ist, deren Stereotype auch ohne Kenntnis der Begleitumstände als pathologisch erlebt wird.

Nur zwei Köpfe lösen sich ganz aus diesem Bann (Abb. 19, 20); sie sind schon äußerlich durch kleineres Format von den anderen unterschieden. Statt aller Beschreibung lassen wir Nicolai sprechen:

„Nun standen in einem Winkel des Zimmers noch zwei Köpfe von einer schwer zu beschreibenden Gestalt. Man stelle sich vor, daß alle Knochen und Muskeln eines menschlichen Gesichts so zusammendrückt und vorwärtsgezogen wären, daß die äußerste Spitze der zurückgeschobenen Stirn und die äußerste Spitze des hervorgedrückten Kinnknochens einen Winkel von zwanzig Grad macht, daß also das Gesicht beinahe in die Form eines Schnabels gezogen ist, obgleich doch immer die menschliche Gestalt bleibt.“

In der Tat trifft diese Schilderung den Kern; wir würden sagen, der Kopf sei bloß eine Akzedenz des Schnabels.

„Da ich merkte“, fährt Nicolai fort, „daß Messerschmidt diese Bilder nur kurz, mit starren Augen betrachtete und gleich das Gesicht abwandte, so fragte ich mit der größten Behutsamkeit, was diese vorstellen sollten. Messerschmidt schien ungern die Erklärung zug eben . . . und seine sonst lebhaften Augen wurden ganz gläsern, indem er mit abgebrochenen Worten antwortete „Jener (nämlich der Geist) habe ihn gezwickt und er habe ihn wieder gezwickt, bis die Figuren herausgekommen wären. Ich habe gedacht: Ich will dich endlich wohl zwingen; aber er wäre beinahe darüber des Todes gewesen.“ Ich merkte aus allem, daß diese Karrikaturen menschlicher Gesichter eigentlich die Gestalten waren, unter denen die betrogene Phantasie des armen Messerschmidt sich die Geister der Verhältnisse vor-stellte.“

Messerschmidt fügt noch hinzu, daß er sich wohl imstande fühle, die ganze Serie der Charakterköpfe nochmals zu arbeiten „nur die beiden Schnabelköpfe ausgenommen, welche er nicht zum zweyten Mal hervorbringen könne.“

Es ist nun in der Tat durchaus wahrscheinlich, daß hier, nach Nicolais Vermutung, der Geist, der Messerschmidt verfolgte, in seiner doppelten Rolle vor uns steht. Auch an diesen Köpfen sind die Lippen fest zusammengepreßt, aber dann — gleichsam wie ein Teig — zu spitzer Form ausgezogen. Denken wir an die Köpfe mit fest verbissenen Lippen zurück, aus denen wir auf eine feminine passive Einstellung zu schließen versuchten, so meinen wir hier ein Sinnbild der Aktivität zu erblicken. Die Angst, die der Anblick der Schnabelköpfe auslöst, können wir uns an dieses Bekenntnis zur phallischen Sexualität geknüpft denken, die in der Projektion

dem Geist zugeschrieben wird. Wichtiger aber ist, — und zwar sowohl, wenn wir nach dem Eindruck der Köpfe selbst schließen, wie wenn wir versuchen, die Wahnvorstellungen nach Analogien zu ergänzen, — daß was in diesen Köpfen dargestellt wird, unmittelbar als Illustration einer Fellatio aufgefaßt werden kann, zu der die Geister Messerschmidt auffordern.

Solche Deutungsversuche aber, die sich dem schon Angedeuteten zwanglos anschließen, führen an einem anderen, zentraleren Problem vorbei, das die Kenntnis der Schnabelköpfe uns nahelegt. Wir gehen vom Auffälligsten aus, von ihrer Wirkung auf den Beschauer; sie ist nicht nur dem Grade nach stärker, als die der anderen Köpfe, sondern auch der Art nach verschieden. Hier ist keine mimische Konstellation, ist keine Grimasse geboten. Das Thema des „Antlitzes" ist beibehalten, so daß „doch immer die menschliche Gestalt bleibt", die aber mit souveräner Freiheit transzendiert wird. Der Weg Messerschmidts hat hier von der Grimasse zum Ornamentalen, zum eigengesetzlichen Gebilde geführt, das in einer Kunstgeschichte der Zierform seine Stelle hat, von der Autoplastik eines mimischen Zeremoniells zur Alloplastik, zum Kunstwerk. So scheint der psychologischen Sonderstellung der Charakterköpfe, ihrer Sonderstellung als Angstobjekte, eine andere, eine künstlerische, zu entsprechen. Suchen wir ein allgemeines Ergebnis aus diesen Überlegungen zu sichern, so gelangen wir auf festeren Boden. Die künstlerische Umgestaltung der Wirklichkeit, der die Schnabelköpfe ihre Wirkung verdanken, meinen wir damit in Zusammenhang bringen zu dürfen, daß der sexuelle Kern von Messerschmidts Wahnvorstellungen hier am stärksten zum Ausdruck drängte. Nach Erfahrungen, die wir der Kenntnis der Traumarbeit danken, läßt sich vermuten, daß die künstlerische Umgestaltung der „Wirklichkeit" sich hier so weit entfalten mußte, um den latenten Inhalt der Phantasie zu verhüllen.[1]

Den Zusammenhang zwischen der Stilisierung, der die Naturform unterworfen wird, und dem weiten Gebiet der sexuellen Symbolik kennen wir aus zahlreichen dem Bestand vorgeschichtlicher und „primitiver" Kunst zu-

1) Vgl. dazu die Auffassung von B. Götz, der in seinem Referat über meinen oben zitierten Aufsatz (Deutsche Literatur-Zeitung 1933, Sp. 762 ff.) die zusammengepreßten Lippen „aus einer Bangnis vor dem Verströmen ins Weite, vor dem Ichverlust" verstehen möchte; er meint, daß „der Schnabel" des Schnabelkopfes, „der vom Zentrum des Kopfes abspreizt" nicht „nur die sexuelle Entselbstung", sondern „die Entselbstung überhaupt" bedeute; die Schnabelköpfe seien „Verkörperungen des schlechthin Fragwürdigen". Daß ich die „Bangnis vor dem Ichverlust", das „Verzagen" des Schizophrenen „innerhalb einer kontinuierlichen Depersonalisation" auf meine Weise zu deuten suchte, ist Götz offenbar entgangen.

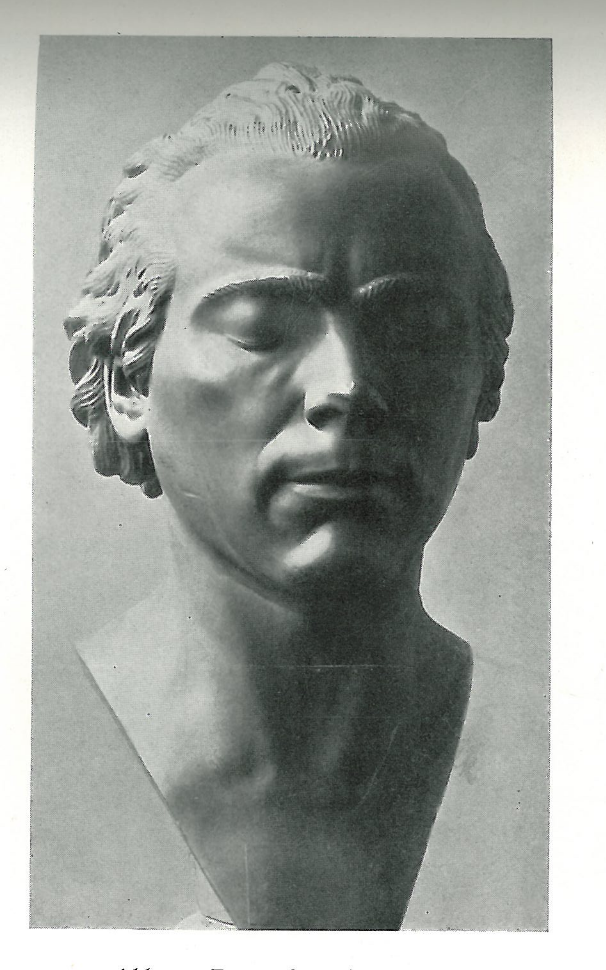
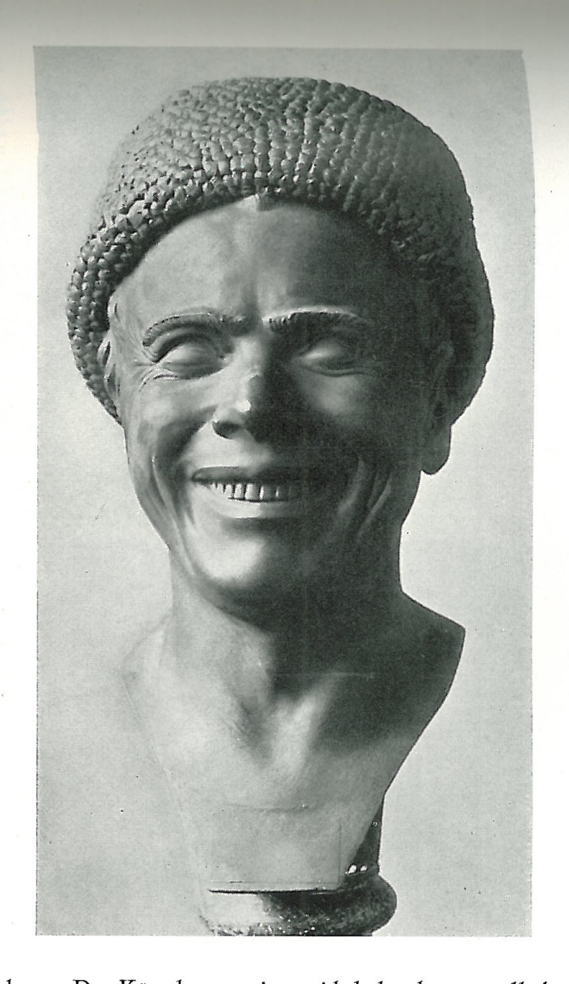


Abb. 1: „Der sanfte, ruhige Schlaf“



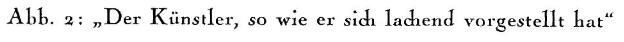


Abb. 2: „Der Künstler, so wie er sich lachend vorgestellt hat“

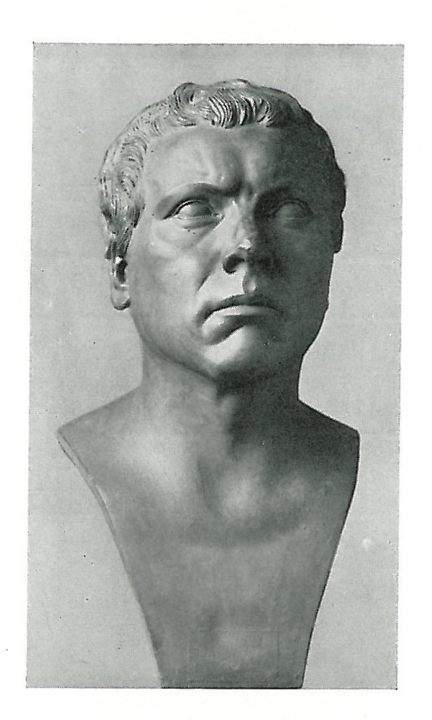


Abb. 3: „Der tapfere Feldherr"

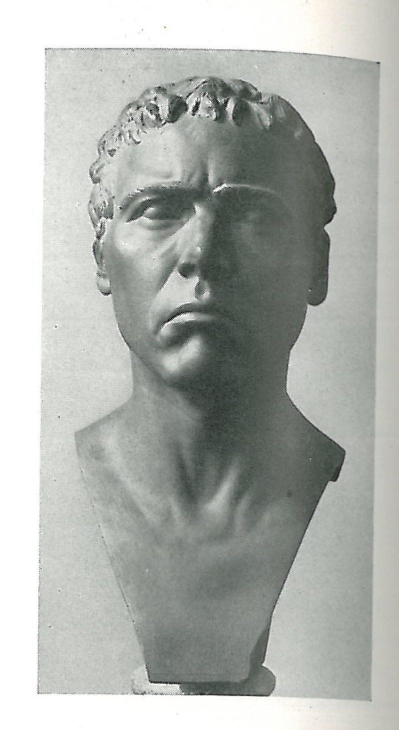


Abb. 4: „Der Melancholiker"

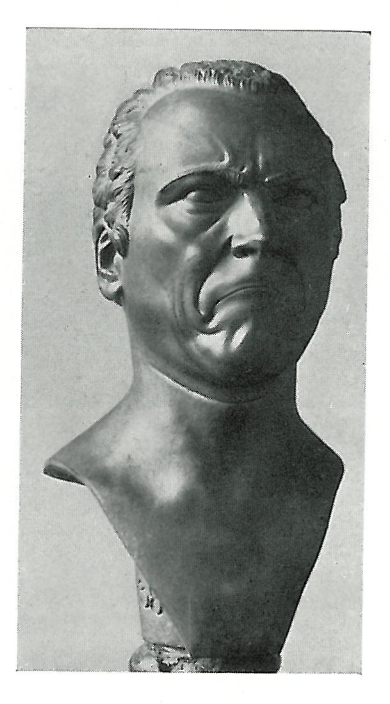


Abb. 5: „Ein mürrischer alter Soldat"

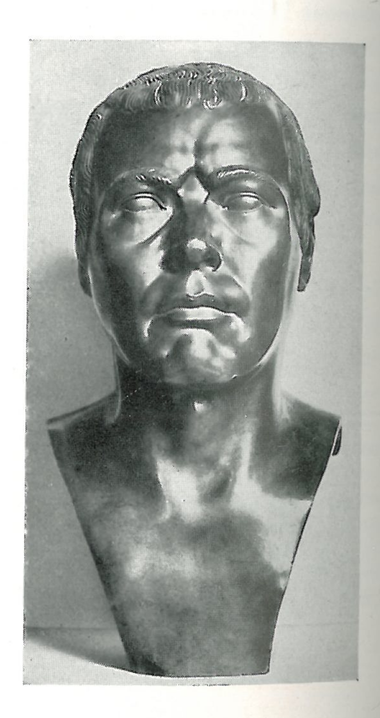


Abb. 6: „Der Zuverlässige"

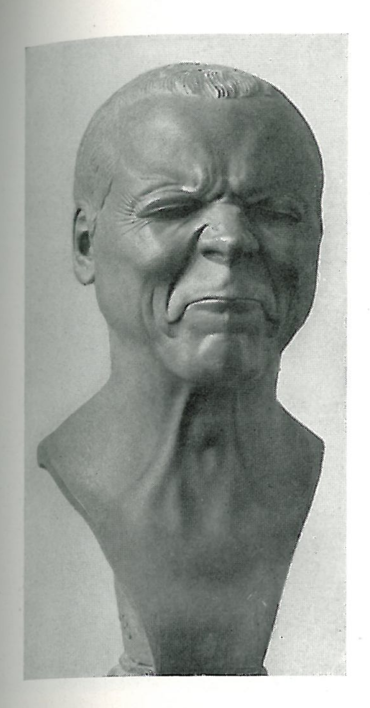


Abb. 7: „Der Mißmutige“

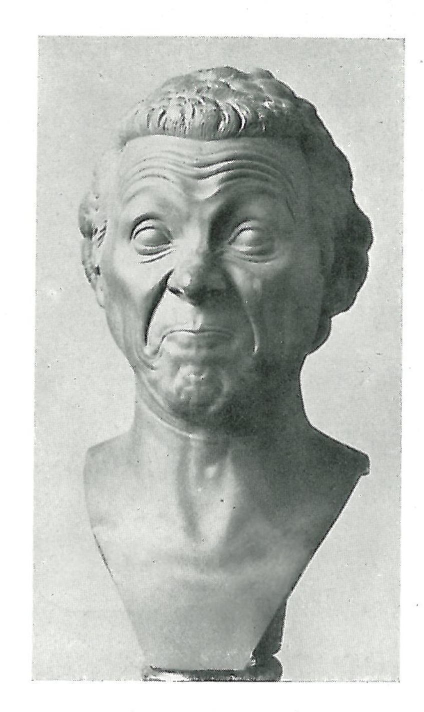


Abb. 8: „Der Satirikus“

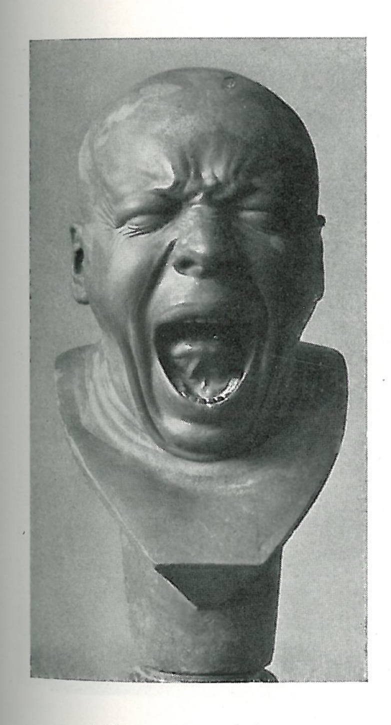


Abb. 9: „Der Gähner“

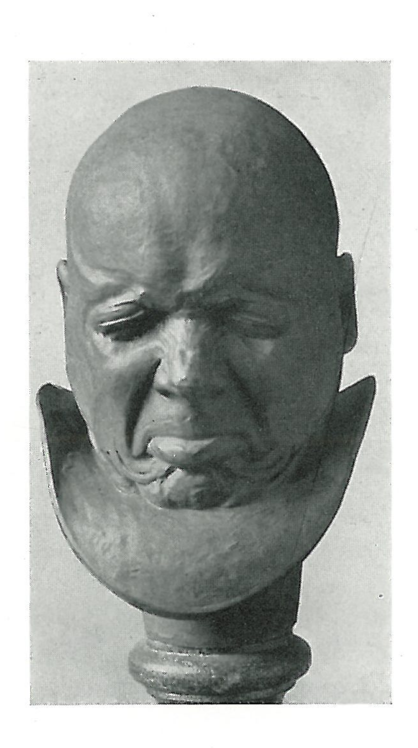


Abb. 10: „Der Trotzige“



Abb. 11: „Ein abgezehrter Alter mit Augenschmerzen"

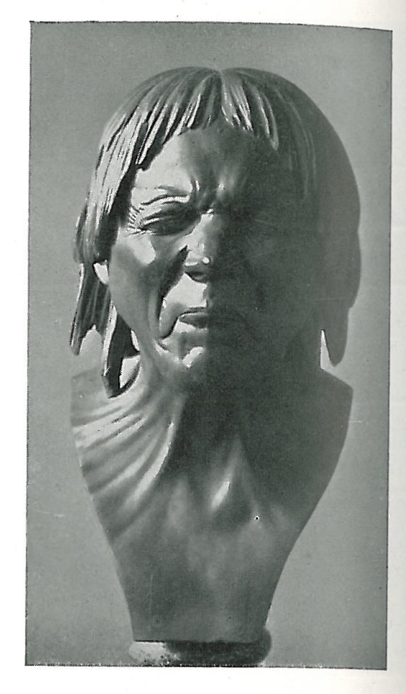


Abb. 12: „Ein aus dem Wasser Geretteter"

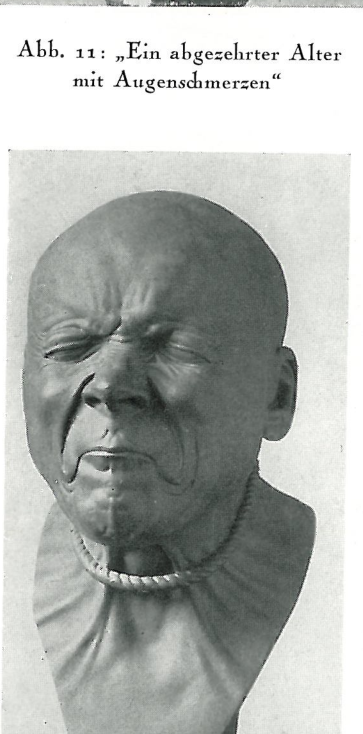


Abb. 13: „Ein Erhängter"



Abb. 14: „Der Verdrießliche"

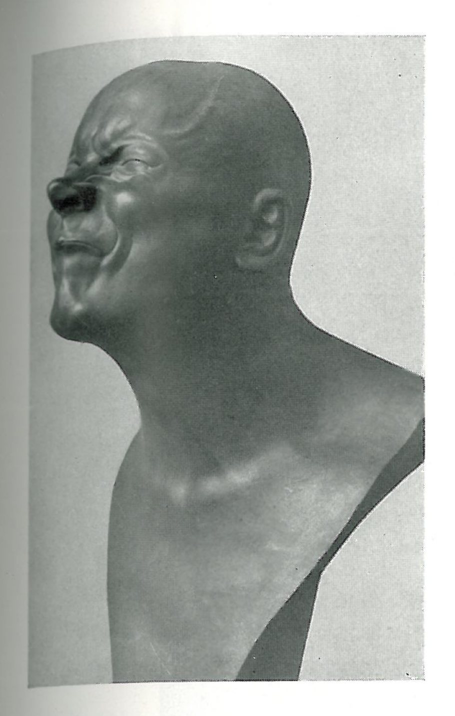


Abb. 15: „Der heftige Geruch“



Abb. 16: „Ein Schafskopf“



Abb. 17: „Ein alter fröhlicher Lächler“

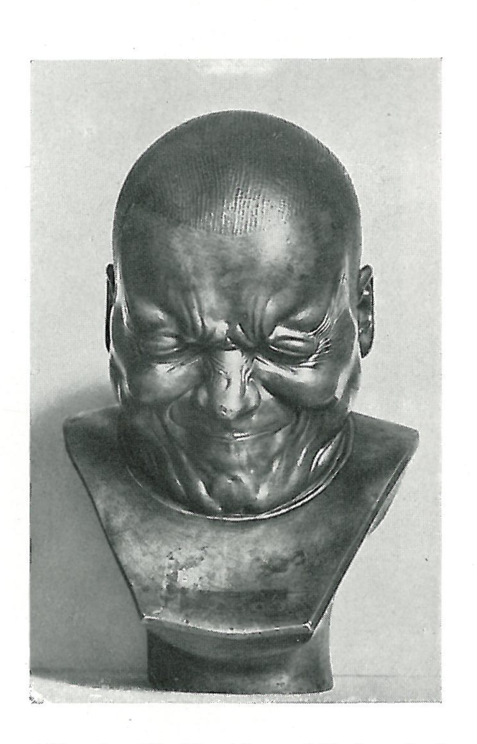


Abb. 18: „Ein Heuchler und Verleumder“

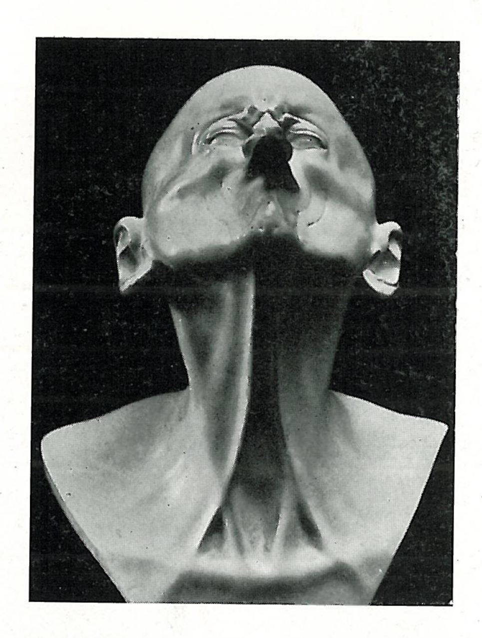


Abb. 19: „Zweiter Schnabelkopf“

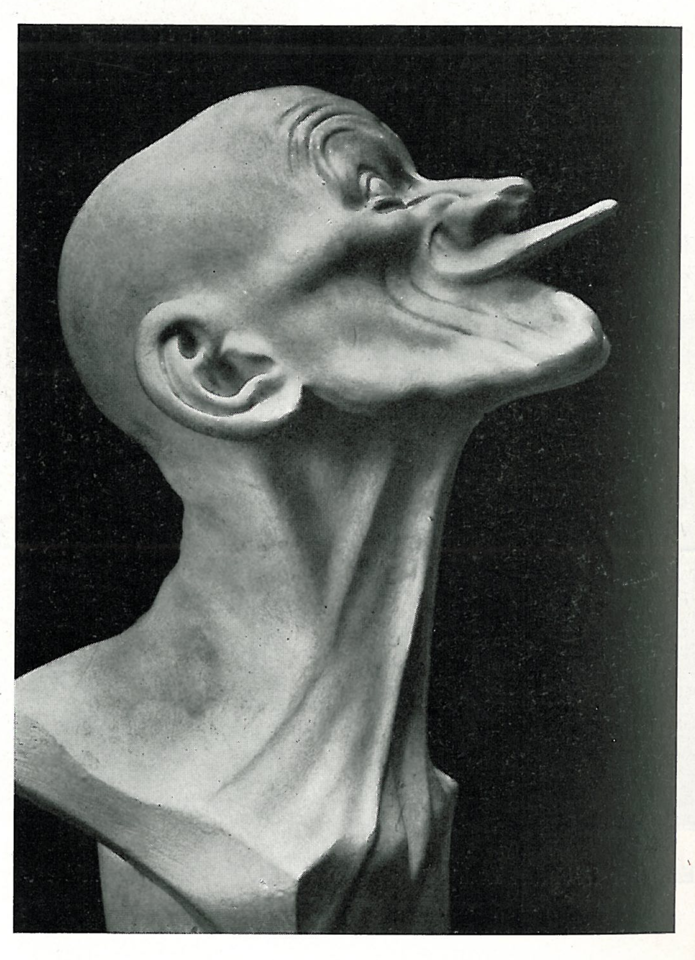


Abb. 20: „Erster Schnabelkopf“

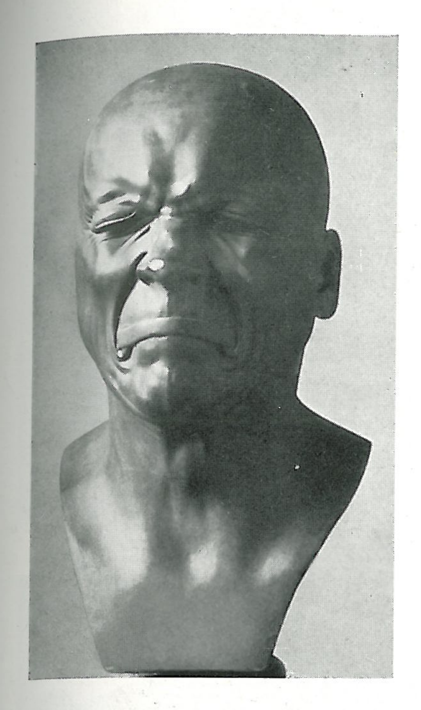


Abb. 21: „Der düstere Mann (?)“

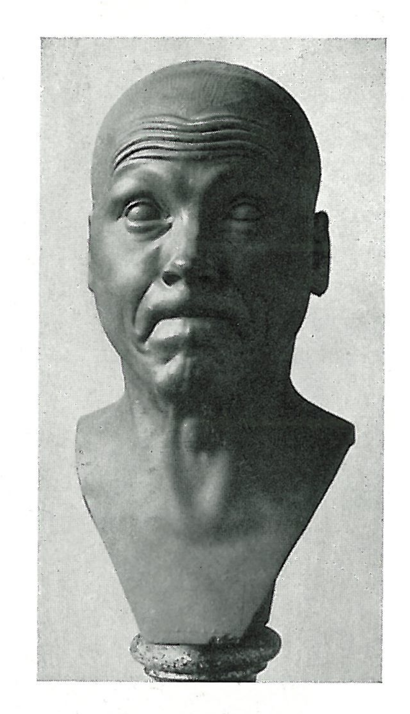


Abb. 22: „Der unfähige Fagottist“

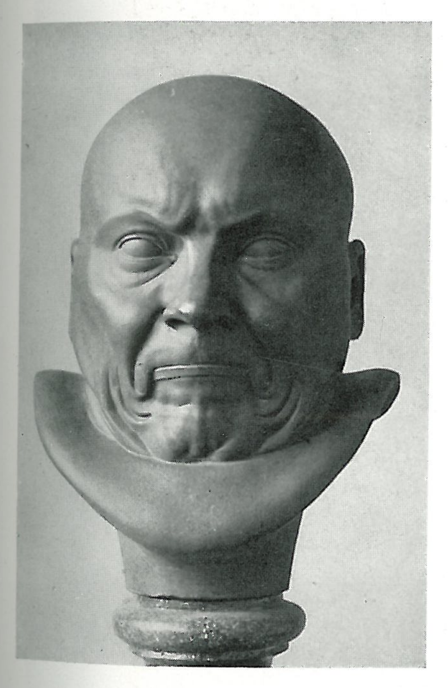


Abb. 23: „Der mit Verstopfung Behaftete“

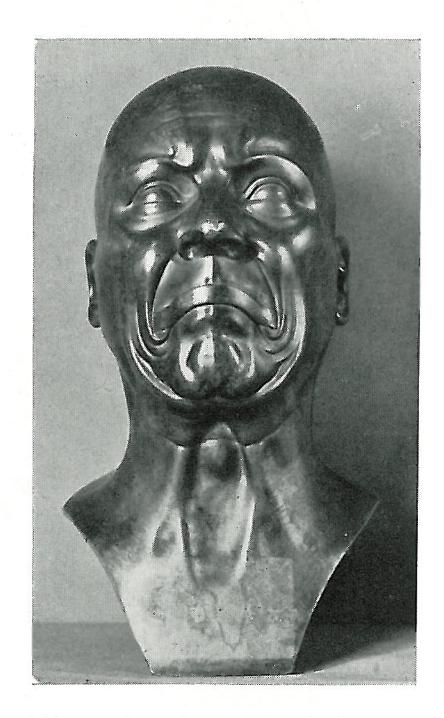


Abb. 24: „Innerlich verschlossener Gram“







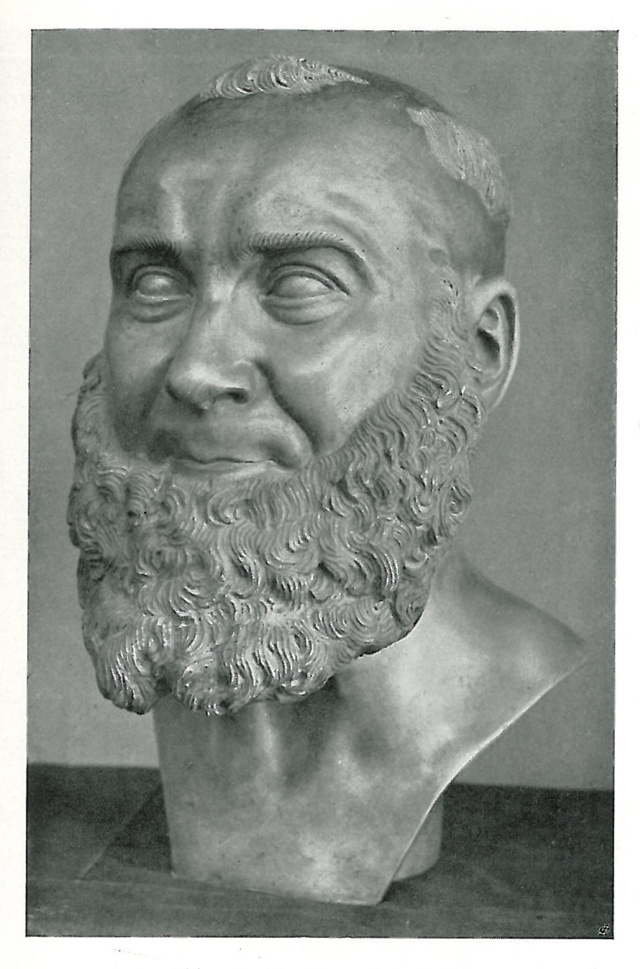


Abb. 28: Der Kapuziner Feßler

Preßburg, Museum



Abb. 29: Van Swieten

Wien, Barockmuseum

gehörigen Beispielen.[1] An den Charakterköpfen des Messerschmidt selbst begegnet noch ein Fall analoger Stilisierung, der uns vertieften Einblick in die Bedingungen ihres Zusammenkommens verspricht. An manchen der Köpfe finden wir die Form der Lippe in besonderer Art ausgebildet, als Band, das den Mund verdeckt (Abb. 21, 23f.). Nach allem, was wir schon ermittelt zu haben glauben, ist es nun naheliegend, nach dem symbolischen Sinngehalt dieser Bildungen zu suchen. Er ergibt sich, wenn wir das Band als Gürtel — als Keuschheitsgürtel — auffassen. In manchen Fällen, etwa an einem Kopf, der als „Verschlossener Gram" (Abb. 24) bezeichnet wird, bleibt die Stilisierung durchaus nicht auf dieses Einzelmotiv beschränkt, erfaßt vielmehr den ganzen unteren Teil des Antlitzes und verarbeitet die am Kinn zusammenfliessenden und die Bandlippe einrahmenden Faltenzüge zu einem selbständigen maskenhaften Gebilde. Bedenken wir nun, daß das Einziehen des Lippenrots, das feste Versperren des Mundes jene Haltung ist, auf der der größte Nachdruck ruht, so dürfen wir die Annahme vorbringen, Messerschmidt habe die natürliche Bildung der Form dort verlassen, wo ihre magische Bedeutung überwiegt.

Mit dieser Auffassung läßt sich, was sich über die Reihenfolge ermitteln ließ, in der wir die Charakterköpfe entstanden denken dürfen, einigermaßen in Einklang bringen. Die Arbeit hat am Anfang der siebziger Jahre eingesetzt; 1776 waren sechs, ein Jahr später zwölf „metallene Kopfstück" vollendet, Anfang der achtziger Jahre etwas über sechzig in Messerschmidts Werkstatt zu sehen. Als Nicolai sie besuchte, sah er Messerschmidt am einundsechzigsten Kopf arbeiten; als der Künstler zwei Jahre später starb, waren neunundsechzig Köpfe vorhanden. Ordnet man die, die sich erhalten haben, auf Grund ihrer formalen Eigentümlichkeiten, so wie etwa die Kunstgeschichte sonst nicht näher bestimmtes Material einanderzureihen gewohnt ist, so liegt es nahe, jene Köpfe an den Anfang zu stellen, die Nicolai als die „simplen der Natur gemäßen" anspricht; er meint damit offenbar die „Selbstbildnisse" (Abb. 1—4, 6). An diese lassen sich jene anderen anschließen, die, „um den übernatürlichen Sinn der Tiere nachzuahmen, mit zusammengekniffenen Lippen und angespannten Konvulsionen" dargestellt waren.[2] Aus diesen läßt sich ohne Mühe eine Reihe bilden, die auf der

1) Über diese Frage bereitet unsere Kollegin Frau Dr. S. Gutmann seit vielen Jahren eine Arbeit vor, deren Kenntnis ich wertvolle Anregungen verdanke.

2) Nicolai zählte vierundfünfzig solcher Köpfe; es scheint, daß Messerschmidt selbst noch manche von ihnen vor seinem Tod zerstört oder etwa durch andere, heute erhaltene, ersetzt hat; auch in dem uns erhaltenen Material müssen alle außer acht Köpfen dieser Gruppe angeschlossen werden.

einen Seite unmittelbar an die Selbstbildnisse anschließt, auf der anderen aber in den Büsten ausklingt, an denen die Nase besonders betont ist; man könnte etwa den als „heftigen Geruch" (Abb. 15) bezeichneten Kopf an das Ende rücken und wäre nun geneigt, die Schnabelköpfe an diesen anzuschließen.

Diese Anordnung, die Messerschmidts künstlerische Entwicklung als einsinnigen Weg vom Natur-Näheren zum Natur-Ferneren erscheinen ließe, — man darf sie eine stilgeschichtliche nennen, — trifft offenbar nicht die Reihenfolge, in der die Köpfe entstanden sind; denn so unklar auch die Einzelheiten dieser chronologischen Fragen sind und werden bleiben müssen, so gut ist es zu verbürgen, daß die Schnabelköpfe nicht als letzte der Reihe und daß mindestens einige der Selbstporträte — etwa das des „Schlafenden" — nach ihnen entstanden sind.[1] Damit tritt an die Stelle einer stilgeschichtlichen eine stilpsychologische Einsicht; die Formensprache der Schnabelköpfe bezeichnet nicht ein zeitliches Spät- oder Reifestadium in Messerschmidts Stilentwicklung, sondern steht mit dem Gegenstand der Darstellung, d. h. wie wir nun sagen dürfen, mit ihrer psychologischen Bedeutung für Messerschmidts Vorstellung in Zusammenhang.

Mit diesen Überlegungen haben wir der Tragfähigkeit unseres Materials vielleicht zuviel zugemutet und uns, aus dem Zusammenhang dieses Vortrages hinaustretend, auf ein weites und anziehendes Gebiet gewagt, das, als Hauptgegenstand der Kunstpsychologie — denn nichts Geringeres steht in Rede als die Wechselbeziehung von inhaltlicher Bedeutung und formaler Gestaltung — von dem schmalen Pfad, auf dem wir uns fortbewegen, nicht weiter zugänglich ist.

Kehren wir zu Messerschmidts Charakterköpfen zurück. Ihr näheres Studium führt uns auf eine große Zahl von Fragen, von denen sich nur einige als lösbar erweisen.

Der Bericht Nicolais hat, was aus dem Vergleich der Köpfe untereinander, aus der Kenntnis der typischen Elemente der Grimasse wahrscheinlich zu machen war, sichergestellt, daß Messerschmidt für seine Charakterköpfe nicht verschiedene Modelle benützte, daß er vielmehr stets das Spiegelbild des eigenen Antlitzes nachahmte. Angesichts dieser Einsicht gewinnt der sonderbare Versuch, die eigene Person in so verschiedener Aufmachung — als Glatzkopf, als Greis mit wallendem Haar oder als Jüngling mit knapp anliegender Frisur — darzustellen, eine besondere Bedeutung. Wir dürfen sie — ganz im Sinne der Erfahrungen aus dem Seelenleben der Schizo-

1) Vgl. dazu die Ausführungen in meiner oben S. 386 angeführten Arbeit.

phrenen — als Versuch des Künstlers ansehen, sich die Existenz seiner Person immer wieder zu beweisen und zugleich als Versuch, dem eigenen Ich immer von neuem zu entgehen. Damit erscheint denn seine Arbeit an den Charakterköpfen in neuem Licht: es liegt nahe, sie als Versuche der Selbstheilung anzusehen.

Nicht nur für die Art, in der Messerschmidt die Aufgabe, die er sich stellte, zu lösen unternahm, ist diese Einsicht gültig, schon die Zuwendung zu physiognomischen Problemen — die Wahl des Themas also, das um seiner didaktischen Bedeutung willen gerade Messerschmidt freilich nahe genug lag — darf man sich auch aus dem gestörten Persönlichkeitsbewußtsein der Schizophrenen determiniert denken. Wissen wir doch, daß der Beginn der Arbeit an den Charakterköpfen in die Zeit von Messerschmidts „erster" Erkrankung fällt. Erinnern wir uns nun der Reihe der Selbstbildnisse mit ihrer seltsamen Stumpfheit und Ausdrucksarmut (Abb. 3, 4, 6), so können wir uns des Gedankens kaum erwehren, daß hier einer vor dem Spiegel um einen echten Ausdruck ringt, darum ringt, den entgleitenden Kontakt mit der Umwelt, dem zu dienen die vornehmste Aufgabe der Mimik ist, noch zu erhaschen.[1] Wie die Zuwendung zu physiognomischen Problemen überhaupt, wie die Themenwahl also, so darf auch die Ausführung selbst als Restitutionsversuch imponieren. Bei diesem Versuch ist an Stelle des schlechthin verständlichen mimischen Ausdrucks ein System fester mimischer Konstellationen getreten, die, ungeeignet eine soziale Funktion zu erfüllen, den Kontakt mit der Umwelt herzustellen, zum Träger eines magischen Zere-

1) Solchen Gesichtern begegnen wir zuweilen an Geisteskranken. Die psychiatrische Diagnose ist gewohnt, mit dieser „leeren" und „stumpfen" Mimik ebenso zu rechnen wie mit dem „gekünstelten" oder „überspitzten" Ausdruck, hinter dem sich die Ausdrucksarmut zuweilen zurückzieht. Das Unechte der mimischen Haltung ist in diesen Fällen oft nicht leicht ohne längere Beobachtung zu erkennen und unser Urteil bleibt vor Momentphotographien unsicherer als in der klinischen Erfahrung selbst. Am ehesten scheint sich der psychotische Habitus in der Mimik darin zu verraten, daß nicht alle Teile des Gesichtes auf die eine vorherrschende Ausdruckshaltung abgestimmt sind, daß also die Mimik nicht vereinheitlicht ist. Diese Einsicht ist der psychiatrischen Praxis durchaus geläufig. So soll etwa — nach einer freundlichen Mitteilung, die ich H. Nunberg verdanke — Bleuler die Diagnose Schizophrenie oft gestellt haben, nachdem er durch Abdecken mit vorgehaltener Hand die obere und untere Gesichtshälfte des Patienten gesondert betrachtet hatte. Auch an den Charakterköpfen begegnet öfters eine Uneinheitlichkeit des Ausdrucks — an den grimassierenden Köpfen ist zuweilen der Ausdruckswert einzelner mimischer Elemente einander geradezu entgegengesetzt — und am Antlitz des Menschen Messerschmidt selbst hat ein kenntnisreicher Beobachter, der ihn zu Ende des Jahres 1780 besuchte, den Eindruck hervorgehoben, den die „zerstörten Züge" des Künstlers auslösen.

moniells geworden sind, aus dessen Zusammenhang allein wir in den Sinngehalt einzelner mimischer Elemente einzudringen vermochten.

Auch die besondere Aufgabe aber, die sich Messerschmidt innerhalb seines Themas, der Physiognomik, gewählt hat, nicht die Affektlagen, sondern Reaktionsweisen der Gesichtsmuskulatur zu studieren, dürfen wir uns ein Stück weit durch seinen psychischen Zustand bestimmt denken, als Versuch, auf einem Umweg — gleichsam von außen, von der Oberfläche her — doch zu einer sozial wirksamen mimischen Haltung zu gelangen.

Völlig gelungen ist dies nur in wenigen Fällen, etwa am Kopf des „Gähnenden" (Abb. 9); eben da aber handelt es sich um eine mimische Verhaltensweise, die wir als Reflexbewegung anzusehen berechtigt sind; sie tritt in der Ontogenese als erste „mimische" Leistung des Neugeborenen auf; ein Seelisches ist zunächst in ihr nicht enthalten. An anderen Charakterköpfen tritt der Ausdruck nur als zusätzliches Element neben die grimassierende Haltung, als ein Versuch, die Grimasse ausdruckshaft zu färben oder — wie oben gesagt wurde — zu rationalisieren.

An einigen Köpfen meint man auf den ersten Blick den Ausdruck vor die Grimasse stellen zu dürfen — etwa am Kopf des „erbosten Zigeuners" (Abb. 26). Hier glauben wir Wut zu finden, einen durch nichts gehemmten Paroxysmus der Leidenschaft; um solche Affektentladung und das unheimliche Gefühl, das sie auslöst, zu kennzeichnen, spricht man wohl auch von „sinnloser" oder von „wahnsinniger" Wut. Das kann kein Zufall sein; man empfindet die Nähe der Psychose. Bedenkt man, daß unter einem halben hundert Büsten diese Wut beinahe der einzig echte, jedenfalls der stärkste Ausdruck affektiven Erlebens ist, so liegt es nahe, anzunehmen, daß sonst aller Affekt vermieden werden mußte, um dieser ausbruchsbereit aufgespeicherten Wut zu entgehen. Doch ist die Grundlage, auf die wir diese Überlegung aufbauen, überaus schwankend. Sieht man den Kopf des „erbosten Zigeuners" länger, öfters und im Zusammenhang mit den anderen Köpfen der Serie, so merkt man bald, daß auch hier der Ausdruck des Affektes leicht bereit ist, in Grimasse umzukippen.

Mit größerer Sicherheit verstehen wir das Mienenspiel an einem anderen Kopf, den wir hier noch vorzuführen haben; es ist einer von jenen, die die Lippe als Band ausgebildet zeigen. Die traditionelle Bezeichnung — der „mit Verstopfung Behaftete" (Abb. 23) — ist hier völlig überzeugend. Sieht man den Kopf länger und eindringlicher an, so fällt zunächst auf, daß auch er viele Züge zeigt, die der Stereotypie der Grimasse Messerschmidts zuzurechnen sind, die einzelnen Elemente aber sind eingefügt in

die Haltung dessen, der gegen die Verstopfung ankämpft, und in dem Bestreben gesammelt, die Entleerung durch Pressen zu befördern. Man bleibt dabei unsicher, wie weit alle Einzelheiten aus diesen Bedingungen allein abzuleiten seien; manche Beschauer meinen den Ausdruck der Anspannung in den Augen als Angst deuten zu dürfen.

Anale Vorstellungen lassen sich dem Zusammenhang von Messerschmidts Wahn an mehreren Stellen einfügen. Wir könnten, wenn wir auch hier wieder das spärliche Material, das wir der „Anamnese" Nicolais danken, aus bekannten Analogien ergänzen, etwa daran denken, daß die Defäkation dem Kranken die Schranke bedeutet haben könnte, die ihn von der Umwelt trennte, oder aber daran, daß die Kotstange ihm als analer Penis des Geistes gilt, den aus seinem Leib zu entfernen er sich müht. So wenig sich aber solche oder ähnliche Annahmen aus der „Krankengeschichte" irgend belegen lassen, so sehr entspricht es doch völlig unserer Erwartung, wenn sich auch die Grimasse, in deren psychologische Bedeutung wir hier ein Stück weit Einblick gewinnen konnten, als mit analen Vorstellungen verknüpft erweist; denn auch eine andere, bedeutsame — pathologische — Bildung des mimichen Apparates, der Tic, ist von Abraham und anderen Beobachtern immer wieder aus einer Fixierung auf analer Stufe, ja auch als Konversionssymptom auf dieser erklärt worden. Daß aber Vorstellungen, die mit der analen Sphäre verknüpft sind, im Wahnsystem Messerschmidts einen Platz einnehmen, ist auch aus der Darstellung Nicolais ersichtlich, denn an einer Stelle, die auf die Schilderung von Messerschmidt Angst beim Anblick der Schnabelköpfe folgt, ohne daß sie mit ihr unmittelbar in Zusammenhang gebracht werden müßte, führt Nicolai einen Ausspruch Messerschmidts an:

> „Als er voll Todessangst den Geist so oft und dieser ihn wieder gezwickt habe, sey der Geist zum guten Glück plötzlich ausgesprungen, haben einen h . . . . . . Wind fahren lassen und sey verschwunden. Wäre das nicht geschehen, so hätte er des Todes seyn müssen." „Der Teufel", fügt Nicolai hinzu, „ist seit längerer Zeit im Besitzstand mit großem Gestank zu verschwinden."

Es darf hier an jene Köpfe erinnert werden, an denen der Haltung der Nase eine besondere Deutung zukommt. Gerade da aber klafft im Bestand der erhaltenen Charakterköpfe eine Lücke — es gab ursprünglich neben dem Kopf, den wir als „heftigen Geruch" kennenlernten, andere, die ein ähnliches Thema behandelten, wie denn auch an anderen Köpfen, an denen die Nase in grimassierenden Kampf einbezogen ist, der Kopf gesenkt ist und der Eindruck entsteht, als handle es sich darum, Anblick und Geruch zugleich zu meiden.

Nichts aber ist für Messerschmidts Arbeitsweise kennzeichnender, als daß die gleiche Kopfhaltung, die gleiche mimische Konstellation, die am Kopf des „mit Verstopfung Behafteten" (Abb. 23) so eindeutig mit einer physischen Sensation verknüpft war, an anderen Köpfen nicht nur in andere physische Haltungen, sondern auch in Stimmungen umgeschaltet wird, in denen „Komisches" vorherrscht (Abb. 17, 18). Auch hier sind die aufeinandergebissenen Lippen, der Wechsel von offenen und geschlossenen Augen das Vorgegebene, die Stimmung des „Lächlers" oder des „Heuchlers" nur die Färbung. Vielleicht darf man, daß diese öfters begegnet, als Beweis dafür auffassen, wie sehr Messerschmidt bestrebt ist, die Grundbedingung, an die sein Schaffen gebunden war, zu verleugnen und die Grimasse zu dissimulieren. Daß gerade heitere oder komische Wirkungen mit Vorliebe herbeigerufen werden, kann man kaum erstaunlich finden, wenn man bedenkt, wie sehr gerade solche Haltungen geeignet sind, in den Dienst der Verhüllungstendenzen und der Angstbewältigung zu treten.

IV

Fassen wir zusammen: ein führender Porträtist an der Wende des Barock, als den wir den jungen Messerschmidt kennenlernen, wendet sich aus mancherlei Antrieben, von denen sich einige mit seiner psychischen Erkrankung verknüpfen lassen, physiognomischen Studien zu. Seine Versuche gleiten bald in Grimassen ab, die im Dienste apotropäischer Magie stehen, und deren Sinn ein Stück weit hat aufgeklärt werden können. Diese vorgegebenen mimischen Konstellationen sollen mit sehr verschiedenen Mitteln — durch äußere Attribute, durch eine allgemeine Färbung mit ausdruckshaltigen Elementen oder auch durch das Aufsuchen von Situationen, die möglichst viele der in der Stereotypie gebundenen Einzelzüge rechtfertigen, — aus Bildungen eines magischen Zeremoniells, die nur einem, nur Messerschmidt selbst verständlich waren, zu Darstellungen umgedeutet werden, die schlechthin verständlich, sozial wirksam sein konnten.[1]

1) Diesem Bestreben dienen offenbar auch die zuweilen recht absonderlichen Bezeichnungen, die an den Köpfen haften und die, ebenso wie die Deutungen der ganzen Serie, als Darstellung der Leidenschaften oder als Charakterköpfe letzten Endes die Interpretation festhalten, mit der Messerschmidt diese seine Arbeiten in der Umwelt zu rechtfertigen oder zu verankern suchte. Daß dies gelungen ist, dafür zeugen lange Reihen von Urteilen der Nachwelt, zuletzt ein halbes Jahrhundert kunstwissenschaftlichen Schrifttums, in dem die Charakterköpfe so gut wie ausschließlich als Denkmäler der Stilgeschichte angesehen wurden.

Was Messerschmidt hier zu überwinden suchte, ist eine Scheidewand, die man vom Standpunkt einer normativen Kunstlehre versucht wäre, die ästhetische Grenze zu nennen: jene nämlich, durch die Freud Traum oder Tagtraum und epische Dichtung, Phantasie und Poesie geschieden hat. So lockend es wäre, diesen Ansatz hier auszubauen und anzudeuten, welchen Dienst er einer historisch gerichteten Kunstwissenschaft zu leisten vermöchte, so verbietet dies doch der Rahmen dieses Vortrags, und es bleibt nur erlaubt, was diese Abgrenzung meint, nochmals an einem Beispiel zu exemplifizieren, das dem engeren Rahmen dieser Arbeit angehört.

In jenen Jahren, da Nicolai den Messerschmidt an seinen Charakterköpfen tätig fand, anfangs der achtziger Jahre also, ist neben einigen anderen Bildnisbüsten auch eine entstanden, die den Kapuzinermönch Fessler (Abb. 28) darstellt, einen seltsamen und unruhigen Mann, der sein bewegtes Leben als Bischof der reformierten Gemeinde in St. Petersburg beschlossen hat. Man kann sich dem Eindruck des Mannes schwer entziehen. Es ist lehrreich zu sehen, mit wie geringen Mitteln dieser Eindruck gesichert wird. Stellen wir neben diese eine Büste eine andere aus Messerschmidts Frühzeit — sie stellt den großen Gerhardt van Swieten dar und ist im Auftrage der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1767 entstanden (Abb. 29) —, so lernen wir einsehen, daß an Stelle des großartigen barocken Pathos knappste und nüchternste Konzentration getreten ist.[1] Diese selbst mag auch zum Teil mit der bei der Arbeit an den Charakterköpfen erworbenen Schulung zusammenhängen, die immer wieder auf klassische Vorbilder, meist auf römische Bildnisbüsten zurückführte. Doch auch ein Detail besonderer Art stellt die Beziehung zu den Charakterköpfen her: die schmalen aufeinandergepreßten Lippen. Sind sie an den Charakterköpfen Träger geheimer Bedeutungszusammenhänge, ist an sie dort der Kern des Wahnes geknüpft, so sind sie an der Büste des Mönches fest in die Züge des Antlitzes eingebaut, an dessen physiognomischer

1) Die Frage, welche psychologische Bedeutung diesem Stilwandel zukommt, welcher seelische Prozeß ihm etwa entspricht, halte ich für kaum beantwortbar. An der Hand des vorliegenden Materials wenigstens vermögen wir nicht anzugeben, aus welchen Quellen diese — wie schon bemerkt wurde — durchaus realitätsgerechte — künstlerische Entwicklung gespeist wurde. In schematischer und kaum mehr zulässiger Verallgemeinerung könnte höchstens darauf hingewiesen werden, daß besondere Beziehungen zwischen der Zurückhaltung in der Formensprache von Messerschmidts Spätwerken, in der Formensprache des Klassizismus und der Umwelteinstellung der Schizophrenie gut vorstellbar sind.

Charakteristik sie entscheidend mitwirken.[1] Niemand vermöchte vor dieser Büste auf die Vorstellungen zu schließen, die Messerschmidt sonst mit diesem Motiv der eingezogenen Lippen zu verknüpfen gewohnt war.

Mancherlei Überlegungen wären hier anzuschließen; ich greife eine heraus. Wir dürfen vermuten, daß an aller Bildung und Formengebung des Künstlers geheime oder Eigen-Bedeutungen haften. Man mag sich vorstellen, daß diese als eine Triebkraft im Schaffen des Künstlers mitwirken. Im „Falle Messerschmidt", am Schaffen eines geisteskranken Künstlers, ist es dank besonders günstiger Bedingungen und im gröbsten Ansatz möglich, die aus seinen individuellen seelischen Voraussetzungen verständlichen motivischen Elemente seiner Formensprache von denen abzugrenzen, die allgemeinverständlich und darum allgemein wirksam sein konnten. Im Schaffen des Normalen sind diese Eigenbedeutungen in die Struktur des Kunstwerkes eingebettet und lassen sich — im idealen Fall — aus dieser Ganzheit nicht herausheben. Alle Eigenschaften und Merkmale sind da noch sozial sinnvoll, historisch faßbar und daher Gegenstand der Stilgeschichte.

Die Vermutung liegt nahe, daß die Art, in der „Eigenbedeutungen" in den Aufbau des Kunstwerkes eingebettet sind, für das Wesen (vielleicht ließe sich auch sagen für die Höhe) der künstlerischen Leistung von entscheidender Bedeutung sei. Es hat den Anschein, als sei die Fähigkeit, Abkömmlinge des eigenen Unbewußten am Kunstwerk in sozial und historisch faßbare Form zu kleiden, ein wichtiges Element künstlerischer Gestaltungskraft.

*

Ich muß fürchten, mich auf zu weite Umwege begeben zu haben und breche ab, um nochmals zum Berichte Nicolais zurückzukehren. Zwei Stellen seines Berichtes und damit zwei Elemente in Messerschmidts Wahn sind offenbar einer weiteren Aufklärung zugänglich. Ich meine einmal die Vorstellung Messerschmidts, daß ihn der Geist der Proportion verfolge, weil er in deren Kenntnis große Vollkommenheit erreicht habe. Und dann eine Handlung, die Nicolai uns beschreibt: daß Messerschmidt sich während der Arbeit immer wieder an die Rippengegend greife. Diese beiden Stücke von Nicolais Bericht lassen sich in Zusammenhang bringen. Doch ehe das versucht werden kann, ist ein neuerlicher Umweg nötig, der uns bis an den Anfang unserer Überlegungen zurückführen soll.

1) Daß es sich nicht um eine Eigentümlichkeit des Modells handelt, läßt sich über jeden Zweifel sichern, denn auch an einer anderen, in der gleichen Zeit entstanden Bildnisbüste des Messerschmidt begegnet das gleiche Motiv.

Ich sagte dort, daß ich entgegen aller Tradition psychoanalytischer Pathographien die Biographie Messerschmidts mit größter Verkürzung wiedergebe, weil ich Grund habe, dem biographischen Material zu mißtrauen. Dieses Mißtrauen habe ich jetzt zu rechtfertigen; es richtet sich gegen zweierlei Entstellungen, denen so gut wie alle auf Messerschmidt bezüglichen Nachrichten unterworfen wurden.

Die eine dieser Entstellungen läßt sich auf Messerschmidt selbst zurückführen. Er fühlte sich seit seiner Pensionierung verfolgt, als Opfer eines akademischen Klüngels; wissen wir doch, daß eben diese Einstellung, daß er alle „Professores und Direktores für seine Feinde" hält, das erste Symptom seiner Krankheit war, auf das wir stoßen konnten. Diese seine Auffassung von einer gegen ihn gesponnenen Intrigue hat er allen, die ihm begegnet sind, mitgeteilt; sie ist bald nach seinem Tod in die Literatur eingedrungen, hat allgemeinen Anklang gefunden und die Leitlinie abgegeben, der seine Biographen gefolgt sind. Die Ideologie des späteren neunzehnten Jahrhunderts hat sich gerade um dieses Umstandes willen seiner Lebensbeschreibung, mit besonderer Vorliebe auch in literarischer Form, bemächtigt, und aus dem paranoiden Wahn des Kranken wächst Zug um Zug das Bild des verkannten Genies. Es hat einiger Arbeit bedurft, ehe ich durch sorgfältiges Studium der zeitgenössischen Quellen die Entstehung dieser ideologisch gefärbten Biographik aufklären konnte — damit zugleich aber war ein weitschichtiges biographisches Material als Konstruktion entwertet.

Die andere Entstellung, mit der wir zu rechnen haben, läßt sich aus einer bestimmten Art der Überlieferung verstehen. Sehr zahlreiche Nachrichten, die sich auf Messerschmidt beziehen, sind in anekdotische Form gekleidet. Einzelnes mag man als gesichert anerkennen, — etwa Andeutungen, die sich auf Messerschmidts Sexualleben beziehen und Rückschlüsse auf seine latente Homosexualität gestatten, seine Ehescheu schildern, berichten, daß er sich in die Frau seines Bruders verliebt habe oder auf eine starke Bindung an einen Lehrling schließen lassen, — aber auch da handelt es sich um versprengtes Nachrichtengut. In anderen Fällen aber läßt sich die Unverläßlichkeit der Tradition erweisen. Denn die große Mehrzahl dieser Anekdoten wird nicht von Messerschmidt allein erzählt, sondern gehört zum ständigen Requisit der typischen an die Gestalt des bildenden Kunstlers geknüpften Anekdotik.

Daß Messerschmidt als Hirte aufgewachsen sei und seine Kunstfertigkeit zuerst beim Schnitzen der Tiere seiner Herde gezeigt habe, wäre eine wert-

volle Nachricht, wüßten wir nicht, daß eben diese Anekdote mehr als einem Dutzend großer Künstler seit der Renaissance angedichtet wurde und daß noch Segantini sie für seine Lebensbeschreibung hat berichtigen müssen. Ähnliches gilt von jenen Nachrichten, die uns die wunderbare Schnellig- von Messerschmidts Arbeitsweise schildern oder erzählen, wie er sich an seinen Widersachern dadurch rächt, daß er sie in Tiergestalt auf einem seiner Bildwerke abkonterfeit.

Aus dem Zusammenhang einer Arbeit, die an der typischen Anekdote vom bildenden Künstler einen Beitrag zur Psychologie der Geschichtsschreibung zu geben versucht, greife ich einige Ergebnisse heraus, um hier eine Anknüpfung zu gewinnen.

Der Künstlerknabe als Hirte, der von einem fremden Kunstfreund durch einen Zufall entdeckt wird, während er die Tiere seiner Herde nachbildet, läßt sich unschwer als freie Verarbeitung jenes Motivs ermitteln, das wir in der Phantasie des Einzelnen als Familienroman, in der der Völker als „Mythos von der Geburt des Helden" erkennen. Die wunderbare Leistung des Künstlers, die oft gefährliche Macht, die seinem Werke zukommt, — wie so viele andere ist denn auch Messerschmidt des Bündnisses mit dem Teufel bezichtigt worden, — soll den Künstler immer wieder als Zauberer erweisen. Anekdotenmotive wie diese lassen sich in der Überlieferung der europäischen Menschheit weit zurückverfolgen, bis in das klassische Altertum, in den griechischen und noch in den altorientalischen Mythos. An ihrer Wiege steht der Kranz von Legenden, die einen Daidalos, einen Prometheus seit alters begleiten; ihr Kern ist der homunkuleische Trieb, der verbotene Wunsch, den Menschen selbst zu schaffen. Der Motor aller dieser Sagenbildung aber ist die Auseinandersetzung mit dem Bildzauber, dessen magisches Zeremoniell, wie es scheint, den Zugang zu den Anfängen bildender Kunst eröffnet.

Ich muß darauf verzichten, diese großartige Kette, die uns die unlösbare Verbundenheit aller Vorstellung vom Künstler mit jener Vorzeit beweist, da er als Magier galt, hier Glied für Glied vorzuführen. Wir werden uns aber nicht wundern, daß im Wahn des Schizophrenen die Vorstellung von der Gottähnlichkeit des Künstlers und seines Schaffens auftaucht. Jenen Griff Messerschmidts an die Rippe dürfen wir uns doppelt determiniert denken: Aus der Angst vor der Kastration — er prüft, ob die Rippe noch da ist, aus der der Gott das Weib schuf, und damit wäre der Anschluß an die von uns vermutete Phantasie von der Vergewaltigung durch die Geister gegeben — und aus der Identifizierung mit dem Menschenschöpfer selbst: Der Bildhauer

greift bei seiner Arbeit an die Rippen, um wie der Herr aus der Rippe Menschengestalt zu bilden.[1]

Die Identifizierung des schizophrenen Künstlers mit dem Schöpfergott bestimmt aber auch die Vorstellung Messerschmidts, daß ihn der Gott der Proportion aus Neid verfolge. Wie so vielen anderen Künstlern gilt auch dem Messerschmidt die Proportion, die *„divina proporzione“* als Geheimnis Gottes, um das er sich bemüht; damit verstößt er gegen das Verbot. Die prometheische Auflehnung taucht in dem Wahn als Projektion auf: Ihn, den Aufrührer, verfolge die Gottheit.

Lassen Sie mich noch mit einem Worte sagen, daß, was uns hier im Wahne des Messerschmidt entgegentritt, in unser aller Vorstellung als archaisches Erbe fortlebt. Überblickt man die Geschichte der sozialen Stellung des bildenden Künstlers in der Gesellschaft, so zeigt sich immer wieder, wie ambivalent wir ihm begegnen; mit Scheu und Bewunderung, die seiner Kunst, die der Macht des Zauberers gilt, mit gedämpfter Verachtung, die den „Asozialen“ als Gefährder der Satzungen immer wieder in das Verließ der Bohême zu verweisen geneigt ist.

1) Und hier scheint sich ein Kreis zu schließen, denn was er bildet, sein eigenes Antlitz, gilt ihm als weiblich.

BESPRECHUNGEN

Aus der Literatur der Grenzgebiete

Becker, Friedebert: Die Instinktpsychologie William McDougalls. *Versuch einer kritischen Darstellung. Schriften der Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg. Im Auftrag herausgegeben von Erich Gierach. Reichenberg, Gebr. Stiepel, 1933. 87 Seiten.*

Die Instinktpsychologie McDougalls versucht auf Grund einer Reihe von spezifischen Grundtrieben, den vierzehn „primären Instinkten", das gesamte tierische und menschliche Verhalten als Aufbau dieser Elemente zu erfassen. „McDougall würde zustimmen, wenn man feststellte, daß er dieses Prinzip des Instinktes ebenso zum Hauptgesetz des Psychischen macht wie der Physiker das Kausalitätsgesetz zum Urprinzip der anorganischen Erscheinungen." — Die vorliegende Arbeit stellt eine mit großer Sorgfalt und Respekt vor der Leistung McDougalls durchgeführte Kritik dar. Sie basiert ganz auf den psychologischen Anschauungen Lindworskys. Die dadurch bedingte Einseitigkeit kommt in erster Linie dort als Mangel zur Geltung, wo man eine prinzipielle Methodenkritik vermißt. Im Rahmen aber der Gegenüberstellung McDougall-Lindworsky ist die Kritik erschöpfend und zwingt den Leser, mit dem Verfasser einig zu gehen. Auch uns erscheint, wie ihm, die empirische Basis McDougalls äußerst schmal und der theoretische Aufbau entsprechend wenig berührt von dem vielgestaltigen psychischen Geschehen, das durch ihn erklärt werden soll. Wir gehen einig mit dem Verfasser, wenn er schreibt: „Uns dünkt schon der Ausgangspunkt des McDougallschen Forschens bedenklich: der Instinkt ist selbst für den kühnsten Psychologen heute noch ein Wunder der Natur, in das tiefer einzudringen uns die exaktesten Experimente noch nicht erlauben. Ist es ratsam, von einem solchen Erlebnis — und selbst die Annahme ‚Erlebnis' ist bereits ein . . . kühner Ansatz — auszugehen, um Erklärungen zu suchen für unendlich komplizierte seelische Vorgänge, die uns aber trotz ihrer Kompliziertheit soviel näherstehen?" „McDougalls Erklärung ist abstrakt, eine theoretische Konstruktion, die dem eigenen Erleben fremd bleibt und es immer bleiben muß."

G. Bally (Zürich)

Bouvier, R.: *Sur la Psychanalyse.* Revue de Synthèse. Tome VI, Nº I, Avril 1933. 18 Seiten.

Eine kurzgefaßte Darstellung der grundlegenden analytischen Lehren, die sich hauptsächlich auf die französische Übersetzung von Stefan Zweigs „Heilung durch den Geist" (Studie über Sigmund Freud) und auf R. Allendys Schriften beruft. Unmittelbare Kenntnis des Werkes Freuds und vollends praktische analytische Erfahrung scheinen dem im großen ganzen positiv eingestellten Verfasser zu fehlen. Gegen die Freudsche Traumtheorie spielt er bezeichnenderweise die Arbeit einer Madame Combes „Le Rêve et la Personnalité" aus. Die Freudschüler werden als eine Art Sekte bezeichnet. In dem letzten, den Anwendungen der Psychoanalyse auf die Soziologie gewidmeten Abschnitt wird bloß eine Abhandlung von Allendy „Capitalisme et Sexualité" und Freuds „Avenir d'une Illusion" besprochen.

A. Winterstein (Wien)

Büch, Ernst: Albrecht Dürers „Melencolia § 1" und die Pest. Die Medizinische Welt, ärztliche Wochenschrift, Nr. 2. Berlin, Nornen-Verlag, 1933. 11 Seiten.

Der schier unerschöpfliche Inhalt des Dürerschen Melancholiestiches hat eine neue Deutung auf den Plan gerufen: Dr. Ernst Büch, ein Arzt aus Essen, unternimmt den Versuch, der psychoanalytischen Auffassung, die im Stich eine künstlerische Reaktion auf den Tod der Mutter erblickt (Winterstein), eine andere zur Seite zu stellen. Die Pest (als Erinnerung an frühere Epidemien in Nürnberg wie auch als Furcht vor einer erneuten Katastrophe) soll das Phantasiegebilde Dürers entscheidend beeinflußt haben. Ein historischer Exkurs über die Pest zu Dürers Zeit dient als Stütze dieser Deutung. Wer die Stimmung der damaligen abendländischen Menschheit berücksichtigt, die in einer an *Dementia paranoides* gemahnenden Weise angstvoll auf das Weltenende harrte, und wer anderseits am Grundsatz der mehrfachen Determiniertheit jedes künstlerischen Produktes festhält, wird der Betrachtungsweise Büchs seine Zustimmung nicht versagen dürfen, mag auch die Interpretation mancher Einzelheiten nicht gerade zwingend erscheinen. A. Winterstein (Wien)

Christiansen, Broder, und Carnap, Eli: Neue Grundlegung der Graphologie. München, Felsenverlag, 1933. 96 Seiten.

In der Erkenntnis, daß die bisherigen Versuche, der Graphologie eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, unzureichend sind, fordern die beiden Autoren den Anschluß an Biologie und Gestaltspsychologie. Für die Verwirklichung dieses vom Standpunkt der Psychoanalyse zu begrüßenden Programms wird jedoch nichts geleistet. Die Ausführungen des Buches bewegen sich im Stil der physiognomischen Betrachtungsweise Spenglers und bringen weder in graphologischer noch in charakterologischer Hinsicht wesentlich Neues. Die unter Zugrundelegung von vier gänzlich heterogenen Gegensatzpaaren (Spannung — Lösung, langwellig — kurzwellig, Außentyp — Innentyp, maskulin — feminin) konstruierte psychologische Typenlehre der Autoren hat nichts Überzeugendes und ist weit davon entfernt, biologisch oder gestaltspsychologisch zu sein. W. Marseille (Wien)

Clemen, Carl: Urgeschichtliche Religion. Die Religion der Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Bonn, Ludwig Röhrscheid Verlag, 1932. 140 Seiten.

Das Tatsachenmaterial zu dem Thema, das sich der bekannte Bonner Religionshistoriker gestellt hat, wird von der Urgeschichtsforschung in Form von Artefakten dargereicht, sodann von ihr entweder selbständig oder im Bunde mit der Völkerkunde (Ethnologie) einer ersten Sinndeutung an der Hand religionsgeschichtlicher Begriffe unterzogen und müßte schließlich nach diesem ersten ordnenden Prozeß noch einmal in die Ebene des Unbewußten transponiert, das heißt eben psychoanalytisch behandelt werden. Der Verfasser hat sich der

Aufgabe der Sammlung des religionsgeschichtlichen Materials der menschlichen Urgeschichte, insbesondere der Steinzeit, mit der größten Umsicht unterzogen und sich in der Deutung der größten Behutsamkeit befleißt. Gerade diese nahezu asketische Beschränkung auf das erweislich Wahre läßt die Lücken unseres Tatsachenwissens wie auch die Unzulänglichkeit aller bloß ethnologischen und bewußtseinspsychologischen Versuche zur Erschließung verschollener geistig-seelischer Zusammenhänge nur um so offenbarer werden. Dies ist alles eher als ein Vorwurf, vielmehr ein Hinweis auf ein Verdienst: jenes nämlich, wider Willen gezeigt zu haben, daß es nötig ist, den Sprung zu tun, der ins Bereich des Unbewußten führt. Dieses Verdienst sei dem Verfasser auch dann vorbehalten, wenn er es selbst als stilwidrig empfinden sollte, den Sprung für seine eigene Person zu tun.

Der psychoanalytische Forscher auf dem Gebiet der Ethnologie und Völkerpsychologie wird durch das Studium dieses Werkes davor bewahrt bleiben, vorschnelle Identifikationen vorzunehmen oder — wozu ja freilich der Mythos eher verführt — gleichsam raubbauartig „Belege" oder „Parallelen" aus der Urgeschichte zu beziehen. Er wird es vielmehr lernen, die fraglichen Dinge einmal in ihrem nüchternen Alltagszusammenhange zu erkennen, genau so, wie wir auch dem Neurotiker nicht helfen könnten, wenn wir uns über diese Art von Gegebenheiten hinwegsetzen wollten.

E. Lorenz (Klagenfurt)

Dembo, T.: Der Ärger als dynamisches Problem. Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie. Herausgegeben von Kurt Lewin. Psychol. Forschg. XV, 1 u. 2.

Das technische Problem von Dembo war, experimentell starke Ärgeraffekte zu erzeugen. Dies wurde durch eine geschickte Versuchsanordnung erreicht: man stellte die Versuchsperson vor unlösbare Aufgaben. Die Unlösbarkeit der Aufgabe war aber nicht voraus feststellbar. Die Versuchspersonen gingen an die Aufgabe heran, mußten aber bald einsehen, daß es ihnen nicht gelingen kann, die Instruktion des Versuchsleiters zu erfüllen. Die Versicherung des Versuchsleiters, die Aufgabe sei zu lösen, veranlaßt sie zu immer weiteren Bemühungen. Die Versuchsperson wird z. B. vor die Aufgabe gestellt, aus einer beträchtlichen Entfernung auf zwei Flaschen zehn Holzringe zu werfen. Die Entfernung ist so gewählt, daß ein zehnmaliges Treffen der Flaschen praktisch unmöglich ist.

Die theoretische Aufgabe, die diese Arbeit sich stellt, ist freilich mit dem Gelingen dieses Versuches noch nicht erschöpft. Denn es kommt nicht darauf an, Ärgereffekte zu erzeugen, sondern die Gesetze der Genese des affektiven Geschehens zu finden. Diese Gesetzlichkeit kann sich nicht auf Feststellungen beschränken, daß nach einem bestimmten Geschehen *a* immer ein bestimmtes Geschehen *b* folgt. Denn eine solche Gesetzlichkeit besteht nicht. Einem lebhaften affektiven Ausbruch geht das eine Mal eine schwächere affektive Äußerung, ein anderes Mal ein scheinbar ganz ruhiges Verhalten voraus. Unter gesetzmäßiger Erfassung psychischer Vorgänge wird in dieser Arbeit etwas anderes verstanden. „Der Fortgang des Geschehens hängt davon ab, welche Verände-

rungen in der Gesamtsituation das jeweilige Geschehen mit sich bringt und welche Folgen diese Veränderung der Gesamtsituation hat. Verstehen und begreiflich ableiten läßt sich das Geschehen nur aus den dynamischen Eigentümlichkeiten, einerseits des inneren Zustandes der Person, anderseits des Umfeldes, in dem das Geschehen vor sich geht." (S. 18.)

Gemäß der Zielsetzung der Arbeit soll die Dynamik der Situation, die im Ärgeraffekt gipfelt, studiert werden. Die inhaltliche Grundtatsache dieser Situation kennzeichnet D. folgendermaßen: „Die Versuchsperson wird vor eine Aufgabe gestellt, die sie willig übernimmt. Sie ist nun bestrebt, ein Ziel zu erreichen, oder anders ausgedrückt: es besteht für die Versuchsperson ein Vektor in der Richtung eines positiven Aufforderungscharakters." Nun ist die Versuchssituation in ihrem weitern Verlauf dadurch ausgezeichnet, daß das Ziel, d. h. die Lösung der Aufgabe nicht direkt zu erreichen ist. Vor dem Ziel befindet sich ein Hindernis: die mit der Aufgabe gesetzte Schwierigkeit. Dieses Hindernis vor dem Ziel nennt D. „Barriere", und zwar ist die Schwierigkeit, die vor der Lösung der Aufgabe aufgerichtet ist, die „Innenbarriere". Wie eine Barriere steht etwa die Bedingung: aus dieser Entfernung die Ringe auf die Flaschen zu bringen. Die Versuchsperson kommt erst im Augenblick eines Fehlschlages zum deutlichen Erlebnis der Barriere.

Vor dem Ziel steht also ein Hindernis, die Schwierigkeit, die Aufgabe zu lösen. Je stärker diese Schwierigkeit bewußt wird, um so deutlicher wird die Tendenz, von der Barriere und damit vom Ziel wegzugehen. Die Versuchsperson möchte den Versuch abbrechen. Aber daran hindert sie ihr Pflichtgefühl und alle jene Momente, die sie veranlaßt haben, die Versuchsbedingungen anzunehmen. Also stößt auch diese Fluchttendenz, den Versuch abzubrechen, auf einen Widerstand. Diesen Widerstand nennt D. „Außenbarriere". Auch die Außenbarriere wird erst durch das reale Anstoßen, d. h. beim Versuch fortzugehen, deutlich spürbar. Erst durch das Anstoßen an die Außenbarriere wird die eigentliche Dynamik der Situation deutlich. Die Versuchsperson kann die Außenbarriere nicht durchbrechen. Von allen Seiten von einer Barriere umschlossen, muß sie im Versuchsfeld bleiben. Bleibt sie aber im Versuchsfeld, so muß sie auch den hier maßgebenden Feldkräften entsprechend handeln. Die Versuchsperson befindet sich in einer sich steigernden Konfliktsituation, d. h. es sind entgegengesetzt gerichtete und zugleich wachsende Kräfte vorhanden. Es entsteht ein sich steigernder Spannungszustand. Aus dieser Spannung entspringt die Unruhe, die Versuchsperson wird hin und her gezerrt. Dieses unruhige Hin und Her ist bereits der Beginn des affektiven Geschehens, stellt vor allem aber den Boden dar, auf dem die verschiedenen affektiven Ausdrücke und Erlebnisse sich aufbauen.

Von den Erscheinungen, die im Laufe der Versuche zu beobachten waren, interessieren den Psychoanalytiker vor allem das Abgleiten in die Irrealität und das Auftreten von Ersatzlösungen. Wenn die Schwierigkeiten der Aufgabe der Versuchsperson deutlich werden und gleichzeitig der Wunsch, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, sehr stark ist, kommt es öfters vor, daß sich phantastische Einfälle einstellen. Eine Versuchsperson sagte in einem Versuch, wo es galt, eine Blume aus einer allzu großen Entfernung zu greifen: „Ich werde

das Zimmer voll Wasser lassen und zu der Blume schwimmen.“ Mehrere Versuchspersonen äußerten den Wunsch, die Blume zu hypnotisieren. Eine Versuchsperson sieht halluzinatorisch ihren Arm vom Körper abgetrennt sich auf die Blume hinbewegen. Die Versuchsperson hat sich aus der Ebene der Realität in eine irreale Sphäre begeben. Sie bewegt sich in einem Felde, in dem die Bestimmungen der Wirklichkeit nicht mehr voll gelten, in dem man wunschgemäß handeln kann. Es ist bezeichnend für die Stärke des Druckes, den die Versuchssituation ausübt, daß die Sphäre der Realität verlassen wird und die Allmacht der Gedanken die Herrschaft erlangt. Wahrscheinlich werden bestimmte, charakterologisch gut kennzeichenbare Versuchspersonen besonders zu solchen Phantasien und magischen Vorstellungen neigen. Leider erfahren wir über diesen Punkt aus der Demboschen Arbeit nichts näheres.

Eine andere interessante Beobachtung bei den Versuchen ist das Auftreten von Ersatzlösungen. Beim Ringwerfen steht außer den beiden Zielflaschen noch eine andere Flasche auf dem Nebentisch. Obwohl die Instruktion genau angibt, daß die Ringe auf die andern Flaschen geworfen werden sollen, kommt es vor, daß die Versuchspersonen diese Flasche, die leichter zu erreichen ist, als Ziel wählen. Oder die Versuchsperson wirft die Ringe auf ein in der Nähe stehendes Stativ. D. bemüht sich sehr um eine Theorie dieser Ersatzlösungen. Für die Erklärung des Ersatzes ist der wesentlichste Gesichtspunkt, daß das Ersatzgeschehen immer zugleich eine Aktion auf das Ziel hin und eine Flucht vor dem Ziel ist. Das Zustandekommen von Ersatzlösungen wird außerdem erleichtert durch die Umbildung des Wahrnehmungsfeldes, die während des Versuches, wie die Verfasserin meint, zustandekommt. Beginnt die Versuchsperson nach der Lösung zu suchen, so bekommen alle Gegenstände des Zimmers eine mehr oder weniger ausgeprägte Beziehung zur Lösung. Die Versuchsperson sieht die Gegenstände in der Richtung des Zieles, d. h. als mögliche Hindernisse, Störungen usw. D. meint, daß auch Ersatzgeschehnisse, also Aktionen, die nicht mehr die Richtung auf das eigentliche Ziel, sondern auf ein anderes Ziel zeigen, auf eine analoge „allgemeine Gerichtetheit“ des Handlungsfeldes zurückgehen. Gegenstände, die nicht als Werkzeuge zum Erreichen des ursprünglichen Zieles in Frage kommen, bekommen dank der Zielgerichtetheit des Gesamtfeldes einen Zielcharakter. Nach dieser These braucht das Ersatzziel garnicht im eigentlichen Sinne eine Substitution für das ursprüngliche Ziel zu bedeuten, ist vielmehr die allgemeine Gerichtetheit sehr stark, so kann es nicht nur zur Einbeziehung „sinnloser“ Hilfsmittel kommen, sondern es kann auch ein dem Sinn der ursprünglichen Aufgabe nicht entsprechendes Ziel Aufforderungscharakter bekommen. Die Verfasserin meint, man fände in den Theorien Freuds, wo der Begriff des Ersatzes eine so große Rolle spielt, im Grunde genommen keine andere Erklärung als die Ähnlichkeit des Ersatzes mit dem eigentlichen Ziel. Wir glauben aber nicht, daß die Theorien der Psychoanalyse, die D. im Auge hat, sich mit Phänomenen befassen, die mit den Ersatzlösungen, die in diesen Versuchen beobachtet wurden, viel Gemeinsames hätten.

Wenn die Spannung in den Versuchen wächst, die Unsicherheit und Aussichtslosigkeit der Situation, in der sich die Versuchsperson befindet, offenbar

wird, dann kommt es schließlich zu jenen Geschehnissen, die man im täglichen Leben vor allem meint, wenn man von Ärgerausbrüchen spricht. Die Gruppierung der verschiedenen Ärgeräußerungen ist sehr schwierig. Denn ruhiges Dasitzen kann ebensogut eine Ärgeräußerung sein wie unbeherrschtes Umherlaufen, Lachen ebenso wie Weinen, Gehorsam ebenso wie Trotz, und man muß D. recht geben, daß es letzten Endes fast für jede Äußerung eine Situation gibt, in der sie die Bedeutung eines Ärgerausdruckes hat. Dann ist der Zusammenhang der äußeren Erscheinungsform des Affektes mit der inneren Affektlage der Person keinesfalls einfach und eindeutig. Auch die Intensität der Affektäußerung geht keineswegs mit der Stärke der inneren Affektlage parallel. Als Hauptgruppen der Erscheinungsformen des Ärgers unterscheidet D.: Reine Affektäußerungen, Affekthandlungen, affektive Tönung andersartiger Geschehnisse. Die Abgrenzung der reinen Affektäußerungen von den anderen Formen des Affektes ist nicht leicht. Man könnte sagen, manche Aktionen der Versuchsperson, wie Kampfhandlungen, das Vernichten des Zieles u. dgl. m., haben eine deutliche Beziehung auf ein Ziel, sind auf die Umwelt bezogen. Die reinen Affektäußerungen, etwa Weinen oder unruhiges Herumlaufen, erscheinen dagegen zunächst als Äußerungen der inneren Erregung, ohne Beziehung auf ein bestimmtes Ziel. Doch betont D. mit vollem Recht, daß diese Charakterisierung nicht ganz zutreffend ist. Denn das Aufstampfen mit dem Fuß auf den Boden oder das Schimpfen enthalten z. B. schon eine Komponente gegen den Versuchsleiter, gegen die Versuchsanordnung, gegen die unangenehme Situation. Selbst das Schreien, sagt D. ausgezeichnet, ist nicht nur ein Aufschreien, sondern auch ein „Hinausschreien". Was die Ärgeräußerung als Ärger auszeichne, hänge gerade mit diesem Moment der Umweltbezogenheit zusammen. Es handelt sich bei dieser Frage nicht bloß um ein spezifisches Problem des Ärgers, die Umweltbezogenheit der Affekte ist ein Grundproblem der ganzen Affektpsychologie. Am Schluß der Arbeit versucht die Verfasserin eine allgemeine Charakterisierung des ärgeraffektiven Geschehens zu geben, ihre Ausführungen dürften aber auch manche Wesenszüge der Affekte überhaupt treffen. So die Feststellung, daß es sich bei dem affektiven Ausbruch um eine „Auflockerung der Schicht, die die innerseelischen Bezirke zugleich trennt und verbindet", handelt. „Aus dieser Auflockerung der Grenzen im Gesamtfeld, d. h. also der Barrieren im Umfeld, der Wände der innerseelischen Systeme und der motorischen Grenzschicht zwischen innerseelischen Systemen und dem Umfeld, lassen sich . . . die verschiedenartigen Affektgeschehnisse ableiten." (S. 117.) „Diese Vereinheitlichung zu einer primitiven und dabei aufs äußerste gespannten Ganzheit ist es, die die Stärke und Schwäche, die Kraft und die Unvernunft des Affektes ausmacht. Die Auflösung der Feinstruktur und die Vereinheitlichung des Gesamtfeldes gibt dem Affektgeschehen den charakteristischen Zug des Unbedingten, Wuchtigen und Allergreifenden. Die Auflockerung der Wände zwischen Außen und Innen, zwischen Oberfläche und Tiefe erzeugt (trotz aller Selbstbeherrschungstendenzen) eine eigentümliche Verkettung und ungewöhnliche Verschmelzung von Getriebenwerden und aktivem Wollen und zugleich von Wunsch und Aktion." (S. 118.) Die Autorin stellt fest, daß diese zeitweilige Primitivierung im Affekt,

in vieler Hinsicht mit der Primitivität des Kindes verwandt ist. Der Affektzustand läßt sich in gewissem Sinne mit einem Zurückgeworfenwerden in einen kindlichen Zustand vergleichen. Es treten im affektiven Geschehen viele Verhaltungsweisen auf, die man sonst als charakteristisch für das Kind ansieht: geringe Trennung von Realität und Irrealität, leichtes Übergreifen der Erregung von einem seelischen Bezirk auf einen andern, geringere Gebundenheit an die festen, sachlichen Eigenschaften der Dinge, magische und animistische Vorstellungen u. ä. m. Trotzdem, meint die Verfasserin, bestehen zwischen dem Erwachsenen, der von einem Affekt beherrscht ist, und dem kindlichen Zustand Unterschiede. „. . . Es bleibt etwas wesentlich anderes, ob wie beim Kinde eine ursprüngliche Undifferenziertheit der Systeme und eine allgemeine Weichheit und Plastizität des seelischen Materials vorliegt oder ob wie im Affekt des Erwachsenen bereits bestehende Differenzierungen beseitigt, vorhandene Wände und Barrieren aufgelockert oder durchbrochen werden.“ (S. 119.)

Was diese Arbeit auszeichnet, ist die ungewöhnliche Sauberkeit der Begriffsbildung und der Methodik. Außer der Analyse des Ärgers liegen in diesen Untersuchungen Ansätze zu einer Theorie des affektiven Geschehens vor.

G. Gerö (Kopenhagen)

Driberg, J. H.: At Home with the Savage. London, Routledge, 1932. IX, 267 p.

Obgleich dieses Buch auf die psychoanalytisch gerichtete Völkerkunde so gut wie gar nicht Bezug nimmt, wird es der Analytiker, der im Reiche der Ethnologie Laie ist, mit Nutzen lesen. Der Verfasser ist mit Methoden und Zielen der modernen Völkerkunde wohl vertraut; seine Kenntnis der Primitiven ist eine unmittelbare; das Buch ist lebendig geschrieben. Ich ziehe es vor, daß Ethnologen die Psychoanalyse ganz bei Seite lassen, wenn sie mit ihr nicht wirklich vertraut sind, als daß sie einige jener Mißverständnisse vorbringen, denen man in diesem Zusammenhang zu begegnen gewohnt ist.

Der Verfasser scheint der Ansicht zu sein, über Freuds Theorie von der Urhorde nach einer beiläufigen Bemerkung über das „phantastische Bild eines von Ödipus beherrschten Gemeinschaftslebens“ verfügen zu können (S. 78). Die Bedeutung psychologischer Gesichtspunkte in der Völkerkunde beurteilt er richtig (S. 10), obwohl er anscheinend unter Psychologie intensives Wissen um das Wesen der „Wilden“ versteht. Er selbst ist ein in diesem Sinne guter Psychologe und ich begrüße besonders seine Bemerkungen über die Sprache der Wilden und die Zahl der in der Umgangssprache verwendeten Worte. „Wir in unserer Zivilisation finden, daß etwa achthundert Worte unseren täglichen Bedürfnissen genügen, weil alle unsere Wissenschaften und Künste in den Händen von Spezialisten ruhen, die ihren eigenen Wortschatz verwenden . . . Nach einer groben Schätzung meint der Primitive etwa zweitausend Worte zu brauchen, um sich auszudrücken, da alle Zweige des Wissens der ganzen Gemeinschaft gleichmäßig zugänglich sind“ (S. 44).

Auch die Bemerkungen des Verfassers über die kulturelle und praktische Bedeutung der Ethnologie sollten nicht übersehen werden. Verfasser

betont, wie verfehlt es sei, außereuropäische Stämme als primitive anzusehen, weist aber doch darauf hin, daß wir in der Ethnologie die einzige Annäherung an eine Disziplin besitzen, die man als Sozialbiologie bezeichnen könnte (S. 17).

Wo es zur Frage nach den grundlegenden Antrieben im Leben der Primitiven oder spezieller Kulturen kommt, muß der Verfasser versagen; denn nach allem, was wir von der Struktur der menschlichen Psyche wissen, sind diese ursprünglichen Motive notwendigermaßen unbewußt. Das eben habe ich in meinen letzten Untersuchungen an dieser Stelle nachzuweisen versucht — die besondere Formel nämlich für eine spezielle Kultur, eine spezielle Neurose. Aus demselben Grunde — d. h. aus dem Mangel an psychoanalytischer Einsicht — sind die Kapitel über das Individuum und die Religion eher enttäuschend. Des Verfassers Stärke liegt in der Beschreibung dessen, was er aus Beobachtung weiß, und in der Kritik einiger sonderbarer Ansichten, die von anderen vorgebracht wurden. „Die Umgebung ist wirksam . . . nur als Echo eines kulturellen Bedürfnisses oder sofern sie Gelegenheit zu kultureller Entwicklung bietet" (S. 47). Er weist auf den Widersinn von Levy-Brühls Ansicht über die grundsätzlich andersartige Struktur der Primitiven hin (S. 38).

Er ist zwar ganz im Recht, wenn er betont, daß wirkliches Verständnis für die primitive Menschheit nur durch eigene Erfahrung und an Ort und Stelle zu gewinnen sei, aber es scheint mir doch als sei seine ironische Beurteilung der am Schreibtisch entstandenen Arbeiten etwas unfreundlich und undankbar, wenn man etwa an Frazers „The Golden Bough" denkt.

Der Verfasser überspitzt seine These auch, wenn er erklärt, daß Geschichte und Entwicklung der Heiratssitten von keinerlei Bedeutung seien (S. 79). Er ist entschieden gegen Verallgemeinerungen eingestellt und meint, ein geschulter Beobachter sollte das Wort „Totemismus" nicht verwenden (S. 29). Sollen wir denn bei den Arandas von *Knanindja*, bei den Normanbyinsulanern von *manua* sprechen? Den Vorteil einer so komplizierten Nomenklatur vermag ich nicht einzusehen. Vielmehr möchte ich darauf hinweisen, daß der Verfasser selbst die allen Menschen gemeinsame Tendenz zu eiliger Verallgemeinerung nicht überwunden hat und daß diese Verallgemeinerungen durch seine eigenen Erfahrungen in der ethnologischen Praxis und durch die zufälligen seiner persönlichen Freunde gefärbt sind. In einer primitiven Gemeinschaft benehmen sich Männer und Frauen sehr ähnlich wie unsere Bauern in einer ackerbauenden Gesellschaft (S. 55). Verfasser schildert, wie unter den Lango die Institution der Vielweiberei durch die Frauen gestützt wird, da die neuen Frauen an der Arbeit teilnehmen, und weil, wenn ein Mann nur ein Weib hätte, die Leute denken würden, daß diese eine böse Sieben sei, die nicht bereit sei, andere Mitweiber zu dulden (S. 81). Aber in Zentralaustralien ist die Lage gänzlich anders, und Vielweiberei ist, wie wir erwarten durften, eine ausschließlich männliche und männerrechtliche Institution.

Da in einigen wohlbekannten Fällen die Befruchtung einem übernatürlichen Wesen zugeschrieben wird, sind wir nicht berechtigt zu behaupten, daß „bei allen Primitiven" (von mir gesperrt) „die Geburt des Kindes sowohl als ein

gewöhnlicher physischer Prozeß angesehen als auch mit dem besonderen Walten der Vorsehung in Zusammenhang gebracht wird" (S. 72).

Aus ethnologischen Handbüchern finden solche Verallgemeinerungen ihren Weg zu psychoanalytischen und anderen Theorien mit oft erstaunlichen Ergebnissen.

G. Róheim (Budapest)

Elkan, R.: Über die Orgasmusunfähigkeit der Frau. Archiv für Frauenkunde, 19. Bd., 1. Heft, 1933.

Der im Norden Europas lebende Autor leugnet, daß es eine natürliche Eigenschaft der Frau sei, einen dem des Mannes entsprechenden Orgasmus zu haben. Er meint, man müsse hier eine entwicklungsgeschichtliche Untersuchung, nicht eine statistisch-kasuistische Betrachtung in den Vordergrund stellen.

Nun gibt es nur ganz wenige exzeptionelle Fälle im Tierreich, in denen auch beim weiblichen Tier ein Orgasmus nachweisbar ist, während er beim männlichen Tier schon auf sehr niedrigen Stufen festgestellt ist.

Nur beim Männchen sei ein Orgasmus vorgesehen, als ein psychosensorischer Fixationsreflex, neben Organen, die das Weibchen festhalten: denn der Koitus des Männchens darf eben nicht vor der physiologischen Beendigung, der Deponierung des Spermas, abgebrochen werden.

Das weibliche Tier kann, durch das Männchen fixiert, den Koitus gar nicht abbrechen, hat keine zu entleerenden Sekrete, — ein weiblicher Orgasmus sei also teleologisch unverständlich, sei *a priori* nicht zu erwarten.

Nur wo auch vom Weibchen etwas entleert würde oder wo das Fehlen genügender Fixationsorgane die Notwendigkeit des Verbleibens des Weibchens durch seine Lust verständlich machen würde, wäre ein weiblicher Orgasmus nötig: und es wird nun tatsächlich nachgewiesen, daß bei den zwei einzigen Tierarten, wo diese Bedingungen vorliegen, Knochenfischen und Schwänen, der weibliche Orgasmus allein zu beobachten ist.

Die bisherige willkürliche Annahme, der weibliche Orgasmus sei im Tierreich überall vorhanden, nur nicht beobachtbar, sei zu verlassen: die Annahme, er sei eben (außer in jenen beiden Ausnahmefällen unter so extremen Begattungsverhältnissen) nicht vorhanden, liege näher.

Durch zahlreiche Bilder aus der Zoologie beweist der Autor das ubiquitäre Bestehen genitaler oder extragenitaler Fixationseinrichtungen beim Männchen und will so aufzeigen, daß es einer sensorischen Reizung des Weibchens nicht bedarf; sobald in der Tierreihe Extremitäten, welche das Weibchen festhalten, auftreten, sind die Fixationsorgane nur rudimentär oder geschwunden.

Der heutige Stand der Biologie läßt also (von den ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen) entwicklungsgeschichtliche Vorstufen des menschlichen weiblichen Orgasmus nicht entdecken.

Schon in einem 3400 Jahre alten Liebeslehrbuch der Inder finde sich eine geradezu raffinierte Aufzählung von Mitteln und Praktiken, die der Mann anwenden könne, um seine Frau zu befriedigen, wenn ihm dies nicht auf natürlichem Wege gelänge; und selbst bei Primitiven seien reizverstärkende Suffixe am Penis in Verwendung. Auch aus diesen Tatsachen glaubt sich der Autor be-

rechtigt, seine These abzuleiten, ein dem Orgasmus des Mannes entsprechender Orgasmus der Frau sei gar keine natürliche Eigenschaft der Frau.

Es verlange aber die durch die ganze Sexualgeschichte der Menschheit und bei allen Völkern der Erde wahrnehmbare Orgasmussehnsucht der Frauen eine Erklärung.

Gestützt auf Sätze jenes alten indischen Liebesbuches Kamasutram, wie Gedankengängen von B. Götz folgend, führt E. das Auftreten des jeder morphologischen Grundlage wie jeder physiologischen Notwendigkeit oder teleologischer Verständlichkeit entbehrenden weiblichen Orgasmus auf den in diesem Belange erfolgreichen sexuellen Geltungskampf der Frau zurück. Der Erfolg bestehe in der Entwicklung eines Reflexes, des Orgasmusreflexes, der ein typisches Beispiel dafür abgebe, wie beim Menschen neue Eigenschaften entstehen.

Darauf beruhe es, daß der weibliche Orgasmus ein äußerst tangibles, lose verankertes, leicht verdrängbares Gebilde darstelle, das sich — wenn überhaupt — nur bei dem seltenen Zusammentreffen vieler günstiger Umstände offenbare. Während — im Gegensatz dazu — der männliche Orgasmusreflex, eine von weither vererbte Funktion des Organismus, in phylogenetisch uralten zerebrospinalen Zentren verankert und dementsprechend stark automatisch und in seinem Ablauf (beim Gesunden) unerschütterlich ist. Soweit E., der damit eine „biologische Tragödie der Frau" bloßzulegen scheint.

Wenn in diesem Aufsatz auch nur der Orgasmus behandelt ist und von den Libidoverhältnissen nicht die Rede ist, soll doch hier auf die Verhältnisse beim menschlichen Weibe aus psychoanalytischer Erfahrung eingegangen werden.

Die Häufigkeit der sexuellen Frigidität des Weibes scheint tatsächlich eine Zurücksetzung desselben in ihren natürlichen Ansprüchen auf Befriedigung zu bestätigen. Dies hat auch nach Freuds Vermutung seinen Grund darin, „daß die Durchsetzung des biologischen Zieles der Aggression des Mannes anvertraut und von der Zustimmung des Weibes unabhängig gemacht worden ist".[1]

Immerhin ist aber die Frigidität in der großen Mehrheit der Fälle als psychogen aufzufassen und der Beeinflussung zugänglich. Fälle, welche die Annahme einer konstitutionellen Bedingtheit, selbst den Beitrag eines anatomischen Faktors nahelegen (Freud), sind die Ausnahmen.

Im allgemeinen handelt es sich doch nur um Ungewecktheit oder Unterworfensein einer Reihe von Hemmungen.

Gibt es doch Mädchen, die den spontanen Orgasmus der nächtlichen Pollution kennen, und der Orgasmus bei der Klitorisonanie steht vielen Frauen zur Verfügung, die ihn bei dem Koitus vermissen (Klitoris = männliche Leitzone).

Zur normalen Empfindung im Koitus scheint am ehesten die Frau disponiert, welche die Befriedigung in passiver Funktion begehrt (Abraham), die mit ihrer Situation als Succuba einverstanden ist. Peniswunsch und -neid, Männlichkeitswunsch, Identifizierung mit dem Mann, seinem Tun *in coeundo*, sind die häufigsten Hemmungen für Friktionslust in der Scheide und angeschlossenen

1) In „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse", Wien 1933.

Orgasmus. (Scheide = weibliche Leitzone). Diese Hemmung ist leicht heilbar, obwohl sie unbewußte Homosexualität — deutlich in Incubaträumen — verrät. Inversion und Perversion sind weitere nur fakultative Orgasmushemmungen. Bekanntlich kann ein zweiter, ein anderer Typus Mann Orgasmus auslösen, wo es dem ersten nicht gelungen ist; einen Spezialfall hat Freud in seinem Aufsatz „Tabu der Virginität“[1] beschrieben.

Natürlich müssen auch alle Angst- und Schuldgefühle wegfallen, wenn ein Orgasmus zustande kommen soll.

Im übrigen ist es ein offenes Geheimnis, daß die Potenz des Mannes, Dauer und Wiederholung des Aktes und seine mit Verständnis gepaarte Geübtheit es sind, welche den Orgasmus der Frau im Koitus erreichen.

„Aber“, sagt Freud, „jedes Stück Kultur kostet ein Stück männlicher Potenz.“

Der Psychoanalyse als warnender, verhütender und heilungbringender ist hier ein wertvoller Wirkungskreis eröffnet. Zunächst ist freilich noch weitere Forschung zur Klärung manches Unsicheren am Platze. E. Hitschmann (Wien)

Feller, F. M.: Psychodynamik des primitiven Denkens. Leipzig und Wien, F. Deuticke, 1933. VI und 58 Seiten.

Eine weitschweifige Schrift, in der über die Geistesverfassung des Primitiven und die prähistorischen Ereignisse in der Urhorde spekuliert wird. Den Hauptinhalt machen Gedanken von Freud aus, welche der Autor durch Verkoppelung mit der Wundtschen Assoziationspsychologie zu einem Zerrbild einer „psychoanalytischen“ Theorie gestaltet. Im einzelnen ist auf dieses unzuständige und in anspruchsvollem Ton abgefaßte Buch nicht einzugehen. Die von Feller ständig erneuerte Berufung auf die Psychoanalyse ist ein Mißbrauch. Das Buch bleibt weit unter dem Niveau der „Psychodynamik der Reklame“ desselben Autors, wo zwischen überflüssigem Beiwerk und Entgleisungen doch einige diskutable Funde zu entdecken waren. W. Marseille (Wien)

Henning, Hans: Psychologie der Gegenwart. 2. durchgearbeitete Auflage. Leipzig, Kröners Taschenausgabe, Band 89, 1931.

Dieses durch klare Diktion ausgezeichnete, für weite Kreise bestimmte Büchlein des bekannten Experimentalpsychologen enthält reiche Literaturangaben und einen bibliographischen Apparat, der dem Außenstehenden wertvoll und auch dem Fachmann gelegentlich nützlich sein wird.

Die Abneigung des Verfassers gegen die Psychoanalyse hat auch in dieser Schrift nichts an Schärfe verloren; er verschmäht es weder sich auf Maylans Pamphlet zu stützen noch auch zu versichern, daß Freuds Lehre die Familie zersetze. Was über die psychoanalytische Psychologie ausgesagt wird, verrät Mißverständnisse, die zu grob sind, als daß es irgend anginge sie zu zergliedern: „Sagt das drei- oder vierjährige Mädchen zum Vater ‚Nicht wahr, wenn die Mutter gestorben ist, heiratest du mich‘, dann sollte die Psychoanalyse das

1) Ges. Schriften, Band V.

nicht so auswerten, als ob eine Siebzehnjährige es fragt. Denn von Tod und Heiraten weiß dieses Kind ungefähr soviel wie von Astronomie, wenn es wünscht, der Vater solle den Mond herabholen.“ (S. 90.) Ähnliche Mißverständnisse aber finden sich auch in anderen Abschnitten, etwa da, wo der Verfasser auf die Fruchtbarkeit geisteswissenschaftlicher Aspekte hinweist: „... die Renaissance bevorzugt die seelischen Eigentümlichkeiten des kräftigen Mannesalters, das Barock lebt mehr die Eigenheiten des Alters aus und pudert sich sogar künstlich zum Greis, wie auch das Kleinkind nach Art Erwachsener angezogen (z. B. in den Stichen Chodowieckis) und behandelt wird ...“ (S. 155.) Daß Bernini und Borromini oder gar die großen Deutschen, daß Fischer und Schlüter „Eigenheiten des Alters ausleben“ werden wenige einsehen, daß aber Chodowiecki (1726 bis 1801), der Illustrator der deutschen Klassiker, zum Barock gerechnet wird, ist zu kühn, als daß es Nachfolge finden könnte; das „nach Art Erwachsener“ angezogene Kleinkind endlich findet sich in der abendländischen Kunst immer wieder, so etwa — um nur das Bekannteste zu erwähnen — bei dem größten niederländischen Künstler der Renaissance, bei Pieter Breughel d. Ä. (gest. 1569), in dessen Werken wir doch die seelischen „Eigentümlichkeiten des Mannesalters“ zu suchen, angewiesen wurden. Diese Beispiele sollen die — auf seinem Arbeitsgebiete unbestrittene — Kompetenz des Verfassers dort kennzeichnen, wo er den festen Grund der Erfahrung verläßt. Daß die Psychoanalyse außerhalb dieser Erfahrung liegt, muß nicht nochmals betont werden.

E. Kris (Wien)

Kankeleit, Otto: Die schöpferische Macht des Unbewußten, ihre Auswirkungen in der Kunst und in der modernen Psychotherapie. Berlin, Walter de Gruyter, 1933. 89 Seiten, 17 Abbildungen.

Das für weite Kreise bestimmte Büchlein fußt im wesentlichen auf der Psychologie C. G. Jungs. Einer Wesensbestimmung des „Unbewußten“ sollen ein reichhaltiger Zitatenschatz aus der deutschen Literatur seit dem „Sturm und Drang“ Beispiele von Entspannungs- und Versenkungsübungen und die Interpretation der in diesem Zusammenhang vorgeführten graphischen Phantasien einiger Patienten dienen. Beinahe die Hälfte des Umfangs ist einem Anhang gewidmet, indem zahlreiche Dichter, Musiker, bildende Künstler und Gelehrte — etwa Hans Grimm, Kubin, Graf Keyserling, Emil Abderhalden — in zum Teil ausführlichen Selbstdarstellungen im Anschluß an einen Fragebogen des Verfassers ihre Erlebnisse bei der schöpferischen Arbeit schildern.

E. K. (Wien)

Klages, Ludwig: Graphologie. »Wissenschaft und Bildung«, Nr. 285. Leipzig, Quelle und Meyer, 1932. 89 Seiten und 81 Schriftproben.

Wie man weiß, hat Klages niemals Anlaß gefunden, an dem was er lehrt eine Korrektur vorzunehmen. So bringt auch das vorliegende Buch im wesentlichen nichts anderes als eine formal noch weiter durchgearbeitete, inhaltlich unmodifizierte Darstellung der Grundlagen seiner graphologischen Lehre. Der

Leser lernt die Entwicklung der Graphologie in der egozentrischen Auffassung von Klages kennen, und er erfährt von den neueren Ansätzen zur Ausbildung einer experimentellen naturwissenschaftlich orientierten Graphologie ebensowenig wie von den Bemühungen, der Graphologie durch den Anschluß an die „Tiefenpsychologie" ein anderes Fundament zu geben. Allerdings muß man zugestehen, daß die „deduktive Graphologie" von K. hinsichtlich ihrer methodischen Klarheit und systematischen Konsequenz unter allen „Graphologien" immer noch die erste Stelle einnimmt und daß sie am meisten in wissenschaftlicher Hinsicht leistet, nämlich in der rationalen Durchdringung der intuitiven graphologischen Deutungen.

Die Lehre vom „Formniveau", welches nach K. der Handschrift wie allen anderen Lebensäußerungen eignet, kann ein Interesse nur insofern erwecken, als die Wertgebundenheit der K.schen Charakterologie bei dieser von ihm selbst immer in den Mittelpunkt gerückten Doktrin unverhüllt hervortritt. Keinesfalls kann man das Formniveau, welches die „Teilhaberschaft" an einer nur scheinbar biologisch, in Wirklichkeit romantisch-metaphysisch verstandenen Lebenskraft bezeichnen soll, als eine wissenschaftliche Begriffsbildung anerkennen. Dagegen haben sich zwei andere Begriffe: „Antriebserlebnis" und „Leitbild" als sehr fruchtbar erwiesen. Die beiden Kapitel, in denen sie zur Sprache kommen, sind die instruktivsten, und nach der Meinung des Referenten darf die Möglichkeit wissenschaftlicher Handschriftdeutung als erwiesen gelten, soweit die Wirksamkeit von Antriebserlebnissen und Leitbildern empirisch sichergestellt ist. Bei Affekten wie Freude oder Wut kann man gewiß von spezifischen Antriebserlebnissen sprechen und die Erwartung hegen, daß sie charakteristischen Ausdruck in der Handschrift finden. Ebenso wird man das Vorhandensein eines bestimmten persönlichen Leitbildes annehmen dürfen, wenn jemand in seiner Handschrift alle sogenannten offenen Formen vermeidet und sie durch geschlossene oder eingerollte ersetzt. Es wird zwar problematisch, aber doch diskutabel erscheinen, wenn man bei Eigenschaften wie etwa dem Ehrgeiz von einem charakteristischen Antriebserlebnis und einem ihm zugehörigen Leitbild spricht. Erst gegen die Ausweitung der beiden Begriffe zu universalen Deutungsprinzipien, wie sie K. vornimmt, sind grundsätzliche Einwände geltend zu machen. Vor allem ist zu sagen, daß Antriebserlebnis beziehungsweise Leitbild nur an einigen Exempeln empirisch aufgewiesen, nicht systematisch an konkreten Einzelfällen studiert, sondern im allgemeinen immer nur postuliert beziehungsweise aus bloßen Eigenschafts*namen* deduziert wird. An diesem Punkt hätte nach Meinung des Referenten die wissenschaftliche graphologische Forschung einzusetzen; sie könnte die Unterstützung durch die Erkenntnisse und die Methode der Psychoanalyse nicht entbehren.

K. hat zwar frühzeitig erkannt, daß die Graphologie, sofern sie wissenschaftlich werden will, vom Stand der Charakterologie abhängig ist; aber diese Erkenntnis konnte nicht fruchtbar werden, weil er den Charakter immer als etwas anlagemäßig Gegebenes angesehen hat. Seine Auffassung vom Charakter ist prinzipiell ungenetisch und somit der psychoanalytischen diametral entgegengesetzt. Daher kommt es auch, daß die in unseren Augen entscheidend wichtige

Frage nach dem höchst komplexen individualhistorischen Tatbestand „Aneignung einer persönlichen Handschrift" von ihm nur gestellt wird, um hinter der („bloßen") handschriftlichen Erwerbung wieder die „eigentliche" Handschrift des Betreffenden aufzudecken, nicht aber um den psychologischen Prozeß der Ausbildung einer Handschrift zum Ausgangspunkt für alles graphologische Verstehen zu machen — was ohne Analyse des Unbewußten auch nicht möglich ist.

Wir haben heute noch keine wissenschaftliche Charakterologie; darunter müssen alle Bemühungen um wissenschaftliche Begründung der Graphologie leiden. Aber es kann auch kein Zufall sein, daß wir bei den Graphologen fast ganz allgemein das Verständnis für die genetische Betrachtung des Charakters zu vermissen haben; das wird vielmehr seinen Grund haben in der besonderen Richtung des psychologischen Interesses, welches zur Graphologie führt. Eine mit Charakteranlagen rechnende Psychologie wird immer in Gefahr sein, in unwissenschaftliches Moralisieren zu verfallen. K. definiert das, was die Psychoanalyse im weitesten Sinn „neurotisch" nennen würde, folgendermaßen: „ . . . die Anlage zu solchen Selbstwerttäuschungen . . ., die unaufheblich sind, weil ihre Aufdeckung für den Träger Minderwertigkeitsgefühle zur Folge hätte, die sein Selbstschätzungsbedürfnis nicht ertrüge" (S. 84).

W. Marseille (Wien)

Mendelssohn, Anja: *Schrift und Seele, Wege in das Unbewußte.* Leipzig, E. A. Seemann, 1933. 148 Seiten.

Nach dem vielversprechenden Vorstoß, den A. Mendelssohn zusammen mit ihrem Bruder in der Richtung auf eine psychoanalytisch orientierte Graphologie unternommen hat („Der Mensch in der Handschrift", 1928), bedeutet die neue Publikation eine Enttäuschung. Die Autorin ist nicht darangegangen, die größtenteils bloß programmatischen Ausführungen des ersten Buches in konkrete Untersuchungen umzusetzen und den Charakter der Vorläufigkeit, welcher verständlicherweise all ihren damaligen Aufstellungen anhaftete, durch die Bemühung um Bestätigung und Begründung zu überwinden. Sie tritt vielmehr neuerdings mit einem Programm hervor. Inzwischen hat sie sich von der Psychoanalyse abgewendet (sie schließt sich dem Argument des Pansexualismus an) und ist Schülerin C. G. Jungs geworden. Dessen „analytische Psychologie" soll das Fundament der neuen Graphologie werden. Der Versuch, den von Jung aufgestellten psychologischen Typen Handschrifttypen zuzuordnen, und das Bestreben, von allgemeinsten psychischen Einstellungs- und Reaktionsweisen statt von isolierten Charaktereigenschaften auszugehen, wird dem Graphologen fruchtbare Anregungen geben, besonders auch dadurch, daß die Abhängigkeit der Graphologie von der Psychologie klar hervortritt. Für den Graphologen ist ferner wertvoll, daß der von der Psychoanalyse herausgearbeitete und für alle charakterologischen Fragen prinzipiell wichtige Zusammenhang von Charaktereigenschaften und neurotischen Symptomen Beachtung findet.

Die „Wege in das Unbewußte", welche die Handschrift nach dem im Untertitel gegebenen Versprechen öffnen soll, werden nicht gezeigt. Der erst zu er-

weisende beziehungsweise zu untersuchende Zusammenhang der Handschrift mit dem Unbewußten wird vielmehr ohne weiteres vorausgesetzt auf Grund der Jungschen Annahme einer Tendenz der Libido zur symbolischen Selbstdarstellung. Entsprechend soll der Graphologe verfahren: „Die deutende Analyse wird immer vom Bilde ausgehen, nicht von der Kenntnis der Entstehungsbedingungen“ (S. 25). Das ist eine Absage an die Wissenschaft. Damit entfallen alle den Psychoanalytiker eigentlich interessierenden Fragen, insbesondere die nach der libidinösen Bedeutung, welche die Schreibtätigkeit als solche mit ihren verschiedenen Komponenten haben kann und nach den Folgen, welche sich im einzelnen daraus für die Gestaltung der persönlichen Handschrift ergeben. Behauptungen wie die, daß typisch Extravertierte rechtsläufig, groß, weit und schräg schreiben oder daß dem Zwangscharakter eine kleine, enge und regelmäßige Handschrift „entspricht“, sind zwar plausibel aber wenig belehrend, solange die behaupteten Zusammenhänge nicht aufgeklärt werden.

M. begnügt sich jedoch wie fast alle Graphologen in ihrem theoretischen Denken mit der vagen Vorstellung des physiognomischen Zueinanderpassens von Charakter und Ausdruck. Eine solche Denkweise hat in der Psychoanalyse keine Stützen. Dagegen ist es nur zu verständlich, daß sie Anschluß finden konnte an die Lehre Jungs, welche ihr mit der Annahme eines kollektiven Unbewußten und einer universalen Symbolisierungstendenz der Libido entgegenkommt und überdies ebenso wie alle graphologischen Systeme dem Bedürfnis nach Klassifizierung und Bewertung der menschlichen Charaktere Rechnung trägt.

W. Marseille (Wien)

Poppelbaum, Hermann: Mensch und Tier. (Fünf Einblicke in ihren Wesensunterschied.) Basel, Rud. Geering, 1933.

Hier wird der Versuch gemacht, die Ergebnisse der Biologie und der biologisch orientierten Anthropologie in Einklang mit den „geisteswissenschaftlichen“ Erkenntnissen der Anthroposophie zu zeigen. Die Erkenntnisse Rudolf Steiners „entstammen seinen eigenen Einblicken in die den gewöhnlichen Sinnen nicht zugänglichen Vorgänge und Dinge der Welt“. — Der Verfasser lebt in der Gewißheit dieser von Rudolf Steiner geschauten Welt, deren Daseinsformen gewissermaßen abgestufte Ausdrücke des Geistes sind, der in den höheren Lebensformen immer reiner zum Ausdruck kommt. Trotz des reichen Materials ergibt sich in der Schrift nirgends eine Basis, auf der man sich mit den vertretenen Ansichten wissenschaftlich auseinandersetzen kann. Es geht hier um Bekenntnisse, nicht um Erkenntnisse.

G. Bally (Zürich)

Rorschach, Hermann: Psychodiagnostik. 2. Aufl. Herausgegeben von W. Morgenthaler. Bern und Berlin, Hans Huber, 1932. Bd. I, 230 Seiten, Bd. II, 10 Tafeln.

In neuer Auflage als Band II der „Arbeiten zur angewandten Psychiatrie“ wurde von Dr. W. Morgenthaler, Bern, das einzigartige Werk des leider so früh verstorbenen Psychiaters und Psychoanalytikers Rorschach herausgegeben.

Die neue Auflage ist bereichert durch ein Bildnis des Verfassers und einen Nachruf aus der Feder des Herausgebers sowie um die von dem geistigen Erben Rorschachs, Dr. Emil Oberholzer, nach dem Tode des Verfassers herausgegebene wertvolle Arbeit „Zur Auswertung des Formdeutversuchs", welche seinerzeit in der „Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie", Bd. 82, 1923, erstmals erschienen war. Am Schlusse des Buches findet sich ein Verzeichnis der Publikationen Rorschachs und ein Literaturverzeichnis der wichtigsten Arbeiten über die Rorschachsche Methode (die sich inzwischen bereits wieder vermehrt haben). Charakteristisch für das Rorschachsche Werk ist, daß eine große Anzahl dieser Arbeiten aus der Feder von Psychoanalytikern stammt; ich erwähne hier Bänziger, Behn-Eschenburg, Binswanger, Christoffel, Furrer, Löpfe, Müller, Oberholzer und (im Verzeichnis noch nicht angeführt) Boss. Eine jüngste Arbeit von Zulliger: „Der Rorschachsche Testversuch" erschien in der Sondernummer für Erziehungsberatung in der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", Jg. VI, Nr. 11/12, 1933.

Das Rohrschachsche Buch wurde von L. Binswanger im Band IX der Internationalen Zeitschritt für Psychoanalyse (S. 512 ff., 1923) eingehend besprochen, mehr unter Würdigung des Interesses, das die nichtpsychoanalytische Psychologie dem Werk entgegenbringt. Im Band X (S. 311 ff., 1924) der Internationalen Psychoanalytischen Zeitschrift wurde die dem Buch angegliederte letzte Arbeit des Verfassers durch Dr. A. Weber (Waldau, Bern) ausführlich rezensiert. Es besteht kein Zweifel, daß diese Arbeit gerade für den Psychoanalytiker das größte Interesse beanspruchen darf.

Wer sich einmal in die Rorschachsche Methode eingearbeitet hat, ist immer von neuem erstaunt, welche Fülle von praktischen Einsichten und wissenschaftlichen psychologischen Ausblicken der Versuch bietet, und bei der Lektüre des Buches bewundert man stets von neuem den Reichtum und die Reichweite der psychologischen Ergebnisse, die der Verfasser in sicherlich genialer Weise aus einem Experiment erarbeitet hat, das in einem Deutenlassen von Zufallsformen besteht.

Der Versuch erfaßt die psychische „Konstitution" der Versuchsperson in topischer und dynamischer Hinsicht, aber gleichsam auf einer andern Ebene oder in einem andern Querschnitt als die analytische Topik und Triebdynamik es tut. Aus der Unterscheidung kinästhetischer und farbbezogener Faktoren in den Deutungsantworten kristallisiert sich ein für das Individuum charakteristischer „Erlebnistypus" heraus. Dieser Erlebnistypus stellt „dispositionelle Momente" dar, Erlebnismöglichkeiten, die erst durch libidinöse Besetzungen zu aktiven Tendenzen werden. In der Gegenüberstellung (nicht als Gegensätze) von kinästhetischer und motorischer Stabilisierung und Reaktionsmöglichkeit finden sich zahlreiche Parallelen in der durch Freud in der Traumdeutung niedergelegten Auffassung des seelischen Apparates, seinem Erregungsablauf in progredienter oder regredienter Richtung und der Endigung aller psychischen Tätigkeit in „Innervationen". Auch zur Libidotheorie lassen sich viele bedeutungsvolle Brücken schlagen. Ich erinnere nur daran, daß die analytisch eruierten Bedingungen zur libidinösen Objektbesetzung aufs engste zusammenfallen mit den

im Rorschachschen „extratensiven Adaptionstyp" verkörperten Eigenschaften (agnoszierbar im Versuch durch den Farbzufluß in den Antworten). Im Gegensatz dazu steht bei Freud wie bei Rorschach der Hypochonder, der seine Libido von den Objekten abgezogen und im Ich zur verstärkten Besetzung von Körperteilen verwendet hat. Rorschach charakterisiert ihn in seinem Versuch als introversiven Typus, der sich durch ein Überwiegen kinästhetischer Zuflüsse zu den Deutungen auszeichnet. In der Mitte liegt nach psychoanalytischen Auffassungen der zwangsneurotische Libidobesetzungstyp, der auch im Rorschachschen Versuch die gleiche Mittelstellung einnimmt (als sogenannter koartativer Typ), während die dilatierte Form dieser Ambiäqualität eine Art Idealtypus darzustellen scheint. Die Neurosenform des objektiv-libidinösen Besetzungstyps respektive des extratensiven Adaptionstyps nach Rorschach wäre dann die Hysterie.

Dies seien nur einige wenige Momente, welche die reichen Beziehungen der Rohrschachschen Psychodiagnostik zur Psychoanalyse illustrieren sollen. Auf die große Bedeutung der im Buche enthaltenen, von Oberholzer herausgegebenen Arbeit für die Psychoanalyse kann nur erneut hingewiesen werden.

Was die praktisch-diagnostische Verwendung des Experimentes betrifft, so ist sie nicht nur eine sehr vielseitige sondern auch eine vielsagende. So hat sich der Versuch z. B. neuerdings bewährt in der Frage der Differentialdiagnose zwischen organisch-enzephalytischen und (unfall-) neurotischen Symptombildern nach Schädeltraumen (vgl. Oberholzer, Z. Neur. 136, 1931). Ferner stellt der Versuch eine der besten Intelligenzprüfungen dar (vgl. das Kapitel: Die „Intelligenz"), da dabei das angelernte Gedächtniswissen völlig ausgeschaltet bleibt. Der Versuch zeigt uns daher nicht, was die Versuchsperson weiß, sondern wie sie Aufgaben intellektuell angeht. Da das Experiment uns zudem verrät, wie (nicht was) die Versuchsperson erlebt, so ist es auch zur Lösung praktischer Fragen der Berufsberatung usw. (vgl. Zulliger, loc. cit.) ausgezeichnet geeignet.

Zum Schlusse sei darauf hingewiesen, daß der Verlag Huber das Werk in seiner neuen Auflage sehr gut ausgestattet hat. An Stelle des broschierten Buches ist ein stattlicher Leinenband getreten. Die zugehörigen Testtafeln sind ihm, auf Karton aufgezogen, in einer separaten Mappe beigegeben. E. Blum (Bern)

Schick, J.: Das Glückskind mit dem Todesbrief. Europäische Sagen des Mittelalters und ihr Verhältnis zum Orient. Corpus Hamleticum. Hamlet in Sage und Dichtung, Kunst und Musik. 1. Abt., 2. Bd. Leipzig, Otto Harassowitz, 1932. X und 405 Seiten.

Dieses Buch ist für Spezialforscher auf dem Gebiet der Mythologie und Legendenforschung bestimmt. Es ist das Werk eines Gelehrten und zeugt für einen großen Arbeitsaufwand und für Hingebung in der Materialsammlung. Leider läßt sich kaum feststellen, was der Autor bezweckt. Er setzt die Kenntnis des früheren Bandes voraus, der, lange vor dem Krieg erschienen, mir nicht zugänglich ist. Offenbar hat der frühere Band das Thema der Untersuchungen des Verfassers näher umrissen, und ich empfinde es als bedauerlich, daß er versäumt

hat, dies in einem einleitenden Abschnitt des vorliegenden Bandes zu wiederholen. Das Buch enthält weder Register noch Inhaltsverzeichnis. Es beschäftigt sich offenbar hauptsächlich mit Versionen der Byzantinischen Konstantinsage und der Deutschen Kaisersage, über den Inhalt dieser Sagen aber wird in dem Buche selbst nicht berichtet. Es ist ein Buch, das ohne Rücksicht auf den Leser verfaßt ist und mehr das Interesse des Autors an einem besonderen Forschungsgebiet bekundet. Ungeachtet des Titels läßt sich keine Beziehung zwischen dem Inhalt des Buches und einem der Themen der Hamletgeschichte feststellen.

E. Jones (London)

Schrenck-Notzing, A. Frh. v.: Die Entwicklung des Okkultismus zur Parapsychologie in Deutschland. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Gabriele Freifrau v. Schrenck-Notzing. Leipzig, Verlag O. Mutze, 1932. 123 Seiten.

Das Buch enthält ein Referat über die deutsche Literatur des Okkultismus von den Schriften du Prels an, die vor fünfzig Jahren, beeinflußt von den Ideen Kants, Schopenhauers, des jüngeren Fichte sowie von Carus und Fechner, den Reigen der Veröffentlichungen für und wider die Parapsychologie begannen.

Von psychoanalytischen Publikationen wird nur v. Winterstein: „Zur Psychoanalyse des Spukes" (S. 50) referiert, die Arbeiten von Freud („Die okkulte Bedeutung des Traumes", „Traum und Telepathie", Ges. Schriften, Bd. III) und von Helene Deutsch („Okkulte Vorgänge während der Psychoanalyse", Imago XII) sind übergangen, während dafür der Begriff der Psychoanalyse bei den religionshistorischen Untersuchungen von Prof. theol. Dr. Rist über hellseherische Visionen (S. 114) und über die Aufklärungen von Prophezeiungen (S. 116) angewendet wird, wo er kaum am Platze sein dürfte.

Der Verfasser hat sich so wohl den wichtigsten Weg zum wissenschaftlichen Verständnis der okkultistischen Phänomene selbst versperrt.

A. Kielholz (Königsfelden-Aargau)

Steinberg, Wilhelm: Die seelische Eingliederung in die Gesellschaft. München, Ernst Reinhardt Verlag, 1933. 126 Seiten.

Eine von konkreter psychologischer Fragestellung weit entfernte Erörterung von soziologischen Definitionen und Gebietsabgrenzungen. Die subtilen begrifflichen Unterscheidungen, zu denen der Autor gelangt, erscheinen um so weniger fruchtbar, als sie von ungeklärten Wertungen durchsetzt werden und sich auf wenig objektivierte Vorstellungen, wie z. B. „Totalität der Innerlichkeit", „aus dem-Wesenskern-heraus-Leben", „Hemmung des den Tiefenschichten entquellenden Lebens", gründen.

W. Marseille (Wien)

Vleugels, Wilhelm: *Soziologie und Psychologie in der Massenforschung. Zentralblatt für Psychotherapie, Bd. V, 1932, S. 13 ff.*

Der bekannte Soziologe, der 1923 einen bemerkenswerten Aufsatz zur psychoanalytischen Theorie veröffentlichte, gibt in der vorliegenden Arbeit weitere

Beiträge zum Verständnis des Wesens und der Wirkung der Masse. Sowohl die eigenen Darlegungen, in denen er dies ausdrücklich erklärt, wie die kluge und maßvolle Polemik zeigen, wie fruchtbar die psychoanalytische Betrachtungsweise für den Autor geworden ist. Er spricht uns aus dem Herzen und aus dem Hirn, wenn er Geiger gegenüber darauf hinweist, daß die prinzipielle Einsicht in das Wesen und die praktische Bedeutung der Sublimierungsprozesse, die in der soziologischen Literatur als so wichtig erkannt werden, vornehmlich Freud zu verdanken ist und fortfährt: „Daran wird grundsätzlich nichts geändert, wenn man es vorzieht, solche Grundbegriffe der Psychoanalyse aus dem Gesamtgefüge der psychoanalytischen Theorie herauszulösen. Tut man auch diesen Schritt, dann kann man zwar nicht mehr sozusagen im Namen der psychoanalytischen Theorie sprechen, man darf deswegen aber nicht verkennen, daß man hier noch mit einem ihrer Werkzeuge arbeitet". Vleugels zeigt auch dort, wo eine weitgehende Übereinstimmung der Analyse mit den Ansichten der älteren Massenforschung zu konstatieren ist, wieviel tiefer die theoretische Begründung ist und daß die Rückführung der Phänomene der Massenpsyche auf die seelischen Grundtatsachen zu viel befriedigenderen Resultaten führt. Die Hilfsmittel der Freudschen Theorie bieten sich bei der Klärung des „psychologischen Tatbestandes Masse" als besonders glücklich dar, weil sie eine gleichzeitig plastische und exakte Darstellung gestatten.

Ist die Polemik gegen Geiger, Spann und andere Soziologen bemerkenswert, so erweckt die gegen Bumke Respekt durch die durchaus zutreffende und mutige Haltung gegenüber einem Anspruch autoritativer Vernünftigkeit. Der Widerspruch, der da zu Worte kommt, ist bescheiden und energisch, er ist vorurteilsfrei in einem schönen Sinne und läßt sich von pompösen wissenschaftlichen Argumenten nicht einschüchtern.

Nur in manchen Punkten gibt der Autor zu, von Bumke eine Bestätigung eigener Bedenken erfahren zu haben. So erscheint ihm auch ein Protest gegen die verschwenderische Anwendung der Sexualsymbolik in der Analyse besonders notwendig. Er schließt sich dem Schreckensruf des französischen Soziologen Achille Ouy an: *„A quoi rêvent nos jeunes filles!"* Auch wir wollen gerne in einen solchen Ruf einstimmen, der freilich eher Staunen als Schrecken ausdrücken würde. Die Analyse hat ja nachdrücklich behauptet, daß die Sexualsymbolik eine Ausdrucksweise des Unbewußten, des Traumes, des Wahnes usw. ist. Eine solche Besonderheit unbewußter gedanklicher Betätigung verträgt sich gut mit einer völlig verschiedenen Aktivität des Bewußten. Th. Reik (Haag)

Yerkes, Robert M.: Genetic aspects of grooming, a socially important primate behaviour pattern. Journ. of soc. psychology, IV, 1, 1933. S. 3–25.

Die Säuberung (Lausen, *grooming*) bildet eine besonders bei den Schimpansen und den kleineren Affen der alten Welt sehr verbreitete „soziale" Tätigkeitsform. Als Grundtypus wird die Säuberung der Schimpansen angenommen und folgenderweise beschrieben: „ . . . die wesentlichen Züge sind

visuelles Beobachten, Absuchen und Bearbeitung der Haut und Haare eines Kameraden mit Fingern und Lippen, Entfernen von Schmutz, Schorf, Parasiten und anderen äußeren Gegenständen und deren Zuführung zum Mund des Säuberers; dessen Lippen, Zunge und Kinnladen können unterdessen bewegt werden, begleitet von Lautproduktionen, als ob vorausgeahnt würde, daß es etwas zum Schlucken geben werde. Gewöhnlich folgt auch das Verschlucken, wenn nur der Gegenstand nicht unangenehm ist." In der Säuberung entladen sich unverständlich starke Affekte; die beiden, die sich gegenseitig säubern, stehen zueinander in einem Vertrauensverhältnis, der eine leistet einen Dienst für den anderen.

Yerkes, der sich auf Köhler und Zuckerman beruft, sieht in dieser Tätigkeit eine eminent sozial-altruistisch eingestellte Gewohnheit und legt eben darum Gewicht auf die Erforschung ihrer Phylo- und Ontogenese. Er kommt zur Hypothese, daß die Säuberung hereditär verankert, eine „natürliche" und keine „kulturelle" Tätigkeit sei, wenn auch Erfahrung bei ihrer Ausgestaltung mithelfen kann. Einst mußte, meint Y., diese Tätigkeitsform von besonderer Wichtigkeit gewesen sein. Sie könne mit sexueller Betätigung verknüpft sein, sei jedoch ihrem Ursprunge nach davon frei. Y. hat hier anscheinend nicht den erweiterten Freudschen Begriff der Sexualität vor Augen; er beruft sich zwar auf meine ältere Hypothese, das Lausen bedeute das (aktive und passive) Wiederbeleben des Mutter-Kind-Liebesverhältnisses, verknüpft sie aber nur äußerlich mit der Zuckermanschen Hypothese vom sexuellen Ursprung. Doch in der Verfolgung der Phylogenese findet er den Neuwelts-Brüllaffen Alouatta, bei dem das Säubern nur ein einziges Mal beobachtet wurde, und zwar das Säubern des Kindes von seiner Mutter. Auch in der Phylogenese könnte also, wie mir scheint, das Mutter-Kind-Verhältnis als auslösende, noch vollverständliche Situation angesehen werden.

Für den Psychoanalytiker ist wohl die Frage von besonderem Interesse, ob die Säuberung auch beim Menschen zu beobachten sei. Y. gibt hier folgendes an: Der menschliche Säugling unter einem Jahr soll ein lebhaftes Interesse für Hautauswüchse, Hautkrusten, Wunden seiner Mitmenschen bezeugen, und auch der normale Erwachsene der Kulturvölker zeigt unter ungewöhnlichen Verhältnissen einen Impuls zur Bearbeitung der Haare und Haut eines intimen Freundes, z. B. bei Vorhandensein von Bläschen, Schabsel, kleinen Geschwüren. Der normale Säugling führt seinen Impuls aus, beim Erwachsenen wird der Impuls gehemmt. (Ein Beispiel aus meiner Erfahrung: Ein sehr intelligenter und angesehener Herr beanspruchte fast täglich an der Kopfhaut gekratzt zu werden. — Das In-den-Mund-Nehmen der eigenen Nasensekretskruste u. dgl. ist möglicherweise eine „onanistische" Form derselben Tätigkeitsgestalt.) Bei Naturvölkern gibt es sodann eine Gewohnheit des „Lausens". So beruft sich Y. auf den Bericht von A. L. Kroeber: „Lausen und Läuseessen ist als Kulturphänomen im primitiven Leben sehr verbreitet. Ich glaube, es ist immer mit Lustgefühlen verknüpft. Alle amerikanische Indianer, so weit mein Wissen reicht, folgen dieser Gepflogenheit." Malinowski gibt von den Trobriandern die folgende Beschreibung: „Sie beobachten gegen-

seitig ihre Haare nach Läusen und essen diese, — eine Gewohnheit, welche uns Abscheu einflößt und schlecht zu passen scheint, wenn ein Mann einer Frau den Hof macht, die aber bei den Eingeborenen eine natürliche und beliebte Beschäftigung zwischen zwei Liebenden und ein bevorzugter Zeitvertreib von Kindern ist." — J. Frank Stimson schreibt: „Diese Tätigkeit ist zu beobachten zwischen zwei Personen nicht notwendig entgegengesetzten Geschlechtes. Sie wird nicht geübt zwischen Fremden, doch — wenn auch gewöhnlich zwischen Mitgliedern derselben Familie — erscheint sie auch zwischen Freunden . . . Ich vermute, ohne dessen sicher zu sein, daß das Zwischen-die-Zähne-Nehmen unter nahen Verwandten, das Zerdrücken zwischen den Nägeln eher unter Freunden geübt wird."

Yerkes befürwortet die Hypothese, Säuberung der Schimpansen und „Entlausung" bei den Primitiven seien funktionell dieselben Tätigkeiten. Von dieser Tätigkeitsgestalt aus wären folgende menschliche Tätigkeiten verständlich:

a) Haarpflege, Hautputzen und Haarpflege durch Entfernen fremden Materials.

b) Entlausen, Auffinden und Zerstören der Ektoparasiten und Entfernen der störenden Unregelmäßigkeiten der Hautoberfläche.

c) Wundbehandlung, Entfernen von Splittern usw. von der Oberfläche der Haut oder auch von tiefer her.

Ich glaube mit der Hypothese, welche ich auf Grund der Zuckermanschen Beobachtungen entwickelt habe (Imago XIX, 1, 1933), in der Säuberung der Affen sei nicht nur das glückliche Mutter-Kind-Verhältnis, sondern auch die schmerzhafte Trennung von der Mutter dramatisiert, auch hier weiterkommen zu können. Die von Y. zusammengestellten, auf Entfernen tendierenden Tätigkeiten entwickeln, wie mir scheint, den Grundtypus der Säuberung von dieser Grundlage aus.

I. Hermann (Budapest)

IMAGO, Band XIX (1933), Heft 3

(Ausgegeben im September 1933)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. GUSTAV BALLY, Zürich VII, Gladbachstraße 59

DR. MAX EITINGON, Berlin-Dahlem, Altensteinstraße 26

DR. PAUL FEDERN, Wien VI, Köstlergasse 7

DR. ERNST KRIS, Wien IX, Schwarzspanierstraße 11

PROF. HAROLD D. LASSWELL, Sociology Department, University of Chicago, Ill.

DR. MED. ET PHIL. PAUL SCHILDER, Professor an der New York University, 52 Gramercy Park, New York City

DR. ERNST SIMMEL, Berlin-Westend, Eichenallee 23

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sándor Radó, 324 West 86th street, New York City.

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Gedruckt bei Christoph Reisser's Söhne, Wien V, Arbeitergasse 1—7